Wiblianus

Entwicklung

eines wahrhaft

physiologischen Heilverfahrens.

Von

Oskar Wislicenus,

Dr. med. in Eisenach.

Leipzig.

Verlag von Eduard Haynel.

1860.

Vorwort.

Unsere Zeit charakterisirt sich durch reges Streben; gleichgültige Ruhe, diese Verwandte des geistigen Todes, ist wenig anzutreffen. Es ringt überall die Vernunft mit dem alten Zopf. Deshalb treffen wir auch überall auf Zerwürfnisse und Zerfahrenheit; die Gegensätze berühren sich, wie noch nie zuvor: Kommunistische Umtriebe und Hervorsuchen veralteter Privilegien, Rückwärtsdrängen und blindes Vorwärtsstürzen, Wunder- und Offenbarungsglaube neben dem vollständigsten Materialismus.

Wie hier im Allgemeinen, so ist's auch in der medizinischen Wissenschaft. Auch hier wird emsig geschafft, aber auch hier zeigt sich eine noch nie dagewesene Zerfahrenheit: Die eifrigsten Anhänger der alten Galen'schen Lehren und des Rezeptirwesens neben vollkommenen Nihilisten, Allöopathen und Homöopathen, Bastarde zwischen diesen beiden, Rademacherianer, Hydropathen. Eine schwierige Aufgabe, aus diesem Strudel der gegeneinanderstoßenden Meinungen die Wahrheit herauszufischen!

Diese Schrift hat sich die Aufgabe gestellt, ein Führer zu sein aus diesem medizinischen Labyrinthe, und ohne Parteirücksichten überall das hinzustellen, was der Vernunft und unseren jetzigen medizinischen Kenntnissen entspricht. Der Erfolg wird lehren, in wieweit der Verfasser diese Aufgabe gelöst hat.

Diagnostischer Theil.

Der gesunde menschliche Organismus.

Die Entwicklung eines physiologischen Heilverfahrens muß überall auf die Thatsachen der Physiologie gegründet sein; diese Wissenschaft aber hat, wie bekannt, das normale organische Leben zu ihrem Gegenstande. Daraus folgt, daß die Entwicklung eines physiologischen Heilverfahrens von der Betrachtung des gesunden Organismus ausgehen muß. Die nächste Aufgabe dieser Abhandlung ist daher, einen kurzen Ueberblick zu geben über alles Das, was sich aus den bisherigen Forschungen der Physiologie über unser inneres organisches Leben folgern läßt.

Bei Betrachtung unseres inneren Körperbaues fallen sofort zwei Gebilde in die Augen, die sich durch alle Theile des Körpers hindurchziehen und schon deshalb auf eine hohe und allgemeine Bedeutung für das Bestehen des Organismus schließen lassen: das Blutgefäßsystem und Nervensystem.

Das Blutgefäßsystem bildet eine Röhrenleitung, innerhalb welcher eine rothe Flüssigkeit, das Blut, durch alle Theile des Körpers hindurchbewegt wird. Die bewegende Kraft geht vom Herzen aus, einem Muskelapparat mit Klappen und Ventilen, vermöge dessen dem Blute eine bestimmte, sich stets gleich bleibende, Richtung auferlegt wird. — Das Blut wird gebildet aus den Speisen und Getränken, die wir als Nahrungsstoffe zu uns nehmen. Diese Nahrungsstoffe werden in der geeigneten Zubereitung von den, in den Wandungen des Magens und Darmkanals befindlichen Endigungen der Milchgefäße aufgesogen, durchlaufen alsdann diese Milchgefäße als sogenannter Milchsaft, und gelangen durch dieselben in den Blutkreislauf, und zwar zunächst in das rechte Herz. Durch dessen Zusammenziehungen

wird der zum Blute umgebildete Milchsaft in die Lungen getrieben, kehrt von da in das linke Herz zurück, und wird durch dessen Zusammenziehungen nach allen Theilen des Körpers hingeleitet. Anfangs geschieht dieses in einem einzigen großen Gefäßstamme, welcher sich baumartig mehr und mehr zertheilt bis zu dem feinen Netz der Haargefäße, die einen viel geringeren Durchmesser besitzen als das dünnste Haar, und so eng zusammen liegen, daß man sich, wie Jedermann weiß, nirgends verletzen kann, ohne daß Blut zum Vorschein kommt. Diese Haargefäße treten allmählig wieder zu größeren Zweigen und Stämmen zusammen, und kehren als untere und obere Hohlvene zum rechten Herzen zurück. Das Blutgefäßsystem bildet also ein völlig geschlossenes Ganze. — Unterwegs geht indessen viel nach außen hin verloren, und wird, nachdem es zur Bildung der Körpergewebe beigetragen hat, durch die Athmung, durch Haut, Koth und Nieren aus dem Körper entfernt. Es ist deshalb eine stete Zufuhr von außen her nothwendig, wenn nicht eine Leere im Blutgefäßsystem entstehen soll. Dies ist die Mechanik des Blutkreislaufs.

Was ist nun der Zweck desselben, und welche Bedeutung hat das Blut für den Organismus? Um das zu bestimmen, muß man wissen, welche Zusammensetzung die einzelnen Theile des Organismus haben, und welche das Blut hat. Man hat gefunden, daß der thierische Organismus aus sehr wenigen Grundstoffen gebildet ist: aus Sauerstoff, Wasserstoff, Stickstoff, Kohlenstoff, Schwefel, Phosphor, Kalk, Kali, Eisen, Kieselerde, Chlor, Natron, und noch einigen anderen Stoffen in äußerst geringer Menge. Man sieht also, daß zum A u f b a u des O r g a n i s m u s keine anderen G r u n d s t o f f e verwandt worden sind, als d i e j e n i g e n, welche man in der u n o r g a n i s c h e n W e l t v o r f i n d e t, und noch dazu nur eine kleine Anzahl derselben. Sauerstoff, Wasserstoff, Stickstoff und Kohlenstoff bilden bei weitem den größten Theil des Organismus. Indessen sind die Verbindungen dieser Stoffe in den organischen Körpern ganz anderer Art, als in den unorganischen. In letzteren sieht man überall binäre Verbindungen, Säuren, Basen, Salze und

Doppelsalze; in ersteren begegnet man nur ternären und quaternären. Ternäre Verbindungen sind Zucker, Fett, Stärkemehl und die meisten organischen Säuren, außer Harnsäure; sie enthalten sämmtlich keinen Stickstoff, sondern blos Sauerstoff, Wasserstoff und Kohlenstoff. Quaternäre sind Eiweiß, Faserstoff, Käsestoff.

Dieselben Grundstoffe, welche den Organismus zusammensetzen, finden sich auch im Blute, und zwar ebenfalls in ternärer und quaternärer Verbindung: Eiweiß, Faserstoff, Zucker, Fett, Salze; das Eiweiß im Blutserum, der Faserstoff an die Blutkörperchen gebunden. Da nun das Blut den ganzen Körper durchdringt, so werden dem Organismus im Blute alle Stoffe geboten, aus denen er sich neu bilden und die erlittenen Verluste decken kann. Das Blut ist der flüssige Organismus. Es muß natürlich auch eine Quelle haben, aus welcher es sich fortwährend erneuert. Diese Quelle besteht in den Nahrungsmitteln, die wir zu uns nehmen. Sie müssen, wenn sie tauglich zur Ernährung sein sollen, dieselben Bestandtheile enthalten, aus denen der Organismus und das Blut zusammengesetzt sind. Vom Blut der Thiere können wir nicht leben; ebensowenig von reinem Eiweiß, Faserstoff oder Fett, unsere Nahrungsmittel müssen eine zusammengesetztere Form besitzen. Auf der anderen Seite können wir auch nicht von unorganischen Stoffen leben; wir sind nicht im Stande, aus den Grundstoffen, Sauerstoff, Wasserstoff, Stickstoff, Phosphor und Schwefel in uns selbst Eiweiß und Faserstoff oder Fett zu bilden. Unsere Nahrungsstoffe müssen eine bereits organisirte Form besitzen, und in ternären und quaternären Verbindungen uns geboten werden.

Solche Nahrungsstoffe bietet uns das Pflanzen- und Thierreich. Die Menschen beziehen ihre Nahrung gewöhnlich aus beiden Reichen; doch gibt es Volksstämme, die fast ausschließlich von vegetabilischer Kost, und andere, die fast nur von Fleischkost leben. Unter den Thieren ist dieser Unterschied stärker ausgeprägt; die allermeisten Thiere sind entweder ausschließlich Pflanzenfresser, oder ausschließlich Fleischfresser. Daß der Mensch

mitten zwischen beiden steht, und zu gemischter Kost bestimmt ist, das beweist sein Bau in mehrfacher Beziehung. Er besitzt erstlich sowohl Schneidezähne und Spitzzähne, als breite Backzähne; alsdann ist der menschliche Unterkiefer nach den Seiten hin weniger beweglich, als bei Kühen, Schafen u. s. w., aber beweglicher wie bei Raubthieren; ferner ist der menschliche Darmkanal verhältnißmäßig kürzer als der der Pflanzenfresser, dagegen länger als bei Raubthieren; die Raubthiere haben endlich einen viel kleineren Blindsack des Magens als der Mensch, während die Wiederkäuer einen vierfachen Magen besitzen.

Fleischkost steht natürlich in ihrer Zusammensetzung dem Blute näher als Pflanzenkost; erstere kann also auch mit geringerer Mühe zu Blut umgewandelt werden, als letztere. Pflanzen enthalten zwar auch Eiweiß; es ist jedoch erstens in geringerer Menge vorhanden, und zweitens von dem Eiweiß des Blutes etwas verschieden, indem es geringeren Schwefelgehalt hat. — Die Pflanzen enthalten ferner viel weniger fertiges Fett als die Thiere, sie führen dasselbe blos in den öligen Samen; wohl aber führen sie reichlich die Bestandtheile in sich, aus welchen Fett gebildet werden kann. Fett gehört zu den ternären Verbindungen; desgleichen der Zellstoff, das Stärkemehl und der Zuckerstoff der Pflanzen. Diese Stoffe können im thierischen Organismus zu Fett umgewandelt werden, weshalb diejenigen Thiere, welche blos von Pflanzennahrung leben, doch sehr viel Fett ansetzen. Dasselbe vermag auch der menschliche Organismus.

Die Speisen werden zunächst im Munde zerkleinert, und durch den Speichel in einen flüssigeren Zustand gebracht. Der Speichel enthält sehr wenig feste Bestandtheile, von Bedeutung in ihm ist nur ein Gährungsstoff, welcher gekochte Stärke oder Kleister sehr rasch in Zucker umsetzt. Dieser Gährungsstoff wirkt also bereits auf die Umwandlung der stärkemehlhaltigen Nahrungsstoffe in Fett hin. — Sodann gelangen die Speisen in den Magen, in welchem sie eine bedeutende chemische Veränderung erleiden, und sich in einen gleichförmigen weißlichen Brei, den Chymus, verwandeln. Diese Umänderung geschieht durch den Magensaft, eine schwach sauere Flüssigkeit, welche von den

zahlreichen Labdrüsen der Magenschleimhaut abgesondert wird. Der Magensaft enthält blos 1—2 pr. C. fester Bestandtheile, hierunter namentlich einen eigenthümlichen Gährungsstoff, das Pepsin, ein Gemenge eiweißartiger Substanzen. Das Pepsin bewirkt in Verbindung mit einer freien Säure, über deren Natur man noch nicht einig ist, die aber nicht fehlen darf, die Umsetzung und Auflösung der stickstoffhaltigen Nahrungsstoffe. In höchst kleiner Menge zugesetzt, löst es, ohne selbst dabei eine Veränderung zu erleiden, das Eiweiß und den Faserstoff auf, welche hierdurch ihre Gerinnbarkeit verlieren. — Die Verdauung ist jedoch im Magen noch bei weitem nicht vollständig. Die Speisen treten nun in den Zwölffingerdarm; hier kommen sie mit zwei Flüssigkeiten in Berührung, mit der Galle und dem Bauchspeichel. Die Galle wird von der Leber in sehr reichlicher Menge geliefert; sie ist für die Verdauung entschieden von großer Bedeutung, was sich schon aus der Beobachtung ergiebt, daß höchstens der achte Theil der festen Bestandtheile der Galle mit dem Kothe weggeht, sieben Achtel dagegen im Darme selbst wieder aufgesogen werden. Sie ist eine sehr kohlenstoffreiche Flüssigkeit von alkalischer Reaktion. Sowohl die Galle als der Bauchspeichel tragen jedenfalls wesentlich dazu bei, das in den Nahrungsstoffen enthaltene Stärkemehl in Dextrin und Zucker, den Zucker alsdann in Milchsäure, diese in Buttersäure und schließlich in Fett umzuwandeln. — Dieselbe Einwirkung wird auch dem stark alkalischen Darmsaft zugeschrieben.

Wie gelangen nun die so zubereiteten Speisen in den Organismus? Wirkliche Oeffnungen, durch welche sie ohne Weiteres in diesen übergehen könnten, befinden sich im Darmkanale nicht. Es befinden sich aber in den Wänden des Darmrohres — nur durch eine feine Membran, die innerste Schleimhautschicht, von der Darmhöhle getrennt — die sogenannten Darmzotten, das sind die von einem engen Blutgefäßnetz und Nervengeflecht umsponnenen blinden Endigungen der Lymphgefäße. Diese sind dazu bestimmt, die löslichen Bestandtheile des Speisebreies aufzunehmen und in den Körper überzuführen. Alle Stoffe demnach, welche aus dem Darmkanal in den Blutkreis-

lauf gelangen sollen, müssen die innerste Schleimhautschicht und die dünnen Wandungen der Milchgefäßenden und der Haargefäße durchdringen, sie müssen sich deshalb in flüssigem Zustande befinden. — Diese Membranen sind vollständig mit wässeriger Flüssigkeit durchdrängt, und es entsteht deshalb die Frage, wie gelangen die fettigen Bestandtheile des Speisebreies durch die Membranen hindurch in die Zotten, da bekanntlich mit Wasser getränkte Stoffe für Fett nicht durchdringbar sind, sowie umgekehrt. Es hat sich als wahrscheinlich herausgestellt, daß dieses Hinderniß durch den Hinzutritt der Galle aufgehoben wird, indem dieselbe mit Fettsäuren Seifen bildet, und die Seifen sind ja in Wasser lösliche Fettverbindungen. In dieser Vermittlung der Aufnahme fettiger Nahrungsbestandtheile scheint die wichtigste Aufgabe der Galle zu liegen.

Im Verlaufe des Dünndarms wird die Aufsaugung der löslichen Nahrungsstoffe vollendet, und in dem Kothe finden sich alsdann nur die unverdaulichen Nahrungsbestandtheile, Holzfasern, Zellenwände der Pflanzen, Schalen von Hülsenfrüchten, Bohnen, Erbsen, Horngebilde, Haare u. s. w., mit etwas Galle und Darmschleim gemischt, und nur sehr wenige Ueberreste der löslichen Stoffe, z. B. Stärkemehlkörner, unvollständig aufgelöste Muskelfasern. Je mehr Bestandtheile eines Nahrungsstoffs durch den Koth wieder abgehen, um so weniger nahrhaft ist er.

Die in die Milchgefäße übergegangenen Nahrungsstoffe bilden eine trübe, weißliche Flüssigkeit, den Milchsaft, der sich durch den Milchbrustgang in die Schlüsselbeinvene, also in den Blutkreislauf ergießt. Je näher er dem Blutstrom kommt, desto ähnlicher wird er dem Blute, und nimmt sogar eine etwas röthliche Farbe an; er unterscheidet sich von dem Blute durch seinen größeren Wassergehalt, durch seinen Reichthum an Fett und Salzen, und dadurch, daß sich nur helle Lymphkörperchen, aber keine rothen Blutkörperchen in ihm finden. Erst im Blutstrom geschieht die völlige Ausbildung des Milchsaftes zu Blut. — Der Milchsaft hängt natürlich in seiner Zusammensetzung sehr von der Beschaffenheit der eingenommenen Nahrung ab;

und wenn er wirklich eine Ersatzquelle für das Blut und den Organismus sein soll, so müssen die Nahrungsmittel eine geeignete Menge von Eiweißstoffen, Fett oder Fettbildnern, und den im Körper vorkommenden Salzen in sich enthalten. Fehlt eins von diesen Dreien, so kann der Organismus auf die Dauer nicht bestehen.

Eine zweite Quelle, aus welcher das Blut die erlittenen Verluste ersetzt, sind die Lungen. Durch sie muß das sämmtliche, aus dem Körper in die rechte Herzkammer zurückkehrende Blut, das Venenblut, sammt dem aus dem Darmkanal kommenden Milchsaft und der übrigen Lymphe hindurchströmen, ehe es als Arterienblut in die linke Herzkammer gelangt und durch deren Zusammenziehungen nach den einzelnen Theilen des Organismus hingetrieben wird. Schon daraus ergiebt sich, daß der Durchgang des Blutes durch die Lungen von wesentlichem Einfluß sein muß, um dieses zur Ernährung des Körpers tauglich zu machen. Man hat längst gefunden, daß die Luft, welche wir ausathmen, nicht mehr von derselben Beschaffenheit ist, wie die als atmosphärische Luft eingeathmete. Beide zeigen eine Verschiedenheit ihrer Zusammensetzung: die ausgeathmete Luft enthält weniger Sauerstoff, dagegen mehr Kohlensäure und Wasser als die eingeathmete. Mit jedem Athemzuge gelangt also eine bestimmte Menge von Sauerstoff in den Körper, und es wird eine bestimmte Menge von Kohlensäure und Wasser aus demselben ausgestoßen. Der Sauerstoff gelangt natürlich zunächst in das die Lungen durchströmende Blut. Das Blut zeigt demgemäß nach seinem Durchgange durch die Lungen eine Veränderung, indem es namentlich eine hellrothere Farbe angenommen hat und um 1° R. wärmer geworden ist als das venöse. Durch Experimente hat man nun erfahren, daß dunkles Blut, mit Sauerstoff geschüttelt, eine hellere Farbe erhält. Das hellrothere Arterienblut muß also mehr Sauerstoff enthalten, als das venöse Blut, was auch durch chemische Analysen vollständig bestätigt worden ist. Die rothe Farbe des Blutes stammt von den Blutkörperchen, und diese sind es gerade, welche vorzugsweise den Sauerstoff an sich ziehen. An die Blutkörperchen ist

deshalb der Sauerstoff des Blutes namentlich gebunden; die Kohlensäure des Blutes befindet sich dagegen im Blutplasma, theils frei, theils als doppelkohlensaures Natron.

Es ist aber bekannt, daß überall da, wo Sauerstoff aufgenommen und Kohlensäure ausgeschieden wird, Verbrennung vor sich geht; diese muß also nothwendig im Organismus stattfinden. Früher glaubte man, diese Verbrennung habe ihren Sitz allein in den Lungen; jetzt hat man sich überzeugt, daß sie durch den ganzen Organismus verbreitet ist. Dafür spricht schon der Umstand, daß die Kohlensäure sich reichlich im venösen Blute vorräthig findet.

Verfolgen wir nun das in den Lungen mit Sauerstoff bereicherte Blut in seinem ferneren Laufe weiter. Es gelangt in das linke Herz, und wird von da durch die Pulsadern nach allen Körpertheilen entsendet. Die Pulsadern theilen sich, wie erwähnt, in immer feinere Zweige, bis sie zuletzt ein sehr feines Netz von äußerst dünnwandigen Gefäßen bilden. Diese sogenannten Haargefäßnetze durchdringen alle Gewebe und Organe; sie treten hierauf allmählig wieder zu größeren Gefäßen, den Venen, zusammen bis zu den zwei großen Venen, die in das rechte Herz einmünden. — Das Blut strömt also nirgends unmittelbar in die Gewebe aus, sondern ist überall durch dünnere und dickere Membranen, die Gefäßwände, von denselben geschieden, gerade wie es bei den Zotten im Darmkanal der Fall war. Die außerordentlich dünnen Wandungen der Haargefäße sind aber sehr geeignet, Flüssigkeiten oder gasförmige Stoffe durch sich hindurch treten zu lassen, und es findet hier in der That zwischen dem Blute und den die Haargefäßnetze umgebenden Geweben ein beständiger Austausch statt, indem sowohl Stoffe aus dem Blut in die Gewebe, wie auch aus den Geweben in das Blut übertreten.

Welcher Art ist nun dieser Austausch? Nachdem die Blutkörperchen einen gewissen Verlauf durchgemacht haben, zerfallen sie im Blutkreislauf selbst. Hierdurch wird der an sie gebundene Sauerstoff frei. Das Blutplasma kann aber nur wenig Sauerstoff aufnehmen; dagegen zieht der geronnene Faserstoff lebhaft Sauerstoff

an sich, und verwandelt ihn in Kohlensäure. Die Faserstoffgebilde der von den Haargefäßen durchströmten Gewebe eignen sich also den Sauerstoff aus dem Blute an, und bilden vermittelst ihres Gehaltes an Kohlenstoff Kohlensäure. Diese Kohlensäure wird nun dagegen von dem im Blutplasma befindlichen kohlensauren Natron angezogen, und zur Bildung von doppelt kohlensaurem Natron verwandt, bleibt auch zum Theil frei im Blutplasma. Die Faserstoffgebilde sind ferner reich an Stickstoff; wenn ihnen nun ein Theil ihres Kohlenstoffs entzogen wird, und ein Theil ihres Wasserstoffs und Sauerstoffs sich zu Wasser verbindet, so muß nothwendig ein Körper übrig bleiben, der reicher an Stickstoff ist, als alle übrigen Theile des Organismus. Ein solcher stickstoffreicher Körper findet sich auch wirklich im Blute, nämlich der Harnstoff.

Das in den Geweben enthaltene Fett zieht ebenfalls Sauerstoff aus dem Blute an sich, und verbrennt dadurch zu Kohlensäure und Wasser, und zwar allmählig in verschiedenen Uebergangsstufen; Milchsäure, Buttersäure, Essigsäure, Ameisensäure, Bernsteinsäure, Kleesäure sind die Mittelstufen zwischen Zucker und Fett einerseits, und Kohlensäure und Wasser anderseits. — Auch die durch Phosphor, Schwefel, Kalk, Kali, Natron gebildeten Salze treten in den Haargefäßen aus dem Blut in die Gewebe, und auch wieder aus den Geweben in das Blut zurück. Zum Ersatz der auf diese Weise zersetzten Gewebe wird dann der im Blute aufgelöste Faserstoff, das Eiweiß und der Fettgehalt des Blutes verwandt.

Die Ergebnisse des Stoffzerfalles sind also Kohlensäure, Wasser, Harnstoff und verschiedene Salze. Die Kohlensäure wird durch die Lungen aus dem Körper entfernt, das Wasser durch Lungen, Haut und Nieren, der Harnstoff durch die Nieren und den Urin, die Salze auch hauptsächlich durch den Urin. Die ausfallenden Haare, die abgeschnittenen Nägel, die sich abschilfernde Oberhaut sind ebenfalls Ausscheidungen, welche dem Harn entsprechen. Der Harnstoff zerfällt außerhalb des Organismus zu Ammoniak und Wasser; also sind die schließ-

lichen Produkte der thierischen Rückbildung: Kohlensäure, Ammoniak, Wasser und einige Salze.

Die Untersuchung der Pflanzenernährung hat nun gelehrt, daß die Pflanze, gerade dem thierischen Organismus entgegengesetzt, zu ihrem Aufbau Kohlensäure, Ammoniak und Wasser nebst verschiedenen Salzen gebraucht; dagegen der Regel nach in reichlicher Menge Sauerstoff ausstrahlt, namentlich unter dem Einflusse des Sonnenlichtes. Es entsteht auf diese Weise ein vollständiger Kreislauf des Stoffs: die thierische Welt kann ohne Pflanzenwelt nicht leben, denn sie bekommt von dieser die zu ihrem Bestehen nothwendigen Nahrungsstoffe erst in der organischen Form geliefert, in welcher sie dieselben allein zu den thierischen Geweben umbilden kann, sowie sie auch durch die Pflanzen den zu ihrem Leben unentbehrlichen Sauerstoff der atmosphärischen Luft erhält. Die Pflanzen dagegen bauen ihren Leib durch unorganische Stoffe, durch Kohlensäure, Wasser und Ammoniak, welche sich als die Endprodukte des thierischen Zerfalles herausgestellt haben. Die Pflanzenwelt vermag aber ohne die Thierwelt fortzubestehen, weil sie sich durch die Produkte ihres eigenen Zerfalles stets wieder erneuert.

Die Kenntniß unserer Körperernährung hat also, wie aus dieser kurzen Skizze ersichtlich, bereits zu wichtigen Aufschlüssen geführt, und im großen Ganzen einen Ueberblick über die Verwendung der einzelnen Grundstoffe gegeben. Sie hat den Plan, nach welchem die ganze Maschine im Gang erhalten wird, zur Anschauung gebracht: Die bis jetzt im Organismus gefundenen Grundstoffe sind keine anderen als die, welche auch außer uns in der unorganischen Natur vorkommen, und sogar nur wenige derselben. Unser Organismus erzeugt durchaus keine neuen Stoffe, sondern verarbeitet nur die ihm von außen her gebotenen. — Es besteht in ihm eine fortwährende Umbildung, eine stete Neu- und Rückbildung der Gewebe; die von außen aufgenommenen Grundstoffe durchlaufen beständig neue Verbindungen, bis sie zuletzt durch eine der bestehenden Ausfuhrquellen wieder aus dem Körper ausgeschieden werden, sodaß innerhalb ziemlich kurzer Zeit das

ganze Material, aus dem wir zusammengesetzt sind, gegen völlig neues vertauscht wird. Der Lebensproceß des Organismus ist zugleich ein beständiger Zerstörungsproceß, und das Leben würde ohne immerwährende Zufuhr von außen nicht lange aufrecht erhalten werden. Bei völligem Nahrungsmangel, oder bei unzureichender, einseitiger Nahrung muß binnen einer bestimmten Zeit der Hungertod eintreten. — Der Lebensproceß ist ferner ein fortgesetzter Verbrennungsproceß. Wo aber Verbrennung ist, entwickelt sich Wärme, und so ist auch die in allen Theilen unseres Körpers stattfindende Verbrennung die wesentlichste Quelle unserer organischen Eigenwärme, die sich unabhängig von dem äußeren Temparaturwechsel stets auf ziemlich gleicher Stufe erhält.

Die jetzige Kenntniß unserer Körperernährung ist indeß nichts weniger als vollständig und erschöpfend, und was das Schlimmste ist, die Unkenntniß beschränkt sich nicht etwa auf Nebendinge, auf hie und da mangelnde Einzelheiten, nein, sie umfaßt gerade die zur Erklärung des gesammten organischen Lebens wesentlichsten Vorgänge. Zunächst sind die Umänderungen, welche die Nahrungsstoffe im Magen erleiden, noch lange nicht in vollem Umfange bekannt; namentlich herrscht über das Pepsin und seine Einwirkung auf das Eiweiß, den Faserstoff und Käsestoff der Nahrungsmittel noch ziemliche Unklarheit, desgleichen über die im Magensaft vorkommende Säure. Man weiß noch nicht sicher, wie weit die Verdauung der Speisen im Magen vorschreitet, und welche Stoffe hier bereits von den Zotten aufgenommen werden, und welche dagegen in den Dünndarm übergehen. — Das Eiweiß in den Vegetabilien, Kartoffeln, Getreidearten, ist anders zusammengesetzt, wie das der thierischen Körper; wie die Umwandlung des ersteren in letzteres geschieht, wissen wir nicht. — Man kennt noch nicht einmal die Formen, in welchen Eisen, Schwefel und Phosphor in den organischen Stoffen, im Eiweiß, Faserstoff, Käsestoff, im Blutfarbstoff enthalten sind; als einfache Oxyde sind sie es nicht. — Das Stärkemehl wird durch die Verdauung in Dextrin und Zucker, hierauf in Milchsäure,

sodann in Buttersäure und endlich in Fett übergeführt, wobei viel Sauerstoff frei werden muß, weil das Fett sehr wenig Sauerstoff enthält; aber die näheren Angaben, wie diese Umwandlung vor sich geht, und welche Rolle bei derselben Mundspeichel, Bauchspeichel und Galle übernehmen, fehlen noch gänzlich. In der Kenntniß von der Umbildung der Nahrungsstoffe bis zum Milchsaft sind demnach noch bedeutende Lücken. — Im Milchsaft begegnet man nun den sogenannten Lymphkörperchen, aus denen sich jedenfalls die Blutkörperchen erneuern; wie und wo diese farblosen Körperchen entstehen, ist ganz unbekannt; desgleichen auch, welche Veränderungen der Milchsaft bis zu seiner Einmündung in den Blutstrom durchläuft. — Mit dem Milchsaft zusammen gelangt die aus dem ganzen Körper aufgenommene Lymphe in den Blutkreislauf. Die Bedeutung dieser Lymphe ist noch sehr dunkel; man weiß nicht, welche Stoffe sie eigentlich, gegenüber den Kapillargefäßen, aufzunehmen bestimmt ist. Gifte werden von den Lymphgefäßen gewöhnlich nicht aufgenommen; man hat nach Unterbindung der Blutgefäße einem Thier Strychnin in eine Fußwunde gebracht, ohne daß das Thier starb. Auch Farbestoffe finden sich nicht in der Lymphe. Die Veränderungen, welche die Lymphe in ihrem Verlaufe, namentlich in den Lymphdrüsen, durchmacht, ist noch unermittelt; die Bedeutung der zahlreichen Lymphdrüsen kann man sich also bis jetzt nicht erklären, nur so viel steht fest, daß durch dieselben die Fortbewegung der Lymphe sehr verzögert wird. Man kennt endlich nicht einmal hinlänglich die ersten Anfänge der Lymphgefäße in dem Gewebe der einzelnen Organe. — Man hat der Milz die Umbildung der farblosen Lymphkörperchen zu farbigen Blutkörperchen zugewiesen; ob mit Recht oder nicht, ist noch fraglich. Die Thätigkeit der Milz ist übrigens bis jetzt ganz unerforscht. Man sieht also, daß es in der Lehre von der Blutbereitung noch sehr viele dunkle Stellen giebt.

Wenigstens ebenso dunkel wie die Bereitung des Blutes ist die fernere Umwandlung desselben, und alle die Aufnahmen und Abgaben, die es während seines Kreislaufes durchzumachen hat. Die Veränderungen, welche das Blut in den Lungen erleidet,

sind noch nicht völlig klar; obwohl die ausgeathmete Luft reicher an Kohlensäure ist als die eingeathmete, so findet sich trotzdem im arteriellen Blute noch mehr Kohlensäure als im venösen, wenn auch die Vermehrung derselben nicht soviel beträgt, wie die des Sauerstoffs. Das venöse Blut enthält ferner eine geringe Menge von Traubenzucker, welcher im arteriellen nicht mehr nachweisbar ist, folglich in den Lungen verschwindet. Was aus demselben wird, weiß man nicht. — Auch ist noch nicht ausgemacht, woher es kommt, daß das arterielle Blut, trotz der beständigen Ausathmung von Wasser durch die Lungen, reicher an Wasser ist als das venöse, ob diese Vermehrung der wässerigen Bestandtheile von der Lymphe herrührt, die unweit des rechten Herzens in das Venensystem einmündet und viel wasserreicher ist als das Blut.

Das arterielle Blut strömt nun, wie wir gesehen haben, nach allen Theilen des Körpers, und in dem Haargefäßnetze geht der Austausch der Stoffe, die Neu- und Rückbildung der Gewebe vor sich. Die Vorgänge, die hier stattfinden, sind für uns zum allergrößten Theile noch ganz räthselhaft; die Gesetze der En- und Exosmose kennen wir nicht. Die Struktur der Haargefäßwandungen in den einzelnen Organen und Geweben zeigt bis jetzt keinen wesentlichen Unterschied, ausgenommen die größere oder geringere Weite und Dicke. Die Haargefäßnetze sind allerdings sehr verschiedenartig, enger und weiter, mehr gerade und mehr gewunden, wodurch die Schnelligkeit des Blutstroms eine verschiedene wird. Dadurch wird aber nicht erklärt, wie die besonderen Gewebe im Organismus zu Stande kommen, Knochen, Muskeln, Gehirn, Nerven, Zellgewebe, Knorpel, Sehnengewebe, Haut, Schleimhaut, die sich beständig in ihrer Zusammensetzung gleich bleiben. Man kennt genau die Bestandtheile und Mischungsverhältnisse dieser Gewebe; man weiß, daß die Muskeln namentlich salzsaures Kali, die Knorpel salzsaures Natron, Kochsalz, die Knochen phosphorsauren Kalk, die Haare Kieselerde enthalten. Alle diese Gewebe schöpfen ihre Bestandtheile aus dem Blute, in welchem die genannten Salze vorräthig sind. Daraus folgt, daß die Haargefäße der Muskeln das salz-

saure Kali leichter durch sich durchtreten lassen, die Haargefäße der Knorpel leichter das Kochsalz, und die der Knochen vorzugsweise den phosphorsauren Kalk. Welche Verhältnisse in den Haargefäßwandungen aber der Grund dieses leichteren oder schwierigeren Durchtritts sind, das ist noch unbekannt. Eine der Hauptfragen im Betreff der Körperernährung, die Entstehung der verschiedenartigen Gewebe, ist also noch völlig unbeantwortet; wir wissen nur, daß die Verschiedenheit der Gewebe wesentlich auf deren Gehalt an besonderen unorganischen Salzen beruht.

Bekannter als die Neubildung ist die Rückbildung der Gewebe, aber trotzdem noch bei weitem nicht zur Genüge aufgeklärt. Die Rückbildung der Gewebe ist nichts anderes, als eine langsame Verbrennung von Fett und Eiweiß. Im Fleisch selbst hat man bereits Produkte des Zerfalles gefunden, Creatin, Creatinin und Inosinsäure, Uebergangsstufen zwischen Eiweiß und Harnstoff. Indessen kennt man die Mittelstufen in der Verbrennung des Eiweißes zu den Endprodukten des Zerfalls, Harnstoff, Kohlensäure und Wasser, doch noch sehr wenig. Harnsäure ist auch ein Produkt des Zerfalls eiweißartiger Stoffe, und verbrennt wieder zu Kohlensäure und Harnstoff. In der Milz hat man einen neuen Stoff entdeckt, das Hypoxanthin, welches nur durch geringeren Sauerstoffgehalt von der Harnsäure verschieden ist und in diese übergeht. Als Bedingung zur Entstehung dieser Stoffe kennt man blos die fortschreitende Verbrennung, und doch findet man dieselben nicht überall, wo eiweißartige Gewebe verbrannt werden, das Creatin und Creatinin blos in den Muskeln, das Hypoxanthin in der Milz. Es giebt überhaupt mannigfache Stoffe im Körper, die nur an bestimmten Orten auftreten, z. B. das Cholestearin und Bilin in der Galle, Pepsin im Magensaft; die besonderen Bedingungen, aus denen diese einzelnen Stoffe an ihren bestimmten Orten entstehen, kennt man nicht, die Annahme einer einfachen Verbrennung genügt zur Erklärung derselben nicht. — Die Funktion der Leber und Galle ist nur eine muthmaßliche. — So giebt

es der Räthsel in unserem Organismus noch viele, sodaß der Ernährungsgang desselben noch sehr viel Stoff zum Nachdenken und Forschen bietet. —

Außer dem Blutgefäßsystem giebt es noch ein anderes Gebilde, welches sich durch den ganzen Körper verbreitet: das Nervensystem. Dieses besteht aus dem Gehirn, Rückenmark, den von diesen beiden ausgehenden Nervenverzweigungen, und dem sympathischen oder Ganglien-System. Die Nerven laufen zu allen Organen des Körpers, zu den inneren wie den äußeren, sie bringen in die einzelnen, in Lunge, Leber, Milz, Sinnesorgane, Knochen, ein, begleiten die Wandungen der größeren und kleineren Blutgefäße, und bilden überall höchst zahlreiche Verästlungen. Ihre letzten Endigungen kennt man noch wenig; man nahm allgemein an, daß sie, sowenig wie die Blutgefäße, freie Endigungen besäßen, sondern sich schlingenförmig umbögen, und zum Rückenmark und Gehirn zurückliefen. Neuerdings will man jedoch bei Fröschen auch freie Nervenendigungen entdeckt haben, und die Frage ist noch unerledigt, ob solche auch im menschlichen Organismus vorkommen.

Nur in einigen wenigen Geweben finden sich keine Nerven, in den Haaren, Nägeln, der Oberhaut und in der Hornhaut des Auges, in welchen dann auch zugleich die Blutgefäße fehlen, denn wo keine Nerven sind, können keine Blutgefäße sein, und ebenso umgekehrt. Jene Körpergewebe, Haare, Nägel rc. unterscheiden sich in Folge dessen wesentlich von allen anderen; sie besitzen nämlich keine eigene Ernährung, sind vielmehr blose Auswurfsstoffe und völlig abhängig von einem sehr gefäß- und nervenreichen Mutterboden. Sie führen, so zu sagen, kein selbständiges Leben, haben weder Bewegung noch Empfindung, ihre Verletzung bedingt keinen Schmerz. Daraus ergiebt sich deutlich, daß überall da, wo Stoffumsatz, Leben stattfinden soll, Nerven vorhanden sein müssen.

Die Nerven unterscheiden sich von den Blutgefäßen dadurch, daß sie erstlich keine hohlen Röhren, sondern solide Stränge sind, und zweitens sich nicht baumförmig zertheilen, sondern eine zahllose Menge sehr feiner Fäden, der sogenannten Primitivner-

venfasern bilden, welche in ihrem ganzen Verlaufe vom centralen bis zum peripherischen Ende nirgends in einander übergehen, gegenseitig verschmelzen oder sich zertheilen, vielmehr selbständig neben einander hinlaufen. Alle diese Primitivnervenfasern verlaufen bis ins Gehirn. Das Gehirn ist also der Mittelpunkt des ganzen Nervensystems. Durchschneidet man bestimmte Primitivfasern, so hört ihr Einfluß auf die peripherischen Organe, zu welchen sie verlaufen, sogleich auf.

Dies zeigt sich auf verschiedene Weise. Durchschneidet man z. B. die hinteren Wurzeln der Rückenmarksnerven, so hört die Empfindung der von ihnen versorgten Körpertheile auf, man kann das Glied verletzen ohne Schmerzempfindung, die Bewegung gehorcht jedoch nach wie vor dem Willen. Durchschneidet man dagegen die vorderen Wurzeln, so wird die willkührliche Bewegung des Gliedes aufgehoben, die Empfindung aber bleibt ungestört. Dasselbe findet man auch bei anderen Nerven. Mag man nun die eine oder andere Wurzel durchschneiden, die Ernährung des Gliedes geht ihren Gang fort; diese hängt von einem anderen Nervengeflechte ab, von dem die Blutgefäßnetze umstrickenden Nervus sympathicus.

Es giebt demnach besondere Bewegungsnerven, Empfindungsnerven und Ernährungsnerven. Ferner steht fest: wo keine Nerven sind, fehlt die eigene Bewegung, Empfindung und Ernährung. Und drittens: das Gehirn ist der Mittelpunkt des organischen Lebens, denn sobald der unmittelbare Zusammenhang irgend welcher Nervenfaser mit dem Gehirn unterbrochen wird, hört sofort die entsprechende Lebensäußerung gänzlich auf.

Es fragt sich nun, wie kommt der Einfluß der Nervenfasern auf die betreffenden Körpertheile zu Stande? worauf beruht ihre Leitungsfähigkeit von den peripherischen Enden zum Gehirn, und von diesem nach jenen zurück? Die Zusammensetzung der Nervenfasern, aus welchen Grundstoffen und in welchen Verhältnissen derselben sie zusammengesetzt sind, kennt man ziemlich genau; man weiß, daß sie solide Stränge und keine Röhren

sind, in denen sich irgend eine Flüssigkeit bewegte, wie in den Blutgefäßen, daß sie aus dem Nervenmark und der Nervenscheide bestehen u. s. w. Ihre Zusammensetzung hat aber bis jetzt noch keinen Aufschluß über ihre Thätigkeit gegeben. — Die Zusammensetzung der einzelnen Nervenfasern in den besonderen Körpertheilen zeigt keine irgend wesentliche Verschiedenheit; ihre anatomische Beschaffenheit ist überall dieselbe. In ihrer Struktur kann man die mannigfaltigen Aeußerungen ihrer Thätigkeiten nicht suchen, sondern nur in ihren beiderseitigen Endigungen, den peripherischen und centralen. Ein Nerv kann nur dann Bewegung vermitteln, wenn er in ein contraktiles Gewebe, das Muskelgewebe, ausmündet. Aber das peripherische Ende bedingt nicht allein die Thätigkeit des Nerven. Ein Empfindungsnerv ist nicht blos an seinem peripherischen Ende empfindlich, sondern schmerzt überall, in seinem ganzen Verlaufe bis zum Gehirn, an der Stelle, wo er gereizt wird; ein bloser Bewegungsnerv aber schmerzt nirgends.

In neuerer Zeit will man entdeckt haben, daß jeder lebende Nerv im Zustande der Ruhe einen elektrischen Strom erzeuge, und gleichsam eine geschlossene elektrische Säule darstelle. Sobald der Nerv in Thätigkeit tritt, soll der elektrische Strom eine Abnahme erleiden. Wenn sich dies wirklich so verhält, so ist die Aufklärung über die Leitungsfähigkeit der Nerven allerdings einen tüchtigen Schritt weitergerückt. Der Fund ist jedoch bei weitem nicht so wichtig, als es scheint, wenn man nicht zugleich diesen elektrischen Strom bis zu den einzelnen Gehirntheilen verfolgt und darlegt, welche Veränderungen daselbst während der verschiedenen Nervenäußerungen vor sich gehen.

Allein das Centralnervensystem, das Gehirn, ist in seinen Thätigkeiten noch fast völlig unbekannt, obwohl man in der Erforschung des Stofflichen ziemlich weit vorgerückt ist. Man kennt die graue und weiße Substanz des Gehirns ihrer Zusammensetzung nach. Der Form nach unterscheidet man das große und kleine Gehirn, und theilt das große Gehirn wieder ein in den Hirnstamm mit dem verlängerten Rückenmark, und in die Gewölbtheile, Halbkugeln. Bis in den Hirnstamm hat man die

einzelnen Primitivnervenfasern des Rückenmarks und der zwölf Gehirnnerven verfolgt, aber weiter hinauf bis in die Gewölbtheile noch nicht, und es steht noch in Frage, ob dieselben bis in diese Gewölbtheile unmittelbar fortlaufen. Jedenfalls scheinen sie daselbst ihre Isolirtheit zu verlieren, und sich gegenseitig vielfach zu vereinigen. Der Hirnstamm und die Halbkugeln unterscheiden sich dadurch wesentlich von einander, daß durch Reizung und Verletzung des ersteren sowohl Bewegung als Empfindung in den entsprechenden peripherischen Organen sich zeigen, durch Reizung der Halbkugeln aber keins von beiden entsteht; diese sind völlig unempfindlich.

Wir beobachten nun in uns eine Reihe von Erscheinungen, die wir als sogenannte Geistes- und Seelenthätigkeiten zusammenfassen. Der Sitz dieser Thätigkeiten ist das Gehirn. Die bewußte Empfindung in einem Organe, und der Einfluß unseres Willens auf dasselbe hören beide vollständig auf, wenn die Nerven dieses Organs nicht mehr in unmittelbarem Zusammenhange mit dem Gehirn stehen. Es gelang, Vögel, denen man das große Gehirn weggenommen hatte, durch künstliche Fütterung wochenlang zu erhalten. Die Thiere saßen hierauf stets unbeweglich da, wie im Schlaf, nur in Folge äußerer Anregung vollführten sie einige Bewegungen; die Bewegungen selbst waren geordnet und zweckmäßig. Jeder Bissen mußte hinter die Zungenwurzel gebracht werden, worauf er verschluckt wurde. — Thiere, denen man das kleine Gehirn genommen hatte, verloren in Folge dessen die Fähigkeit der geordneten zweckmäßigen Bewegung, sie taumelten beim Gehen, flatterten nur, konnten aber nicht fliegen. Das kleine Gehirn ist also der Sitz der combinirten zweckmäßigen Bewegung. — Ohne das große Gehirn können nur noch Reflexbewegungen zu Stande kommen, d. h. durch Reizung eines Empfindungsnerven wird eine Bewegung, geordnete oder ungeordnete, in einem anderen Organe hervorgerufen. Diese Reflexbewegungen sind ganz unabhängig vom Willen, sie gehen nicht vom Bewußtsein aus; im Gegentheil treten sie gerade dann am stärksten hervor, wenn das Bewußtsein zurücktritt, z. B. im Schlafe. Enthauptete

Thiere vollführen noch Reflexbewegungen, sie zucken, flattern. Ueber die Erklärung der Reflexbewegungen weiß man nur soviel, daß sie im verlängerten Mark und Hirnstamm ihren Sitz haben.

Ueber die dem Willen unterworfenen Bewegungen weiß man bis jetzt ebenfalls nur soviel, daß sie im großen Gehirn entstehen, wie alle übrigen bewußten, sogenannten geistigen Thätigkeiten. Das Zustandekommen derselben im großen Gehirn, das Verhältniß der einzelnen Hirntheile zu bestimmten Geistesfunktionen, die Beziehungen des Gehirnstoffs zu den Aeußerungen des Denkens, Wollens, Empfindens, ferner worauf Urtheilskraft, Gedächtniß, Leidenschaften, Phantasie, Willenskraft beruhen, ob sie an bestimmte Hirntheile gebunden sind, — Alles dieses ist noch völlig dunkel. Durch Verletzung oder Zerstörung bestimmter Hirntheile hat man noch nicht vermocht, eine Abnahme bestimmter, entsprechender Fähigkeiten nachzuweisen. Worauf das Bewußtsein beruhe, ist für uns noch ein vollständiges Räthsel; auf welche Weise die naturgemäße Bewußtlosigkeit, der Schlaf mit seinen Träumen, sich bilde, darüber existiren höchstens Hypothesen.

Nur die eine Thatsache steht trotz aller Unkenntnisse fest, daß der Organismus ein innig zusammenhängendes Ganze ist, daß deshalb auch die geistigen und vegetativen Verrichtungen einen bedeutenden Einfluß auf einander ausüben. Denken macht den Leib müde, ist ein alter, wahrer Satz; Gemüthsverstimmung zieht oft augenblickliche Störungen des körperlichen Befindens nach sich, anhaltender Gram beeinträchtigt die gesammte Körperernährung. Durch feste Willenskraft wird der Körper fähig, die größten Anstrengungen und Entbehrungen zu ertragen, denen er bei geringerer Geistesstärke unterliegen würde. Umgekehrt hängen die geistigen Thätigkeiten ebensosehr von dem gesunden, körperlichen Zustand, von der körperlichen Entwicklung ab. In der Kindheit entfalten sich mit der körperlichen Entwicklung auch die Seelenthätigkeiten, und im Alter sinken mit der rückgängigen Körperernährung auch die geistigen Funktionen wieder. Körperliche Ermattung theilt

sich den geistigen Verrichtungen mit, die Thatkraft nimmt ab, das Denken geht mühsamer von statten. Gerüche erwecken Erinnerungen, Tasteindrücke erregen Behagen, Ekel, Schauder, Musik begeistert, stimmt weich bis zu Thränen u. s. w. Diese Thatsachen sind bekannt, das Wie und Wo ihres Zustandekommens aber nicht.

Die Sphäre des Nervensystems, namentlich die des Gehirns und des sympathischen Nerven, ist also noch weit unbekannter, als der Vorgang des Stoffwechsels, die Körperernährung.

Wie weit wir einst noch in der Erkenntniß der Gehirn- und Nerventhätigkeit vorschreiten werden, dafür schon jetzt eine bestimmte Gränze angeben zu wollen, wäre sehr voreilig; jedenfalls stehen der kommenden Zeit noch bedeutende Entdeckungen auf diesem Gebiete bevor. Trotzdem ist es aber ebenso voreilig, aus den Ergebnissen unserer jetzigen Erkenntniß bereits ein endgültiges Urtheil über das Wesen des Organismus fällen zu wollen, wie es in neuerer Zeit von Manchen geschehen ist.

Man ist neuerdings soweit gegangen, jeden wesentlichen Unterschied zwischen der organischen Welt, dem Pflanzen- und Thierreiche, und der unorganischen Welt gänzlich wegzuleugnen. Zu den Hauptvertretern dieser Ansicht gehören Karl Vogt, Du Bois-Reymond, und Jakob Moleschott in seiner bekannten Schrift: „der Kreislauf des Lebens, physiologische Antworten auf Liebig's chemische Briefe". —

Wie Moleschott in diesem Buche den Organismus auffaßt, charakterisirt sich vollständig in dem Satze (2. Aufl. S. 321): „Die Lehre vom Leben hat es mit nichts Anderem zu thun, als mit der Chemie und Physik des lebendigen Leibes." — Das heißt mit anderen Worten: Die Lehre vom Leben erschöpft sich in der Chemie und Physik des lebendigen Leibes; oder: Das, was wir Leben nennen, ist nichts Anderes, als ein nach chemischen und physikalischen Gesetzen vor sich gehender Akt.

Eine andere darauf bezügliche Stelle ist folgende (S. 358): „Der einzige Grundunterschied zwischen organischer und unorganischer Materie besteht darin, daß der organische Stoff eine

weit mehr zusammengesetzte Mischung besitzt. Sowie der Stoff einen bestimmten Grad zusammengesetzter Mischung erreicht hat, entsteht mit der organisirten Form die Verrichtung des Lebens. Die Erhaltung jenes Mischungszustandes bei fortwährendem Wechsel der Stoffe bedingt das Leben der Einzelwesen.

Jene Eigenthümlichkeit der Zusammensetzung ist nicht etwa Ausfluß einer besonderen Verwandtschaft der Grundstoffe, die denselben außer dem Leben fehlte. Nur der Zustand der Verbindung, Wärme, Luftdruck, Bewegung in meßbaren Entfernungen sind verschieden, die oben umschriebenen Umstände sind abweichend, unter welchen die Verwandtschaft sich äußert, die von Ewigkeit her dem Stickstoff, Kohlenstoff, Wasserstoff, Sauerstoff, dem Schwefel, dem Phosphor inne wohnt."

Ferner führt Moleschott eine ganz in seinem Sinne gethane Aeußerung von Du Bois-Reymond an (S. 372): „Die Scheidung zwischen der sogenannten organischen und der unorganischen Natur ist eine ganz willkürliche".

Die uralte bisherige Ansicht von einer Kraft, die den organischen Wesen im Gegensatz zu den unorganischen Körpern ausschließlich zukomme, der sogenannten Lebenskraft, wird hiermit vollständig umgestoßen. Es herrschen in der organischen Welt, dieser Ansicht gemäß, durchaus keine anderen Stoffe und Kräfte, als in der unorganischen. — Diese Behauptung soll sich auf die Thatsache gründen, daß in den organischen Wesen bis jetzt noch keine Grundstoffe nachgewiesen worden sind, die nicht auch in der unorganischen Natur vorkämen, und daß diese Grundstoffe von Ewigkeit her bestimmte unveränderliche Eigenschaften besitzen, die in der organischen Mischung nicht verloren gehen können.

Dem gemäß sagt Moleschott (S. 358): „Nun aber ist die Kraft eine Eigenschaft des Stoffs. Eine Kraft, die nicht an den Stoff gebunden wäre, die frei über dem Stoff schwebte und sich beliebig mit dem Stoff vermählen könnte, ist eine ganz leere Vorstellung. Dem Stickstoff, Kohlenstoff, Wasserstoff und Sauerstoff, dem Phosphor und Schwefel wohnen ihre Eigenschaften von Ewigkeit ein.

Also können sich die Eigenschaften des Stoffs, wenn er in die Zusammensetzung von Pflanzen und Thieren eingeht, nicht verändern. Die Annahme einer besonderen Lebenskraft erweist sich dadurch als völlig nichtig".

Und Seite 364: „Darin liegt aber der Irrthum, der den geläufigen Vorstellungen von der Lebenskraft in so gefährlicher Weise anklebt, daß die Lebenskraft eine Kraft sein soll ohne Träger, eine Idee, die den Leib baut, ein selbstherrliches Nichts, mit dem man alles an- und aufstellen kann, weil es durch keine Wirklichkeit bedingt, begrenzt, begründet ist. Die Verwandtschaft dagegen ist ein ewiges, ein unverwüstliches Merkmal des Stoffs, das diesen nie verläßt, nicht im Leben, nicht im Tode". —

Moleschott übersieht völlig, daß die Vertheidiger einer besonderen Lebenskraft nicht nöthig haben, die von Ewigkeit dem Sauerstoff, Wasserstoff, Stickstoff, Kohlenstoff, Schwefel und Phosphor inne wohnenden Eigenschaften, überhaupt die ewige, unabänderliche Verwandtschaft des Stoffs zu leugnen, und dies auch nicht thun. Der Ausspruch Liebig's, den Moleschott Seite 363 anführt, ist unbedingt wahr: „Aus Nichts kann keine Kraft entstehen. Es giebt in der Natur keine Kraft, die etwas aus sich selbst erzeugt und schafft, keine, welche fähig ist, die Ursachen zu vernichten, welche der Materie ihre Eigenschaften geben; das Eisen hört nie auf Eisen, der Kohlenstoff Kohlenstoff, der Wasserstoff Wasserstoff zu sein; aus den Elementen der organischen Körper kann nie Eisen, es kann kein Schwefel, kein Phosphor daraus entstehen." — Allein neben diesem Ausspruch kann die Ansicht von einer Lebenskraft sehr wohl bestehen.

Es ist leicht einzusehen, daß die in zwei oder mehreren chemischen Grundstoffen liegenden Molekularkräfte nicht hinreichen, um die gegenseitigen Verbindungen dieser Grundstoffe, z. B. des Sauerstoffes, Schwefels, Kalium u. s. w., zu zusammengesetzten Körpern entstehen zu lassen; es gehört dazu eine dritte Kraft, welche die Grundstoffe erst in einen bestimmten, zu ihrer Verschmelzung, nothwendigen Zustand versetzt. Wasserstoff und Sauerstoff in Berührung gebracht treten nicht ohne Weiteres

zu Wasser zusammen; sie müssen zu diesem Zweck erst durch die Flamme, also durch eine von außen hinzutretende Kraft, entzündet werden. Glas bildet sich noch nicht, wenn man die Bestandtheile desselben, Kieselerde, Potasche und Soda, einfach in gegenseitige Berührung bringt; ebensowenig Schießpulver, Farbestoffe; man muß die einzelnen Grundbestandtheile erst durch äußere Kräfte, Wärme, Reibung, in einen bestimmten Zustand versetzen. Eisen rostet, d. h. oxydirt an feuchter Luft; im kalten Winter aber auf Eis gelegt, rostet es nicht, und doch ist Eis weiter nichts als Wasser. Also muß auch hier ein bestimmter Zustand des Wassers vorhanden sein.

Moleschott führt selbst verschiedene Beispiele hierfür an. Seite 331 sagt er: „Schwefelsaure Bittererde und phosphorsaures Natron im trockenen Zustande wirken nicht auf einander ein. Vermischt man die trockenen Salze mit Wasser, dann entstehen schwefelsaures Natron und phosphorsaure Bittererde".

Seite 348: „Liebig erinnert daran, daß der kohlensaure Kalk, wenn er in der Kälte krystallisirt, die Krystallform, die Härte und das Lichtbrechungsvermögen des Kalkspaths, in der Wärme krystallisirend dagegen die Form und die Eigenschaften des Arragonits annimmt. Wir lesen ferner bei Liebig, daß Kochsalz, wenn es bei — 10° krystallisirt, mit dem Wasser eine chemische Verbindung eingeht; es bilden sich schöne, durchsichtige, wasserhelle Säulen, die in hundert Gewichtstheilen mehr als achtunddreißig Theile Wasser enthalten. Bei 0° hört diese Anziehung zum Wasser auf; Kochsalz, das bei gewöhnlichen Wärmegraden krystallisirt, ist immer wasserfrei." — Wärme ändert also die Anziehungsverhältnisse des Stoffs; und wenn sie gleich selbst auf einem Zustand des Stoffs beruht, so muß sie doch erst von außen hinzukommen.

Seite 349: „So bewirkt das Licht eine Verbindung des Wasserstoffs mit Chlor zu Salzsäure, eine Verbindung des Sauerstoffs mit dem Schwefel und dem Arsenik des gelben Schwefelarseniks, es bedingt die Entwicklung der Farbstoffe in den Pflanzen, lauter Wirkungen, die sich im Schatten nicht ereignen. Salpetersaures Silberoxyd wird im Licht zersetzt, ein Theil des Sauerstoffs

entweicht, und die Lösung schwärzt sich, weil metallisches Silber sich ausscheidet."

S. 351: „Es gehört zu den bekannteren Erscheinungen, daß eine formlose, schwarze Verbindung von Schwefel und Quecksilber durch einfaches Reiben in den schönen, hellrothen, krystallinischen Zinnober verwandelt wird. Knallsilber, Knallquecksilber, Jodstickstoff, Silberoxyd-Ammoniak zersetzen sich in Folge eines gelinden Stoßes."

In allen diesen Fällen genügen also die in den Grundstoffen liegenden Molekularkräfte nicht zur Bildung zusammengesetzter Körper; es muß ein äußerer Einfluß hinzutreten, Luftdruck, Wasser, Wärme, Reibung, Licht u. s. w. Man kann deshalb als allgemeine Regel aufstellen, daß bei jeder Verbindung der Grundstoffe unter sich eine außer ihnen liegende Kraft mitwirken muß. Diese Kraft ist allerdings für manche Grundstoffe so allgemein verbreitet, z. B. mittlere Wärme, Wasser, daß dieselben sich fast überall, wo sie mit einander in Berührung kommen, mit Leichtigkeit zu Säuren, Basen, Salzen verbinden.

Auf gleiche Weise genügen auch in den Pflanzen und Thieren die Molekularkräfte der Grundstoffe nicht, um die organische Mischung zu Stande zu bringen. Sauerstoff, Wasserstoff, Kohlenstoff, Stickstoff, Schwefel und Phosphor in gegenseitige Berührung gebracht, treten nicht zu Eiweiß zusammen; es gehört hierzu ein bestimmter Zustand jener Grundstoffe, welcher durch eine außer ihnen liegende Kraft herbeigeführt werden muß.

Das erkennt auch Moleschott an; er sagt deshalb Seite 359: „Jene Eigenthümlichkeit der Zusammensetzung ist nicht etwa Ausfluß einer besonderen Verwandtschaft der Grundstoffe, die denselben außer dem Leben fehlte. Nur der Zustand der Verbindung, Wärme, Luftdruck, Bewegung in meßbaren Entfernungen sind verschieden, die oben umschriebenen Umstände sind abweichend, unter welchen die Verwandtschaft sich äußert, die von Ewigkeit her dem Stickstoff, Kohlenstoff, Wasserstoff, Sauerstoff, dem Schwefel, dem Phosphor innewohnt."

Und S. 360: „Wenn wir Licht und Wärme und Luftdruck ebenso beherrschen könnten, wie die Gewichtsverhältnisse des Stoffs, dann würden wir nicht nur viel öfter als jetzt im Stande sein, organische Verbindungen zu mischen, wir würden auch die Bedingungen zur Entstehung organisirter Formen erfüllen können."

Ferner 373: „Das Leben ist nicht etwa Ausfluß einer ganz besonderen Kraft, es ist vielmehr ein Zustand des Stoffs, gegründet auf die unveräußerlichen Eigenschaften desselben, bedingt durch eigenthümliche Bewegungserscheinungen, wie sie Wärme und Licht, Wasser und Luft, Elektricität und mechanische Erschütterung am Stoff hervorrufen. Die thätigen Einflüsse, die sogenannten Kräfte sind warme Stoffe, elektrisch erregte Stoffe, schwingende Körper, Lichtwellen, Schallwellen, kurz Alles, was Bewegung durch Bewegung erweckt." —

Nach Moleschott sind also zum Zustandekommen der organischen Körper, der Pflanzen, Thiere und Menschen, durchaus keine anderen äußeren Kräfte thätig, als zur Bildung der unorganischen Salze, Erden u. s. w. Die organische Mischung soll nur durch besondere Modificationen derselben Kräfte, Licht, Wärme, Luftdruck, Elektricität u. s. w. entstehen, welche auch die unorganische Zusammensetzung bedingen. Die Unterscheidung zwischen einem organischen und unorganischen Naturreiche ist folglich ganz willkürlich und unbegründet. Die Annahme einer besonderen Lebenskraft ist ein leeres Hirngespinnst. — In diesem Sinne führt Moleschott seine Lehre vom Leben weiter aus.

Nun zeigen sich aber unseren Sinnen trotzdem wesentliche Unterschiede zwischen den unorganischen und organischen Körpern; ja die Gränze zwischen beiden ist eine ganz bestimmte, nie zweifelhafte, nicht durch Uebergangsstufen vermittelte. — In den unorganischen Körpern herrschen überall die binären Verbindungen, Säuren, Basen, Salze, Doppelsalze, in den organischen dagegen die ternären und quaternären Verbindungen, die durch wenige Grundstoffe, Kohlenstoff, Wasserstoff, Sauerstoff, Stickstoff, Schwefel, Phosphor, Eisen, Kalk, Kieselerde, Kali, Natron, zu Stande gebracht werden. — Alle organischen Körper entstehen

durch Zellenbildung, während diese in der unorganischen gänzlich fehlt.

Das organische Naturreich besteht ferner aus einer Reihe in sich abgeschlossener Einzelwesen, welche sich nur durch ihre eigenen Keime fortpflanzen; die Eiche entsteht nur aus der Eichel, die Taube aus dem Taubenei u. s. f. Die generatio aequivoca ist bis jetzt noch durch kein einziges Beispiel sicher nachgewiesen worden, und man kann mit Bestimmtheit annehmen, daß sie gar nicht existirt. Das organische Reich pflanzt sich also in bestimmten Gattungen fort, über deren uranfängliche Entstehung wir nichts wissen. — Im unorganischen Naturreiche findet sich hiervon keine Spur, die einzelnen Körper gehen willkürlich in einander über, sie tauschen gegenseitig ihre Bestandtheile aus, verbinden sich zu neuen Körpern, je nach den äußeren mitwirkenden Bedingungen. Es giebt wohl auch Körper, die keine Verbindungen mit einander eingehen, z. B. Krystalle, Edelsteine, Erdarten, Basalt, Lava u. a., die also den jetzt in der Natur bestehenden äußeren Einflüssen nicht gehorchen; diese verändern sich aber auch gar nicht in ihrem inneren Bestehen. In sich abgeschlossene Einzelwesen, die eine bestimmte innere Entwickelung durchmachen bis zu ihrem endlichen Zerfall, wie die organischen Wesen, giebt es im unorganischen Naturreiche nirgends.

Diese Unterschiede sind jedenfalls bedeutend genug, um die volle Aufmerksamkeit des Naturforschers zu verdienen. Sie bedürfen einer sorgfältigen Erklärung, ehe man die Scheidewand zwischen dem unorganischen und organischen Naturreiche aufheben darf.

Moleschott indessen geht sehr kurz über diese Unterschiede hinweg. Er sagt an einer bereits erwähnten Stelle S. 358: „Der einzige Grundunterschied zwischen organischer und unorganischer Materie besteht darin, daß der organische Stoff eine weit mehr zusammengesetzte Mischung besitzt. Sowie der Stoff einen bestimmten Grad zusammengesetzter Mischung erreicht hat, entsteht mit der organisirten Form die Verrichtung des Lebens. Die Erhaltung jenes Mischungszustandes bei fortwährendem Wechsel der Stoffe bedingt das Leben der Einzelwesen.“

Ich möchte wahrlich den sehen, der durch diese Aeußerung Moleschott's nur um einen Gran gescheidter geworden wäre! Wodurch erreicht denn der organische Stoff eine weit mehr zusammengesetzte Mischung? Und warum entsteht denn mit dem bestimmten Grad zusammengesetzter Mischung die Verrichtung des Lebens? Das versteht sich doch durchaus nicht von selbst. Und was bedingt denn die Erhaltung jenes Mischungszustandes bei fortwährendem Wechsel der Stoffe? Uebrigens ist noch zu bemerken, daß es organische Stoffe giebt von viel einfacherer Zusammensetzung, als manche complicirtere unorganische Verbindungen.

S. 367 sagt Moleschott: „Wenn die Elemente, Kohlenstoff, Wasserstoff, Sauerstoff, Stickstoff, einmal organisirt sind, dann haben die bestimmten Gestalten ein Beharrungsvermögen, das, wie die bisherige Erfahrung lehrt, auf Jahrhunderte und Jahrtausende fortdauert. Mittelst der Samen, Knospen, Eier kehren die nämlichen Gestalten in bestimmtem Wechsel wieder."

Wenn sie einmal organisirt sind! Wirklich sehr schön gesagt. Weiß denn Moleschott, wie man Elephanten fängt? Man nimmt einen Elephanten und bindet ihn an einen Baum. So fängt man Elephanten.

Wie die organische Mischung zu Stande komme, das zeigt Moleschott nirgends. Ist denn das aber eine Frage, die man als bekannt voraussetzen darf? Die Fortpflanzung der organischen Einzelwesen durch Samen, Knospen, Eier erwähnt er nur ganz nebenbei mit ein paar Worten, als wenn diese eine ganz unwesentliche Nebensache wäre. — Und obwohl er diese Fragen gänzlich unbeantwortet läßt, so meint er doch S. 360, wenn die Naturforscher Licht, Wärme und Luftdruck ebenso beherrschen könnten, wie die Gewichtsverhältnisse des Stoffs, so würden sie jedenfalls im Stande sein, organische Verbindungen und selbst organische Wesen in ihren Laboratorien entstehen zu lassen. — Nun, das sind eben Behauptungen, die ein Jeder nach Belieben annehmen oder verwerfen kann.

Moleschott hat in seinem Buche die wahre Aufgabe eines Physiologen überschritten. Der Physiolog darf blos soweit

gehen, als ihn unzweifelhafte Thatsachen leiten; auf das Gebiet der Vermuthung darf er nicht übergreifen. Dieses hat aber Moleschott vielfach gethan; er bringt eine Menge unerwiesener, rein persönlicher Behauptungen. Obwohl natürlich ein Feind jedes Glaubens, hat er sich selbst auf das Gebiet des Glaubens gewagt, nur in entgegengesetzter Richtung. Aber Glaube ist Glaube, die Extreme berühren sich.

Moleschott scheut sich sogar vor der Aufgabe nicht, das menschliche Bewußtsein zu erklären. Seite 422 sagt er: „Stoffliche Bewegungen, die in den Nerven mit elektrischen Strömen verbunden sind, werden in dem Gehirn als Empfindung wahrgenommen. Und diese Empfindung ist Selbstgefühl, Bewußtsein.“ — Und S. 424: „Offenbar setzt die Empfindung ein Verhältniß unserer Sinneswerkzeuge zu den Dingen voraus. Noch bestimmter: Die Empfindung ist ein Verhältniß der Sinne zu den Dingen.“ — „Das Selbstbewußtsein ist nichts Anderes, als die Fähigkeit, die Verhältnisse der Dinge zu uns zu empfinden.“ —

Hier hat sich Moleschott richtig im Kreise herumgedreht. Das Verhältniß der Dinge zu uns, und das Verhältniß unserer Sinne zu den Dingen ist natürlich ganz dasselbe. Nun ist aber Empfindung ein Verhältniß der Sinne zu den Dingen, man kann also eins für das andere setzen: Empfindung = Verhältniß der Dinge zu unseren Sinnen. Folglich ist das Selbstbewußtsein nichts Anderes, als die Fähigkeit, die Verhältnisse der Dinge zu unseren Sinnen, d. h. Empfindungen zu empfinden.— Eine schöne Logik in der Beweisführung!

Der Fehler liegt darin, daß Moleschott sagt, die Empfindung sei ein Verhältniß der Sinne zu den Dingen. Das ist gewaltig übereilt. Die Empfindung setzt allerdings ein Verhältniß unserer Sinneswerkzeuge zu den Dingen voraus, d. h. eine Einwirkung der Außendinge auf unsere Sinne, aber es muß doch erst nachgewiesen werden, wie wir zu einer Vorstellung von dieser Einwirkung gelangen.

S. 425 sagt auch Moleschott: „Das Bewußtsein hat seinen Sitz nur im Gehirn, weil nur im Gehirn die Empfindung zur

Wahrnehmung kommt." — Also die Empfindung genügt nicht zum Bewußtsein, sie muß erst noch zur Wahrnehmung gelangen; und doch sagt Moleschott: „Das Selbstbewußtsein ist nichts Anderes, als die Fähigkeit, die Verhältnisse der Dinge zu uns zu empfinden." — Er ist sich hier selbst nicht recht bewußt gewesen, was er sagt. So geht es aber, wenn man sich an etwas — für jetzt wenigstens — Unbeweisbares wagt; da muß wohl Widersinniges zum Vorschein kommen.

Moleschott sagt in seinem Buche S. 76: „Das sind die Abwege, auf denen man sich verliert, wenn man sich darauf einläßt, eine Ansicht mit Wahrscheinlichkeitsgründen, statt mit Beweisen zu stützen." — Diesen Satz hätte er selbst zuerst befolgen sollen.

Es versteht sich hiernach von selbst, was von der Schlußfolgerung Moleschott's, S. 425, zu halten ist: „Also ergiebt sich auch das Bewußtsein als eine Eigenschaft des Stoffs." — Wer diese Ansicht nicht schon früher hatte, der wird gewiß durch obige Beweisführung nicht zu derselben bekehrt.

Die Männer der physiologischen Ueberstürzung, denen Moleschott angehört, halten sich an den Ausspruch Wagners im Faust: „Ich weiß zwar viel, doch möcht' ich Alles wissen." Bei den engen Grenzen unseres Wissens und den zahllosen Räthseln in der Natur mögen die Physiologen doch etwas bescheidener zu Werke gehen, und nicht mit solcher Leichtfertigkeit, wie es geschehen ist, mit den schwierigsten und bedeutendsten Fragen umspringen. Ein wahrer Naturforscher hat zu viel Achtung vor der Größe der Natur, um mehr zu behaupten, als er sicher beweisen kann. —

Doch zurück zu der Frage, ob die Unterscheidung zwischen der organischen und unorganischen Natur gerechtfertigt ist oder nicht.

Wir haben gesehen, daß die Molekularkräfte nicht zur Verbindung der Grundstoffe unter einander hinreichen; die Grundstoffe müssen durch eine dritte Kraft erst in den dazu erforderlichen Zustand versetzt werden. Diese dritte vermittelnde Kraft ist in der unorganischen Natur Wärme, Licht, Luftdruck, Elektri-

cität, Bewegung u. a.; sie liegt stets außerhalb der unorganischen Körper. Und da jene Kräfte, Wärme, Licht, Elektricität u. s. w. überall vorhanden sind, so findet sich auch überall in der unorganischen Natur chemischer Stoffumsatz. Die unorganischen Körper besitzen aber kein inneres Leben; jede Veränderung, die mit ihnen vorgeht, entsteht dadurch, daß bewegende Kräfte von außen her auf sie einwirken. Sie sind todt, sobald sie nicht mit äußeren Stoffen in Wechselwirkung, in wahlverwandtschaftlicher Beziehung stehen.

Die organischen Körper verhalten sich ganz anders. Sie bilden sämmtlich abgeschlossene Einzelwesen, welche sich, jedes in seiner Gattung, durch sich selbst mittelst Keimen fortpflanzen. Aeußere Kräfte, wie Wärme, Luftdruck, Elektricität, Licht bringen nie organische Wesen zu Stande; durch die mannigfachsten Combinationen dieser Kräfte ist noch nie eine Pflanze oder ein Thier ursprünglich erzeugt worden. Es gehört stets dazu der Keim, der Same, das Ei. Ist der Same in die Erde gelegt, so keimt die Pflanze bei sehr verschiedenem Luftdruck, Wärme, Lichtgrad und Elektricitätsverhältniß empor. Das beweist deutlich genug, daß die Kraft, welche den Sauerstoff, Wasserstoff, Kohlenstoff, Stickstoff, Phosphor, Schwefel in den erforderlichen Zustand versetzt, um die organische Mischung einzugehen, nirgends außer den organischen Wesen vorhanden ist, sondern in ihnen selbst liegt.

Damit stimmt auch die ganze Entwicklung der organischen Wesen überein. Sie entwickeln sich alle von Innen nach Außen, nicht durch blosen Stoffansatz von außen her, wie bei der Krystallisation. — Diese in ihnen vorhandene Kraft macht es erklärlich, daß sich der organische Mischungszustand bei fortwährendem Wechsel der Stoffe erhält. Jedes einzelne organische Wesen hat sein eigenes selbständiges Leben, es besitzt eine von der äußeren Temperatur unabhängige Eigenwärme. Jedes ist ein lebendiges Werk für sich, welches durch eine in ihm wohnende Triebkraft in Bewegung gesetzt wird. —

Mit dem Tode erlischt der Einfluß dieser inneren Kraft, die den organischen Mischungszustand aufrecht erhielt, und die äuße-

ren Kräfte, Licht, Luftdruck, Wärme, Wasser, Elektricität u. a., vermitteln alsdann die verschiedenartigsten Verbindungen mit den umgebenden unorganischen Stoffen; die organische Mischung geht verloren. — In diesem Sinne kann Liebig mit Recht sagen: „Mit dem Tode fallen die Elemente der unumschränkten Herrschaft der chemischen Kräfte wieder anheim.“ — Dieser Tod kann auch blos örtlich sein; wenn an irgend einer Stelle die organische Verwandtschaft durch eine äußere Kraft, Feuer, Aetzstoffe, überboten wird, so hört daselbst die organische Mischung auf, der Theil stirbt brandig ab.

Welcher Art diese den organischen Wesen innewohnende Kraft sei, das wissen wir nicht; nur soviel steht fest, daß es keine der außerhalb der organischen Wesen wirksamen Kräfte, Wärme, Licht, Elektricität, Magnetismus, sein kann. Sie kann unmöglich eine von denen sein, welche das Zustandekommen der unorganischen Körper vermitteln. Solche wesentlich verschiedene Erscheinungen, wie sie die organische Welt im Gegensatz zur unorganischen darbietet, verlangen auch eine wesentlich verschiedene Ursache. Die Ursachen, aus welchen die Geistes- und Willensthätigkeiten, das Bewußtsein in uns entsprungen sind, müssen wesentlich andere sein, als die, aus welchen sich die unorganischen Körper, Säuren, Salze, Erdarten u. s. w. gebildet haben.

Die den organischen Wesen innewohnende Kraft können wir mit Recht die Lebenskraft nennen, weil sie ein, der unorganischen Natur abgehendes, inneres Leben der organischen Wesen bedingt. Sie ist jedenfalls auch an einen stofflichen Träger gebunden; das Nähere hierüber ist jedoch völlig dunkel.

Es besteht sonach eine unumstößliche Scheidewand zwischen der organischen und unorganischen Natur. In jeder wirkt außer den Elementarkräften der einzelnen Grundstoffe, die sich zu zusammengesetzten Körpern verbinden, noch eine anderweitige Kraft mit. In der unorganischen Natur kommt diese Kraft von außen hinzu; die organischen Wesen enthalten dieselbe in sich selbst. — Oder: die Bedingung zur

Entstehung der organischen Wesen liegt in ihnen selbst; die Bedingung dagegen zum Entstehen der unorganischen Körper kommt von außen. Die Bildung der ersteren geht von innen heraus, die der letzteren von außen hinein.

Diese Ansicht findet sich auch in einer Aeußerung Virgow's; er sagt: „Der Radicalismus, welcher die Mechanik des Lebens nur in dem Gegeneinanderwirken derjenigen Molekularkräfte sucht, welche den constituirenden Partikeln (Molekülen) der organischen Elemente (Zellen) immanent sind, ist nicht empirisch und daher unlogisch. Das Leben setzt sich nicht discontinuirlich, sprungweise fort, sondern in regelmäßiger, legitimer Succession der Generationen. Es giebt kein anderes Leben als das durch Erbfolge, und es muß daher außer den stetig an die Materie geknüpften Kräften noch eine durchlaufende Kraft gegeben sein, welche von Glied zu Glied übertragen wird; (sie läßt sich nicht mechanisch zusammensetzen). Wo sie zuerst herstammte, ist empirisch nicht ergründet; aber dieser Mangel berechtigt uns nicht, sie in Abrede zu stellen. Daher haben wir im lebenden Körper zweierlei Kräfte: die Molekularkräfte und die erregte und erregende Lebenskraft, durch deren Zusammenwirken die Elementar- oder Zellenkräfte gebildet werden, die man im weiteren Sinne des Worts auch als Lebenskraft auffaßt. —

Die Aeußerung Du Bois-Reymond's: „Die Scheidung zwischen der sogenannten organischen und der unorganischen Natur ist eine ganz willkührliche," ist daher unbedingt falsch. Der Unterschied zwischen der **organischen** und **unorganischen** Natur ist ein durchaus wesentlicher. —

Der kranke menschliche Organismus.

Je näher man die organischen Wesen betrachtet, desto fester wird man von der Wahrheit dieser wesentlichen Schranke überzeugt.

Die unorganischen Körper behalten einen bestimmten Zustand so lange bei, bis sie durch eine äußere, auf sie einwirkende,

Kraft in einen anderen versetzt werden. Kein besonderer Zustand kommt ihnen als der allein normale, naturgemäße zu; jeder ist gleich gesetzmäßig und berechtigt. Schnee, Eis, Wasser sind gleich normale Zustände. Wenn sich Schwefelsäure und Kalk zu Gyps, Kohlensäure und Kalk zu Kreide, Schwefel und Quecksilber zu Zinnober verbinden, so sind dies Alles gleich regelmäßige harmonische Körperverbindungen. Wird eine fliegende Kugel durch eine entgegenwirkende Kraft nach einer von der anfänglichen verschiedenen Richtung gedrängt, entsprechend dem Gesetze vom Parallelogramm der Kräfte, so verfolgt sie nun die zweite Richtung ohne die geringste Neigung, nach der ersten zurückzukehren, weiter. Beide Richtungen sind gleich normal, und ohne das Gesetz der Schwere würde die Kugel ewig in der gleichen Richtung sich fortbewegen. Alles das ist die nothwendige Folge davon, daß die unorganischen Körper bloß äußeren Kräften gehorchen.

Die organischen Wesen dagegen besitzen eine strenge Abgeschlossenheit und verfolgen alle einen bestimmten, jeder Gattung besonders eigenthümlichen, Entwickelungsgang. Für jede Gattung derselben ist also ein bestimmter Zustand der allein naturgemäße, normale. Das ist nur dadurch möglich, daß die organischen Wesen zu einer inneren Kraft eine innigere verwandtschaftliche Beziehung haben, als zu den sie umgebenden äußeren Kräften; sie würden sonst, gleich den unorganischen Körpern, jeden Augenblick in Gefahr sein, von äußeren Kräften in eine andere Gestalt übergeführt zu werden.

Für die organischen Wesen giebt es also einen Zustand der Gesundheit; das ist derjenige, in welchem sich jedes Einzelwesen, entsprechend der Eigenthümlichkeit der Gattung, als harmonisches Ganze zu entwickeln vermag. Durch jede Abweichung von diesem Zustand entsteht Krankheit, durch welche die Einheit und harmonische Entwicklung des Einzelwesens mehr oder weniger beeinträchtigt wird.

Gesundheit und Krankheit giebt es folglich nur für organische Wesen; unorganische Körper sind weder gesund noch krank.

Es wirken nun unaufhörlich die verschiedenartigsten äußeren

Kräfte auf unseren Organismus ein, so daß derselbe, wenn diese Kräfte bleibenden Einfluß auf ihn behielten, sehr bald aus seiner einheitlichen, gattungsgemäßen Entwicklung herausgedrängt sein würde. Solche Einflüsse sind: der Wechsel der Temperatur, der Hitze und Kälte, der Elektricitätsverhältnisse, des Klima's, die Verunreinigung der Luft mit Rauch, Staub, Arzneisubstanzen, Kohlensäure, Schwefelwasserstoff, Ammoniak u. s. w. in Städten, engen Wohnungen, Fabriken; ferner Gemüthsbewegungen, ungesunde Nahrung und Beschäftigung, und alle die uns unbekannten endemischen und epidemischen Einflüsse der Atmosphäre u. a.

Trotz aller dieser Einflüsse brauchen wir aber nicht nothwendig krank zu werden; im Gegentheil gehört das Kranksein zur Ausnahme, das Gesundsein zur Regel. Unser Organismus muß demnach die Fähigkeit haben, die nachtheilige Einwirkung der meisten äußeren Kräfte zurückzuweisen. Das stimmt vollständig überein mit der fortgesetzten Entwicklung unseres Organismus aus sich selbst heraus, in Folge der ihm innewohnenden Lebenskraft, durch welche in demselben ein fortlaufendes Beharrungsvermögen auf dem ihm angewiesenen Entwickelungsgang, gegenüber den außer ihm liegenden Kräften, erzeugt wird.

Alle störenden äußeren Kräfte vermag jedoch der Organismus nicht von sich abzuhalten; oft gewinnen diese Einfluß auf ihn und beeinträchtigen mehr oder weniger sein naturgemäßes Gedeihen; es entsteht Krankheit. Damit ist jedoch das Bestehen des Einzelwesens als eines harmonischen Ganzen durchaus nicht bleibend aufgehoben; der normale Zustand kann wieder zurückkehren. Wir beobachten tagtäglich, daß Krankheiten ohne künstliche äußere Nachhülfe dem früheren Gesundheitszustande wieder Platz machen.

Wenn aber die auf einen Körper ausgeübte Wirkung einer äußeren Kraft, selbst nach dem gänzlichen Aufhören jeder weiteren Einwirkung, wieder ausgeglichen werden soll, so muß es nothwendig durch eine anderweitige Kraft geschehen. Bei den unorganischen Körpern geschieht diese Ausgleichung wieder nur durch äußere Kräfte; bei den organischen Wesen kann dieselbe dagegen ohne Mitwirkung irgend welcher äußeren Kräfte durch die inner-

liche Thätigkeit des Organismus allein erfolgen. Der Unterschied zeigt sich z. B. bei Verbrennung. Ist durch Verbrennung ein Theil unseres Organismus wirklich zerstört, d. h. seiner organischen Mischung völlig beraubt, so gelten in diesem Theile sofort die unorganischen Wahlverwandtschaftsgesetze; die innere Thätigkeit des Organismus hat keinen Einfluß mehr auf ihn, und vermag die Störung nicht wieder auszugleichen, der Theil bleibt zerstört. Ist aber durch die Verbrennung nicht wirkliche Aufhebung der organischen Mischung, sondern bloß ein krankhafter Zustand, Entzündung, entstanden, so vermag die innere organische Thätigkeit den krankhaften Zustand wieder auszugleichen.

Der Organismus duldet keinen Splitter in der Haut, durch Erregung von Entzündung in der Umgebung desselben entfernt er ihn ohne Nachhülfe. Kann ein eingedrungener fremder Körper nicht nach außen entfernt werden, so bildet die innere organische Thätigkeit eine feste Kapsel um ihn, und macht ihn hierdurch unschädlich. Fremdartige Stoffe, die ins Blut gelangen, werden durch Schweiß, Urin, Stuhlgang, Speichel und durch ausgeathmete Luft wieder ausgeschieden. Wunden, durch Aetzmittel, Feuer, mechanische Gewaltthätigkeiten erzeugt, schließen sich durch die eigene Thätigkeit des Organismus, durch sofortige plastische Verklebung oder Eiterung. Die gebrochenen, aneinandergelagerten Knochenenden bleiben nicht todt liegen; den organischen Gesetzen zufolge geht von der Knochenhaut Ausschwitzung plastischer Bestandtheile aus, und die Enden vereinigen sich allmählig wieder durch Knochenmasse. Ein fremder Körper in den Falten der Augenbindehaut reizt mittelbar die Thätigkeit der Thränendrüsen, und wird durch Vermehrung der Thränenabsonderung weggeschwemmt. Gegen zu reichlich einfallendes Licht wird das Auge durch Verengerung der Pupille geschützt. Durch häufigen Gebrauch der Hände wird die Haut nicht abgenutzt, im Gegentheil derber und fester. Bei verminderter Nierenthätigkeit wird die Funktion der Haut gesteigert, dadurch das Gleichgewicht wieder hergestellt und krankhafte Störung verhütet. So werden die mannigfachsten Störungen durch derartige regulatorische Einrichtungen wieder ausgeglichen.

Alle organischen Thätigkeiten in uns laufen gleichsam instinktmäßig darauf hinaus, die Fortentwickelung des Organismus als eines harmonischen Ganzen aufrecht zu erhalten, indem sie die von außen kommenden Störungen theils abzuhalten, theils, wenn sie einmal eingetreten sind, für den Körper so unschädlich als möglich zu machen suchen. Es versteht sich von selbst, daß alle diese Thätigkeiten keineswegs nach Vernunftgründen, nach Gründen der Zweckmäßigkeit, handeln, und sich in jedem einzelnen Falle den besten Weg zur Wiederausgleichung des gestörten Gleichgewichts auswählen; sie werden im Gegentheil von unabänderlichen Gesetzen geleitet.

Die in uns wohnende Lebenskraft, nebst der durch dieselbe erzeugten organischen Mischung, bedingt alle Lebensäußerungen, alle lebendigen Vorgänge in uns; und so lange sie ihren Einfluß auf die Molekularkräfte der unseren Körper zusammensetzenden Grundstoffe ausübt, bewirkt sie nothwendig ein organisches Beharrungsvermögen in dem, der besonderen Gattung entsprechenden, Entwicklungsgange. — Dieses ist mit anderen Worten die **organische Reaktionskraft**, der sogenannte physiologische Antagonismus. Da wir diesem sowohl die Gesundheitserhaltung, als die Naturheilung verdanken, so nannte man ihn auch die Naturheilkraft, Vis naturae medicatrix.

Man darf sich unter derselben natürlich nicht eine im Organismus von den übrigen abgesonderte Thätigkeit, eine Reservekraft vorstellen; sie ist vielmehr nur eine gesetzmäßige, von der Natur der organischen Wesen unzertrennliche, Aeußerung der normalen Lebensthätigkeiten. —

Trotz dieser Naturheilkraft gehen jedoch bei weitem nicht alle störenden äußeren Eingriffe wieder in Gesundheit über; öfters bewirken sie die organische Auflösung, den Tod, oder lassen chronische Krankheit zurück. Es giebt also äußere Kräfte, deren Einwirkung auf den Organismus absolut oder relativ zu mächtig sind, um von dem organischen Beharrungsvermögen wieder verdrängt werden zu können.

Wie nun überhaupt in dem einen Falle Naturheilung eintritt,

in dem anderen nicht, ebensogut muß es vorkommen, daß dieselbe zuweilen sich allmählig vorbereitet, zuweilen aber rasch und plötzlich zu Stande kommt, je nachdem die Energie der organischen Reaktionsthätigkeit im Verhätniß zu der stärkeren oder schwächeren krankhaften Störung eine größere oder geringere ist. Die Erfahrung zeigt, daß hierin, sowie umgekehrt in dem Eintritt des Todes, die mannigfachste Abwechslung stattfindet.

Man kann ihrem Verlaufe nach hauptsächlich drei Arten von Krankheiten unterscheiden. Erstens solche, die entweder sehr rasch wieder in Gesundheit übergehen: leichter Katarrh, Durchfall oder rheumatische Schmerzen nach Erkältung, vorübergehende Uebelkeit und Erbrechen nach Genuß schwer verdaulicher Speisen, geringer Grad von Verbrennung, leichte Kontusion durch Fall, Stoß u. s. w.; — oder solche, denen nach äußerst kurzer Dauer der Tod folgt; heftige Grade der Cholera, Apoplexie, erschütternde Gemüthsbewegungen. — In diesen Fällen ist die Dauer der Krankheit stets kurz, und der Ausgang der größten Wahrscheinlichkeit nach vom Anfang an klar.

Die zweite Klasse bilden die Krankheiten, welche langsam in stetigem Verlaufe vor- oder rückwärts schreiten, ohne hervorstehenden Uebergang ganz allmählig in Tod oder Gesundheit übergehen, oft erst nach vieljähriger Dauer. Dazu gehören Hautausschläge, Geschwüre, Tuberkulose, Krebs, Syphilis, Epilepsie, Geisteskrankheiten u. s. w.

Die dritte Art von Krankheiten steht zwischen den beiden genannten mitten inne; sie hat inmitten ihres Verlaufs einen deutlich sichtbaren Wendepunkt, an dem sich unter stürmischen Erscheinungen Gesundheit und Tod von einander scheiden. Sie charakterisirt sich gegenüber der zweiten durch ihren ungestümen, raschen Verlauf, gegenüber der ersten dadurch, daß sie auf einen lebhaften Kampf zwischen der Krankheit und den organischen Naturheilbestrebungen schließen, und den Ausgang bis zu dem sichtbaren Wendepunkt nicht vorhersehen läßt. Solche Krankheiten sind: Scharlach, Blattern, Gehirnentzündung, Typhus, Croup, Lungenentzündung, Gesichtsrothlauf, Ruhr, Grippe, Cholera 2c.

Diese angeführten drei Verschiedenheiten findet man sehr

deutlich bei den durch Arzneikräfte hervorgerufenen Krankheitszuständen wieder. Es kommen Fälle vor, in welchen nach einer leichten Störung sehr rasch Gesundheit zurückkehrt, und zwar dann, wenn die Einwirkung der Arznei eine verhältnißmäßig schwache war. Dagegen tritt in anderen Fällen fast plötzlicher Tod ein, und zwar nach sehr starken Gaben heftiger Gifte, z. B. der Blausäure, des Opium, Strychnin.

Die zweite Klasse ist vertreten durch die chronischen Vergiftungen, die Metallkachexien bei Arbeitern in Bleiweiß-, Spiegel- und Farbenfabriken, in Schmelzhütten u. s. w. Hier wirken zwar nur geringe Mengen der schädlichen Stoffe auf einmal ein, dagegen ist ihre Einwirkung eine beständig sich wiederholende. Nach mäßigem, aber fortgesetztem Opiumgenusse, z. B. bei den Opiumessern, bildet sich eine chronische Opiumkrankheit, Verdauungsstörungen, allmähliger Verlust des Gedächtnisses, Verdummung, Blödsinn.

Die dritte Klasse fehlt ebenfalls nicht. Nach verhältnißmäßig starken Gaben einer Arzneikraft entstehen oft akute, stürmische Erkrankungen, welche unter heftigen Erscheinungen, Würgen, Erbrechen, Durchfall, Schweiß, Blutungen, heftigen Schmerzen, Fieber rasch der entscheidenden Wendung zu Gesundheit oder Tod entgegengehen. —

Diese Arzneikrankheiten lehren uns, wie die jedesmalige Einwirkung der krankmachenden äußeren Kraft beschaffen sein müsse, um den verschiedenen Verlauf der aufgestellten drei Krankheitsgattungen zu bedingen. Leichte Krankheiten, die rasch wieder in Gesundheit übergehen, entspringen stets aus Einflüssen, deren Einwirkung nur vorübergehend und im Verhältniß zu den antagonistischen Thätigkeiten gering ist. — Plötzlicher Tod dagegen erfolgt, wenn eine Kraft, die mit den organischen Gesetzen in schroffem Widerspruche steht, im höchsten Grade auf den Organismus einwirkt, so daß der Fortgang des Stoffumsatzes mit einem Schlage allseitig aufgehoben, und den organischen Thätigkeiten weder Zeit noch Macht gelassen wird, irgend welche regulatorische Vorgänge einzuleiten.

Der chronische Verlauf der Krankheiten bildet sich durch

äußere Schädlichkeiten, die zwar bei einmaliger Einwirkung nur eine geringe Störung verursachen, aber durch fortwährende Wiederholung ihrer Einwirkung allmählig immer größeren Einfluß gewinnen, und die widerstrebenden organischen Thätigkeiten mehr und mehr zurückdrängen.

Akute Krankheiten mit stürmischem Verlaufe und einem markirten plötzlichen Uebergang zu Gesundheit oder Tod entwickeln sich, wenn eine äußere Kraft auf einmal in hohem Grade abändernd auf den naturgemäßen Gang des Organismus einwirkt, dieser aber Zeit und Macht behält, der krankhaften Störung die geeigneten und entsprechend energischen antagonistischen Verrichtungen entgegenzusetzen, so daß sich ein lebhafter Widerstreit zwischen der Krankheit und dem organischen Beharrungsvermögen bildet.

Das ist der Einfluß, den die Beschaffenheit und Stärke der äußeren Krankheitsursache auf den Verlauf und Ausgang der Krankheiten übt. —

Einen nicht unbedeutenden Einfluß auf diesen hat aber auch die Beschaffenheit des Organismus selbst. Im frischen jugendlichen Alter, so lange der Organismus noch in seiner Entwicklung steigt, und bei kräftigen Personen sind heftig verlaufende Krankheiten und rasche Entscheidungen bei weitem häufiger, als bei älteren und schwächlichen Leuten, weil die Reaktionsfähigkeit bei ersteren eine viel lebhaftere und energischere ist. Bei letzteren ist deshalb der Krankheitsverlauf meistentheils entweder ein schleichender, mit langsamer Genesung oder allmähligem Unterliegen, oder er ist ein sehr rascher und plötzlicher, weil der Organismus leicht einmal einer stärkeren Krankheitsursache ohne großen Widerstand rasch unterliegt.

Die rasche Wendung der Krankheit von der Unentschiedenheit zu Gesundheit oder Tod, nach vorausgegangenem heftigen Widerstreite, belegte man mit dem Namen Krisis, einem Worte, welches seit Hippokrates in der Heilkunst eine bedeutende Rolle gespielt hat. Wenn z. B. ein Nervenfieberkranker heftig delirirte, in der größten Aufregung sich befand, der Puls sehr rasch, die Mattigkeit

bedenklich groß, der Blick unnatürlich, stier, die Stuhlausleerung längere Zeit unterblieben war, und es erfolgte darauf in kurzem Zeitraume größere Ruhe, das Bewußtsein kehrte zurück, der Puls wurde ruhiger, der Blick natürlich, es stellte sich wohlthätiger warmer Schweiß, Stuhlgang, ruhiger Schlaf ein, so hieß es: der Kranke hat die Krisis überstanden.

Bei eintretender Krisis fand jedesmal ein bedeutender Wechsel der Krankheitserscheinungen statt. Man belegte die gewöhnlich sehr ins Auge fallenden Erscheinungen, durch welche diese entscheidende Wendung der Krankheit eingeleitet und der Beobachter erst auf dieselbe aufmerksam gemacht wird, mit dem Namen der kritischen Erscheinungen. Es sind namentlich verschiedenartige Ausleerungen, Schweiß, Stuhlausleerung, Durchfall, Erbrechen, Blutungen, reichlicher, wässeriger Urin, Schlaf u. a.

Nun findet aber bei den meisten Krankheiten ein solcher rascher, auffallender Uebergang von Krankheit und Gefahr zu beginnender Genesung nicht statt, vielmehr ein gleichmäßigerer Verlauf ohne stürmische Erscheinungen, so daß sich der Zeitpunkt der beginnenden Genesung weniger scharf charakterisirt. Hier konnte man nicht von Krisis und kritischen Erscheinungen sprechen. Schon Galen unterschied deshalb diesen am häufigsten vorkommenden Krankheitsverlauf von der Krisis, und bezeichnete ihn mit dem Namen Lysis, Lösung.

Sowohl stürmischer Uebergang, **Krisis**, als ruhige Entwicklung, **Lysis**, sind nur abweichende Formen ein und desselben Vorganges, hervorgerufen durch die verschiedene Stärke und Häufigkeit der äußeren störenden Einwirkung, und durch die größere oder geringere Energie der Naturheilbestrebungen, und beide stehen sich im Leben durchaus nicht immer schroff gegenüber, sondern verschmelzen mannigfach unter einander. Mag eine Krankheit durch Krisis oder Lysis in Gesundheit übergehen, Eins bleibt sich indessen immer gleich, nämlich daß die Naturheilung auf dem Beharrlichkeitsvermögen des Organismus beruht. Ohne hinreichende Thätigkeit der

organischen Lebenskraft ist Naturheilung auf die eine oder andere Weise gleich unmöglich. —

Zuweilen kommt es vor, daß die Naturheilung blos unvollständig eintritt, entweder indem eine vorher allgemeine Krankheit sich auf ein einzelnes Organ beschränkt, oder indem eine krankhafte Störung edler innerer Organe auf unwichtigere übergeht, deren mangelnde Funktion leichter durch vicarirende Thätigkeit eines anderen Organs ersetzt werden kann, so daß die Gefahr für das Bestehen des Lebens eine geringere wird. Das sind die sogenannten Metastasen. Man beobachtet öfters, daß bedeutende innere Krankheiten, z. B. der Lunge und Leber, stille stehen, wenn sich Hautausschläge, Anschwellung äußerer Drüsen, der Gelenke, äußerliche Geschwüre, Abscesse bilden, und man muß dies als eine günstige Umwandlung der Krankheit ansehen.

Diese günstige metastatische Umwandlung kann ebensowenig, wie vollständige Naturheilung ohne die organische Reaktionsthätigkeit zu Stande kommen. Die primäre und metastatische Krankheit müssen natürlich in einem engen physiologischen Zusammenhange stehen. Häufig zeigt sich zwischen ihnen ein Wechselverhältniß: die günstige Metastase der Krankheit kann durch nachtheilige äußere Einflüsse wieder in die gefährlichere primäre Krankheit übergehen, wie überhaupt primäre äußere Krankheiten der Haut, chronische Hautausschläge, Geschwüre die Neigung haben, sich durch äußere Schädlichkeiten in innerliche Krankheiten edlerer Organe umzuwandeln. — Man muß also günstige und ungünstige Metastasen unterscheiden. Die letzteren sind von außen her bedingte Verschlimmerungen der ursprünglichen Krankheit, die letzteren dagegen sind durch die organischen Heilbestrebungen bewirkte unvollständige Naturheilungen.

Man hat fälschlich auch dann von Metastasen gesprochen, wenn innere krankhafte Störungen sich auf äußere Theile weiter verbreiteten, ohne eine günstige Rückwirkung auf den ursprünglichen Sitz der Krankheit zu üben, z. B. wenn sich tuberkulöse Ablagerungen in Milz, Leber, Gehirn fanden, ohne daß deshalb der primäre tuberkulöse Proceß in den Lungen aufgehalten worden wäre. Das sind aber keine metastatischen, sondern symptoma-

tische Ablagerungen. Von Metastasen kann man nur sprechen, wenn die ursprüngliche Gestalt und der primäre Sitz der Krankheit wesentlich umgestaltet worden sind. —

Da nun, wie wir gesehen haben und die Erfahrung täglich lehrt, die Naturheilkraft durchaus nicht immer zur Aufrechthaltung der physiologischen Entwicklung unseres Organismus ausreicht, so mußte der Mensch nothwendig darauf hingeführt werden, durch künstliche Nachhülfe den Gesundheitszustand womöglich da noch wiederherzustellen, wo dieses der Organismus durch seine eigene innere Thätigkeit allein nicht vermag.

Aus diesem Bedürfniß ist die Heilkunst hervorgegangen, die in ihren ersten Spuren bis zu der frühesten uns bekannten Zeit hinaufreicht, aber trotzdem bis heutigen Tags noch nicht zu einer Einheit und allgemein anerkannten Wahrheit gelangt ist.

In wie weit nun offenbart uns der gegenwärtige Stand unserer Erkenntniß den wahren Weg zu einer möglichst vollkommenen Heilkunst, welche allen vernünftigen Anforderungen entspricht? Das ist die Frage, welche zu beantworten uns vor Allem obliegt.

Diagnose.

Wie jeder Richter erst zur sorgfältigen Ermittlung des Thatbestandes schreiten muß, ehe er Art und Maß der zu verhängenden Strafe bestimmen kann, ebenso muß auch dem Arzte die besondere Beschaffenheit jedes vorliegenden Krankheitsfalles klar vor Augen stehen, bevor er daran denken darf, das geeignete Heilverfahren dagegen einzuleiten. Die erste Thätigkeit des Arztes, wenn er einen Krankheitsfall vor sich hat, besteht also stets in der genauen Beobachtung und Ausforschung des Kranken, um ein treues und erschöpfendes Bild von dessen eigenthümlichem Krankheitszustande zu erhalten. Er muß den Gegenstand kennen, den er heilen soll.

Diese Kenntnißnahme der Krankheitsbeschaffenheit, die Pathologie und Diagnostik, ist das erste Erforderniß zu einer wahren Heilkunst. Sie dient natürlich dem Arzte blos als Mittel zum Zweck, und muß vor allen Dingen so beschaffen sein, daß sich mit Sicherheit ein Heilverfahren darauf bauen läßt, sie muß also vorzugsweise diejenigen Eigenthümlichkeiten der Krankheitszustände ins Auge fassen, welche in jedem Falle auf das zur Heilung geeignete Mittel hinleiten.

Die Erkenntniß der krankhaften Veränderungen hängt begreiflicher Weise von der des gesunden Zustandes ab; je weiter wir im Verständniß des gesunden Organismus vorgeschritten sind, desto besser werden wir auch die krankhaften Zustände desselben beurtheilen. Die Pathologie hängt von der Ausbildung der Physiologie ab, so gut wie die pathologische Anatomie von der Anatomie des gesunden Körpers. Man kann die Ausnahme nicht verstehen, ohne die Regel zu kennen.

Die Physiologie hat gezeigt, daß das Knochengewebe aus Knochenerde und Knochenknorpel zusammengesetzt ist; darauf gestützt hat die Pathologie gefunden, daß bei der Rhachitis die Knochenerde vermindert, bei der Osteoporosis aber vermehrt ist. — Die bis jetzt bekannten pathologischen Blutveränderungen hätte man nicht ermitteln können ohne die Kenntniß von den normalen Mischungsverhältnissen des Blutes. — Man hat in der Leber und Milz kranker Menschen zwei Stoffe, Leucin und Tyrosin, nachgewiesen, welche bei gesunden nicht vorkommen, sondern sich nur bei der Fäulniß thierischer Körper bilden. — Bei der Harnvergiftung des Blutes nach Brightischer Nierenkrankheit soll sich der Harnstoff bereits im Blute in Kohlensäure und Ammoniak zerlegen, was sonst erst außerhalb des Organismus geschieht. — Das sind nur einige Beispiele von dem beständigen Einfluß, den die Forschungen auf dem Gebiete der Physiologie auf die Fortbildung und Bereicherung der Pathologie geäußert haben.

Was die Physiologie bereits erreicht hat, und was ihr noch fehlt, haben wir bereits gesehen. Man kann daraus einen

Schluß ziehen, daß die Pathologie ebenfalls noch bedeutende Lücken bieten muß. Das ist nicht anders möglich; die Pathologie kann der Physiologie nicht voraus eilen. — Das aber kann und muß man von der Pathologie verlangen, daß sie nicht hinter der Physiologie zurückbleibe, und sogar noch Ansichten in sich beherberge, die der physiologischen Erkenntniß geradezu widersprechen, wie es leider in der heutigen Pathologie trotz aller ihrer neueren Fortschritte noch mehrfach der Fall ist.

Dieser Widerspruch der Pathologie mit der Physiologie zeigt sich namentlich in der noch bestehenden Eintheilung der Krankheiten. Man unterscheidet jetzt noch allgemeine und örtliche Krankheiten, sowie Nerven- und Blutkrankheiten.

Wir wollen zunächst von den allgemeinen und örtlichen Krankheitszuständen reden.

Es giebt Krankheiten, die ihren Einfluß auf den ganzen Organismus ausdehnen, mit allgemeiner Mattigkeit, Abmagerung, Appetitlosigkeit, Fieber einhergehen, und das Bestehen des gesammten Lebens gefährden. Andere dagegen kommen an einer beschränkten Körperstelle zum Vorschein, und verlaufen an dieser Ursprungsstelle ohne sichtbaren Einfluß auf den übrigen Organismus, ja sie verharren sogar zuweilen das ganze Leben hindurch an dem ursprünglichen Orte ohne Beeinträchtigung der übrigen Gesundheit. Krankheitszustände der letzteren Art sind Balg-, Fettgeschwülste, Warzen, Sommersprossen, Abscesse, manche Hautausschläge, grauer Staar, Amaurose, Drüsenanschwellung, Kropf, Frostbeulen und Frostgeschwüre, Caries der Zähne u. a. — Diese glaubte man nun, seien gleichsam auf einen bestimmten Winkel des Körpers abgesperrt, ohne in irgend welcher Wechselwirkung mit den übrigen Körpertheilen zu stehen. Man verwies sie deshalb aus dem Gebiet der inneren Medicin in die Chirurgie, und bildete auf diese Weise eine besondere chirurgische Pathologie.

Offenbar nahm man also zwischen jenen allgemeinen oder inneren, und diesen örtlichen oder äußeren Erkrankungen einen wesentlichen Unterschied an, und übertrug diesen natürlich auch auf die Behandlungsweise.

Es fragt sich zuerst: liefert uns die Physiologie Thatsachen, welche diesen wesentlichen Unterschied als wirklich bestehend nachweisen? Da finden wir aber gerade das Gegentheil. Die Physiologie zeigt uns den Organismus als ein innig zusammenhängendes, einheitliches Werk, in welchem jeder noch so kleine Theil nur das Glied des großen Ganzen ist, und mit diesem in der engsten Verbindung steht. Jedes vom Ganzen abgelöste Glied verliert sogleich seine organische Natur, und fällt den äußeren unorganischen Gesetzen anheim, während es vorher unter dem Einflusse der organischen Lebenskraft stand. Unser Organismus bildet also eine vollständige Einheit.

Diese Einheit wird vermittelt durch das Nervensystem. Ohne Nerven besitzt kein Körpertheil irgend welche lebendige Thätigkeit, Empfindung, Bewegung oder Stoffwechsel. Die Nerven haben wiederum alle ihren Vereinigungspunkt in dem Gehirn, und hängen durch dasselbe auch unter sich zusammen; jeder Nerv ist todt, sobald sein Zusammenhang mit dem Centralnervensystem, dem Gehirn, aufgehoben wird. — Kein Körpertheil führt demnach ein abgesondertes Leben für sich; jede Lebensäußerung geht vom Centralnervensystem aus. Folglich kann auch kein Theil des Organismus selbständig, vom Ganzen unabhängig, erkranken; nur wo Nerven sind, die mit dem Centralnervensystem in Verbindung stehen, ist krankhafte Bewegung, Empfindung und Ernährung, Krampf, Schmerz, Entzündung u. s. w. möglich.

Das Centralnervensystem übt durch die Nervenverbindungen auf jede örtliche Erkrankung gerade sogut, wie auf jede allgemeine, einen beständigen Einfluß aus. Alle örtlichen oder äußeren Krankheitszustände können deshalb, gerade wie die allgemeinen, nur durch die innere Reaktion des Organismus, durch das organische Beharrungsvermögen, wieder in den gesunden Zustand zurückgeführt werden.

Hiermit fällt schon jeder wesentliche Unterschied zwischen den örtlichen und allgemeinen Krankheiten weg. Daß es Krankheiten

giebt, die blos örtlich zur Erscheinung kommen, andere dagegen, die den ganzen Organismus ergreifen, das hängt theils von der Beschaffenheit der äußeren Krankheitsursache und von der Art ihrer Einwirkung, theils von der Beschaffenheit des Organismus ab.

Oertliche Krankheiten entstehen sehr häufig durch mäßige örtliche Einwirkung äußerer Einflüsse, z. B. des Frostes oder der Hitze auf die Haut, durch örtlichen Druck, durch örtliche Ansteckungsstoffe, Tripperkontagium, durch Einwirkung grellen Lichtes auf die Augen u. s. w. — Sie können sich aber auch bilden, ohne daß der schädliche Einfluß unmittelbar auf den erkrankenden Theil eingewirkt hat. Durch Cantharidenpflaster auf Rücken, Hals, Brust, entstehen zuweilen die den Canthariden eigenthümlichen Harnbeschwerden; durch äußerlich eingeriebene Quecksilbersalbe erzeugt sich Merkurialspeichelfluß und Entzündung der Rachenhöhle; durch innerlich einverleibte Belladonna Erweiterung der Pupillen und vorübergehende amaurotische Blindheit; Zahnschmerzen haben ihren Entstehungsgrund oft in Gemüthsbewegungen oder Verdauungsstörungen. Oft auch kennen wir die Veranlassung örtlicher Störungen gar nicht, z. B. von Abscessen, Geschwüren, örtlichen Entzündungen, Warzen, Geschwülsten. —

Umgekehrt können sich durch rein örtliche Einwirkungen auch allgemeine Erkrankungen bilden: durch den Biß des tollen Hundes die Hundswuth, durch die örtliche Ansteckung mit syphilitischem Eiter die konstitutionelle Syphilis, nach Verwundung allgemeine Fieberbewegungen, Wundfieber, oder allgemeiner Starrkrampf. —

So können also durch örtliche und äußere Einwirkung äußerer Schädlichkeiten allgemeine Krankheiten, und durch innerliche und allgemeine Einwirkung solcher äußeren Kräfte örtliche Krankheiten entstehen.

Durch ein und denselben äußeren Einfluß können auch bei verschiedenen Personen allgemeine oder örtliche Erkrankungen erzeugt werden, je nach der besonderen Empfänglichkeit und Kon-

stitution. Wenn man sich bei den Theilnehmern einer Gesellschaft, die auf ihrer Vergnügungsfahrt vom Regen überrascht und durchnäßt wurde, am anderen Morgen nach ihrem Befinden erkundigt, so wird man leicht über Zahnweh, Schnupfen, Heiserkeit, Diarrhö klagen hören, oder auch den einen oder anderen mit Frost, Fieberbewegungen, katarrhalischem Fieber, beginnendem Nervenfieber, Lungenentzündung im Bett antreffen.

Alles Das beweist, daß keine scharfe Gränze zwischen allgemeinen und örtlichen, oder inneren und äußeren Krankheiten besteht.

Man darf aber die örtlichen Krankheiten nicht mit den abnormen Zuständen verwechseln, die rein mechanischer Natur sind, z. B. Luxation, Aneurysma nach Arterienverletzung, Knochenbruch, angeborene Bildungsfehler, Hasenscharte, Lähmung nach Durchschneidung eines Nerven u. s. w. Dies sind blose pathologische Zustände, bei deren Entstehung sich der Organismus leidend verhält. Heilung eines Knochenbruchs durch plastische Ausschwitzung kann indessen nur durch die Thätigkeit des Centralnervensystems vermittelt werden.

Durch Anführung einzelner Beispiele wird sich noch deutlicher zeigen, auf wie unsicherem Boden die Scheidung der örtlichen Krankheiten von den allgemeinen ruht.

Als unbedingt örtliche Krankheit galt die Krätze, denn man fand, daß sie rein örtlich durch die Krätzmilbe entstehe. — Diese örtliche Entstehung giebt jedoch noch keinen gültigen Unterscheidungsgrund zwischen örtlicher und allgemeiner Krankheit ab; Syphilis, Hundswuth, Schutzpockenkrankheit ist in gleichem Maße örtlichen Ursprungs, wie die Krätze. Eine blos mechanische Reizung der Hautnerven durch die Krätzmilbe anzunehmen, ist völlig ungerechtfertigt, denn solche allgemeine Reizung entsteht auch durch Splitter, Nadelstiche, Mückenstiche, ohne den Krätzausschlag zur Folge zu haben. Die Krätzmilbe bedingt also im Organismus eine eigenthümliche Vergiftung, die sich durch den bekannten Ausschlag äußerlich kund giebt. — Durch den Untergang der Milben verschwindet natürlich nicht eo ipso zugleich das Produkt derselben, der Hautausschlag, dazu gehört

vielmehr die innere Thätigkeit des Organismus, die Naturheilkraft, welche ihren Ausgangspunkt im Centralnervensystem hat. — Nun sieht man auch, daß der Hautausschlag durchaus nicht auf die Stellen beschränkt bleibt, wo die Milbe sich aufhält, wie bei der Quaddel nach Brennnessel, vielmehr sich über verschiedene Körpertheile, Arme, Brust, Leib verbreitet. Man findet durchaus nicht an jedem Krätzbläschen auch eine Krätzmilbe. Die Einwirkung der Milbe geht also über ihren ursprünglichen Sitz hinaus; der Giftstoff, den diese in die Haut absondert, muß in das Kapillargefäßsystem übergegangen sein.

Wird denn dadurch die Oertlichkeit nicht schon vollkommen aufgehoben? Daß der von Krätze Befallene sich sonst wohlfühlt, und keine augenblickliche Lebensgefahr mit dem Uebel verbunden ist, das ist kein Grund zur Annahme der Oertlichkeit. Gicht bedingt auch keine Lebensgefahr, Gichtkranke sind meistens im Uebrigen sehr gesund; und doch wird Gicht zu den inneren Krankheiten gerechnet. Oder soll die Krätze deshalb für ein örtliches Uebel gelten, weil sie in der Haut ihren Sitz hat? Die Haut ist aber jedenfalls ein ebenso integrirender Bestandtheil des Organismus, wie Lunge, Herz, Leber, Gehirn u. s. w. Die Haut versieht bekanntlich sehr wichtige Funktionen, namentlich die Ausscheidung wässeriger Nahrungsbestandtheile, und ist in dieser Beziehung ebenso unentbehrlich als die Nieren. Sie steht in inniger Wechselwirkung mit dem übrigen Körper, und Hautübel als solche für isolirt und dem übrigen Organismus gleichgültig anzusehen, wäre sehr widersinnig.

Dasselbe was hier von der Krätze gesagt worden ist, gilt auch von den Finnen (Acne), welche von einem in der Talgmasse lebenden Thierchen, dem Steatozoon folliculorum, ausgehen soll; sowie vom Favus. —

Quaddelausschlag durch die Brennnessel könnte man mit mehr Recht für eine rein äußerliche Krankheit halten, da er nach kurzem örtlichen Bestehen sehr rasch wieder verschwindet. Aber gleichwohl beruht er auf demselben Vorgange, wie Vergiftung durch Schlangenbiß, durch Bienenstich, und es giebt eine Verwandte unserer Brennnessel (Urtica urens) in den Tro-

pengegenden, Urtica urentissima, deren Stich Anschwellung des ganzen Gliedes unter den furchtbarsten Schmerzen, selbst mit Lebensgefahr, erzeugen soll. Bei unserer Brennnessel ist also nur der Grad der Einwirkung im Verhältniß zu dem organischen Beharrungsvermögen zu schwach, um weitere Störungen, als die örtliche Quaddel, herbeizuführen.

Auch die Entzündungen hat man in örtliche und allgemeine eingetheilt, obwohl sie doch sämmtlich aus einem gemeinschaftlichen Grundvorgang, der Blutüberfüllung und Blutstockung, hervorgehen. Zu den allgemeinen Entzündungen hat man gerechnet: Lungen-, Brustfell-, Bauchfell-, Gehirn-, Leberentzündung, Mandelbräune, Herzfleisch-, Herzbeutel-, Rückenmarksentzündung u. a.; zu den örtlichen: Knochen-, Knochenhaut-, Gelenk-, Augenentzündung, alle traumatischen Entzündungen, Ohr-, Zellgewebs-, Brustdrüsenentzündung.

Als Maßstab zu dieser Unterscheidung hat man, wie es scheint, hauptsächlich das Vorhandensein oder Fehlen des Fiebers angenommen, wie ja auch die mit Fieber verlaufenden Hautkrankheiten, Masern, Scharlach, Blattern, Gesichtsrose zu den inneren Krankheiten gerechnet worden sind. Freilich hätte man dann der Folgerichtigkeit wegen überhaupt keine chronische fieberlose Krankheit zu den inneren Allgemeinleiden zählen dürfen; und doch sind Tuberkulose, Krebs, Bright'sche Nierenkrankheit, granulirte Leber, Gicht, Skrophulose, Bleichsucht, Skorbut, welche sämmtlich gewöhnlich ohne Fieber verlaufen, anerkannt allgemeine Krankheiten. — Herzfleischentzündung, Mandelbräune verlaufen überdies oft ohne Fieber und ohne weitere Störungen des Allgemeinbefindens, während sich nicht selten zu Knochenhaut-, Ohr-, Zellgewebsentzündung, zu traumatischen Entzündungen Fieber und bedeutende Allgemeinerscheinungen gesellen.

Fieber ist überhaupt für die Bedeutung einer Krankheit nicht immer maßgebend. Manche Persönlichkeiten fiebern bei der geringsten Veranlassung, bei anderen ist es eine bedenkliche Erscheinung. Bei Kindern tritt zu jeder Störung leicht ein fieberhafter Zustand. Die größere oder geringere Gefährlichkeit einer Krankheit läßt sich häufig gar nicht danach ab-

messen, ob Fieber zugegen ist oder nicht. Daß Lungen-, Bauchfell-, oder Gehirnentzündung das Leben mehr gefährden, als Augen-, Ohr-, Zellgewebsentzündung, Panaritium, das liegt in der Natur der verschiedenen Organe; plastische oder wässerige Ausschwitzung in die Lungen oder das Gehirn ist natürlich gefährlicher, als in die Knochen oder das Zellgewebe. Der Sitz einer Krankheit darf jedoch nie als Maßstab für die Oertlichkeit oder Allgemeinheit der Erkrankung dienen.

Als ein örtliches Leiden gilt auch das primär syphilitische Geschwür. Es hat allerdings einen örtlichen Ursprung, denn es entsteht nur an der Berührungsstelle des syphilitischen Eiters. Gleichwohl ist es eine durchaus unphysiologische Annahme, daß der ganze Vorgang bei Entstehung des primären Geschwüres auf die Ansteckungsstelle beschränkt geblieben sei. Da von der Zeit der Ansteckung bis zum Ausbruch des Geschwüres meist 3 — 5 Tage verstreichen, so müßte, jener Ansicht von der blosen Oertlichkeit zufolge, der Ansteckungsstoff 3 — 5 Tage lang an der Berührungsstelle haften bleiben. Wo aber soll das syphilitische Gift während dieser Zeit sich aufhalten, um nicht dem übrigen Körper mitgetheilt zu werden?

Der syphilitische Eiter muß nothwendig resorbirt, d. h. von den Lymph-, oder Kapillargefäßen aufgenommen und in den Blutkreislauf fortgeschwemmt werden, wenn er überhaupt zur Einwirkung gelangen soll. Nun ist es bekannt, daß fremdartige Stoffe, welche von außen in den Körper eindringen, hauptsächlich von den Kapillaren aufgenommen werden; Farbestoffe, die man Thieren in den Magen brachte, fand man im Urin, nicht in den Lymphgefäßen wieder. Ob der syphilitische Eiter ebenfalls gar nicht von den Lymphgefäßen aufgenommen werde, ist fraglich; jedenfalls ist es aber nicht denkbar, daß er blos in diese und nicht auch in die Kapillargefäße übergehen sollte. — Der Blutkreislauf durch den Körper geht nun, wie bekannt, sehr rasch vor sich; Stoffe, welche in die eine Jugularvene eingespritzt wurden, fand man nach 30 Sekunden bereits in der Jugularvene der anderen Seite. Der syphilitische Ansteckungsstoff muß also binnen sehr kurzer Zeit in den ganzen Körper übergehen.

— Daß trotzdem die Syphilis nicht sogleich als constitutionelle auftritt, das kann seinen Grund nur in dem organischen Beharrungsvermögen haben, welches der Weiterausbreitung derselben beständigen Widerstand entgegensetzt.

Offenbar örtlichen Ursprung zeigen die künstlichen Geschwüre, Fontanelle, Moxen, Haarseile; diese müßten nach der hergebrachten Ansicht vor Allem als örtliche Krankheiten gelten, sodaß sie nicht über ihre Ursprungsstelle hinausgingen, folglich den übrigen Organismus völlig unbetheiligt ließen. Wenn sich dies aber in der That so verhielte, so würde es höchst ungereimt sein, diese äußeren künstlichen Krankheiten gegen innerliche Leiden, z. B. Epilepsie, Lähmung, Amaurose u. a., in Anwendung zu ziehen, und Heilung von ihnen zu erwarten.

Sowohl unter den Hautausschlägen, wie unter den Geschwüren giebt es auch anerkannt innerliche, allgemeine, z. B. skrophulöse, syphilitische Hautausschläge; skorbutische, gichtische, carcinomatöse Geschwüre. Knochenfraß wird oft als skorphulösen, also allgemeinen Ursprungs angesehen. In anderen Fällen dagegen, wo man keine besondere, allgemeine Dyskrasie ausfindig machen kann, soll auf einmal Knochenfraß oder andere Geschwüre blos örtlicher Natur sein, und man begnügt sich mit diesem Gedanken, anstatt ihrem allgemeinen Charakter nachzuspüren.

S o f i n d e t s i c h i n d e r T r e n n u n g d e r a l l g e m e i n e n u n d ö r t l i c h e n K r a n k h e i t e n ü b e r a l l W i l l k ü h r, W i d e r s p r u c h, u n d n i r g e n d s e i n e f e s t e n a t u r g e m ä ß e G r ä n z e. D i e s e T r e n n u n g i s t e b e n e t w a s U n n a t ü r l i c h e s; e s b e s t e h t i n d e r W i r k l i c h k e i t k e i n w e s e n t l i c h e r U n t e r s c h i e d z w i s c h e n ö r t l i c h e n u n d a l l g e m e i n e n K r a n k h e i t e n a l s z w e i v e r s c h i e d e n e n K r a n k h e i t s g a t t u n g e n. Die Verschiedenheit des Verlaufs, der Ausbreitung und Gefährlichkeit bietet die mannigfachsten Stufen und Uebergänge, nirgends aber zeigt sie eine dem Wesen nach entgegengesetzte Natur der Krankheiten. —

W i r k o m m e n n u n z w e i t e n s z u d e r E i n t h e i l u n g i n N e r v e n- u n d B l u t k r a n k h e i t e n.

Durch die neuere Ausbildung der physiologischen und patho-

logischen Chemie entdeckte man bei sehr verschiedenartigen Krankheitszuständen vielfache Abweichungen von der normalen Blutmischung, und bildete daraus eine förmliche Krasenlehre, Haematopathologia, welche man als besondere Krankheitslehre der Nervenpathologie, Neuropathologia, entgegensetzte.

Zuweilen zeigt sich das Blut dickflüssig, zäh, klebrig und dunkel, zuweilen abnorm wässerig, oder es besitzt eine größere oder geringere Gerinnungsfähigkeit. Durch das Mikroskop und die chemische Untersuchung des Blutes hat man ermittelt, daß die einzelnen Blutbestandtheile, Eiweiß, Faserstoff, Fette, Salze, Wasser, ihr Verhältniß zu einander häufig verändern, und daß sich zuweilen Stoffe in's Blut eindrängen, welche im Normalzustande desselben gänzlich fehlen. Wenn das Wasser im Blute vermehrt und die festen Bestandtheile desselben im Allgemeinen verringert waren, nannte man diesen Zustand Blutwässerigkeit, Hydraemia; Verminderung des Wassers hieß Bluteindickung, Haemopectis. Die Vermehrung des Faserstoff im Blute nannte man Hyperinosis; umgekehrt die Verminderung des Faserstoff und relative Vermehrung des Eiweißes Hypinosis. Absolute Vermehrung des Eiweißes hieß Hyperalbuminosis. In manchen Fällen schloß man auf eine unbedingte Vermehrung der gesammten Blutmenge, Plethora, sowie umgekehrt auf eine allgemeine Verminderung derselben, Anaemia. — Das sind nur einige der wichtigsten Abweichungen von der normalen Blutmischung.

Bei der wichtigen Rolle und allgemeinen Verbreitung des Blutes im Organismus lag es nahe, den krankhaften Veränderungen der Blutmischung eine hohe Bedeutung beizulegen. Man glaubte deshalb auch, in den eigenthümlichen Blutanomalien das Wesen bestimmter Krankheiten suchen zu müssen, und verschiedene Krankheitserscheinungen, namentlich abnorme Stoffablagerungen, führte man stets auf besondere regelwidrige Mischungsverhältnisse zurück. In wie fern mit Recht oder nicht, wird sich bei näherer Betrachtung zeigen.

Verminderung der rothen Blutkörperchen, und folglich auch verminderter Gehalt des Blutes an Eisen setzte man in einen nothwendigen Kausalzusammenhang mit allen den Krankheitser-

scheinungen, welche man unter dem Namen Bleichsucht, Chlorosis, zusammenfaßte. Ob aber in allen den Fällen, wo die als Chlorose bekannten Symptome zugegen sind, auch in der That die genannte Blutanomalie bestehe, das ist wenigstens noch sehr fraglich.

Eine besondere Wichtigkeit legte man dem Faserstoffüberschusse im Blute, der Hyperinosis bei. Sie fand sich bei sehr mannigfachen Krankheitszuständen: bei allen Entzündungen mit gerinnender Ausschwitzung, croupöser Lungenentzündung, Brustfellentzündung, Mandelbräune, bei chronischer Lungentuberkulose, Krebs, im Beginn der Bright'schen Nierenkrankheit, bei akutem Gelenkrheumatismus, Erysipelas, in der Schwangerschaft.

Den wesentlichen Grund aller gerinnbaren Ausschwitzungen in einer Ueberladung des Blutes mit Faserstoff zu suchen, war ein sehr bequemer Schluß, denn es ist eine alte Regel: wessen das Maß voll ist, des läuft es über; er reicht jedoch durchaus nicht zur Erklärung aus. Bei Gesichtsrose soll sich ausgesprochene Hyperinosis finden; und gleichwohl verläuft die Rose nicht allein ohne plastische Ausschwitzung, sondern neigt sich sogar zu akuten Wasserergüssen, z. B. ins Gehirn. Akuter Gelenkrheumatismus kann ebenso gut wässerige, als plastische Ausschwitzungen zur Folge haben. — Umgekehrt finden sich oft gerinnbare Ausschwitzungen ohne Hyperinose, ja sogar bei ausgesprochener Blutwässerigkeit; in den letzten Stadien der chronischen Lungentuberkulose besteht meist Hydrämie, und trotzdem dauert oft die tuberkulöse Ablagerung in den Lungen fort; ebenso bei Krebsdyskrasie, bei granulirter Leber. Auch bei Morbus Brightii entwickelt sich bald ein hydrämischer Zustand, ohne daß deshalb die Ablagerung in die Nieren aufgehalten würde.

Der Entstehungsgrund der plastischen Ausschwitzungen muß also in etwas Anderem liegen, als in dem blosen Faserstoffüberschuß, durch den überdies der besondere Ort der Ablagerung in die Lungen, die Nieren, die Gelenke, den Kehlkopf u. s. w. nicht erklärt wird. — Wenn durch gestörten Nerveneinfluß starker Blutandrang nach einem Organe, und in Folge dessen Blut-

stockung erzeugt wird, so liegt in diesem örtlich gestörten Kreislaufe ein hinreichender Erklärungsgrund für die plastischen Ausschwitzungen, selbst bei ganz normaler Blutmischung, und man braucht keine Annahme einer hyperinotischen Blutbeschaffenheit. Daß bei sonst gleichen Umständen der größere oder geringere Faserstoffgehalt des Blutes auf das Zustandekommen und die Ausdehnung gerinnbarer Ausschwitzungen Einfluß üben muß, das ist natürlich.

Eine andere Blutanomalie ist die Hypinosis, Verminderung des Faserstoff. Man hat sie gefunden bei Typhus, Scharlach, Masern, Blattern, Wechselfieber, Gicht, Purpura haemorrhagica, bei Skorbut, constitutioneller Syphilis, Bright'scher Nierenkrankheit, Herzkrankheiten, Wassersuchten, chronischem Rheumatismus u. s. w. — Daß aber so außerordentlich verschiedenartigen Krankheitszuständen, wie den angeführten, nicht ein und derselbe krankhafte Vorgang, hier die hypinotische Blutmischung, als wesentliche innere Entstehungsursache untergelegt werden könne, ist leicht begreiflich. Gerade daß man bei allen diesen Krankheiten eine Verminderung des Fasserstoff angetroffen hat, ist ein schlagender Beweis, daß die letztere sehr unwesentlich für die ersteren sein müsse.

Soll die Blutbeschaffenheit für Scharlach, Masern, Blattern, Typhus, Wechselfieber, Syphilis, Gicht, Skorbut irgend welche Bedeutung erlangen, so muß man nothwendig jeder einzelnen von diesen Krankheiten ihre besondere, nur ihr allein eigene Blutanomalie zuweisen. Und auch das würde noch nicht hinreichen; denn Typhus, Scharlach, Blattern, Wechselfieber zeigen in den einzelnen Fällen einen sehr verschiedenen Charakter, den erethischen, torpiden, septischen, so daß z. B. allen Fällen von Typhus oder Scharlach unmöglich ein und dieselbe Blutbeschaffenheit zu Grunde liegen kann.

Ueber diese Einzelheiten weiß man jedoch noch gar nichts, wiewohl die quantitativen Abweichungen des Faserstoff und Eiweiß gerade die bekanntesten Blutveränderungen sind; von vielen anderen giebt es erst Andeutungen. Qualitative Veränderungen des Faserstoff und Eiweiß sind noch nicht nachgewiesen;

die Blutanomalien in Betreff der Fette und Salze kennt man sehr wenig. Absolute Vermehrung und qualitative Veränderung der rothen Blutkörperchen sind nicht bekannt. Die jetzige Kenntniß der krankhaften Blutmischungsverhältnisse ist mit einem Wort eine sehr rohe, in die feineren Abweichungen ist man noch wenig eingedrungen. Man wird natürlich mit der Zeit in der Kenntniß derselben immer weiter fortschreiten, indessen ist nicht zu übersehen, daß einer vollständigen und sicheren Haematopathologie bedeutende Hindernisse entgegenstehen.

Eine große Schwierigkeit liegt darin, daß stets nur das todte Blut zum Zwecke der Untersuchung verwendet wird, nie das lebende, in seiner organischen Thätigkeit begriffene; denn auch das Aderlaßblut, nicht nur das der Leiche entnommene, ist als todt zu betrachten. Jedes Blut ist todt, sobald es den Körper verlassen hat, und dem ununterbrochenen Kreislaufe, der natürlichen Lebenswärme, der stetigen Aufnahme und Abgabe von Nahrungsbestandtheilen entrückt ist. Der Schluß aber von dem ruhenden, todten Blute auf das in beständiger Bewegung begriffene muß, besonders wenn es sich um feinere Unterscheidungsmerkmale handelt, stets unsicher sein.

Ferner erhält man nie die gesammte Blutmasse, sondern nur einen geringen Theil derselben zur Untersuchung; wenn sich daher ein einzelner Bestandtheil, z. B. das Wasser, oder umgekehrt die festen Theile, im Verhältniß zu den anderen reichlicher vorfinden, so weiß man nicht, ob diese Vermehrung eine absolute sei, oder nur eine relative, indem die übrigen Bestandtheile abgenommen haben.

Auch ist es durchaus nicht gleichgültig, daß das Blut zur Untersuchung fast ohne Ausnahme aus den Venen, und zwar meist aus einer bestimmten, der Armvene, entnommen wird, sehr selten aus den Arterien. Der Schluß von dem venösen Blute auf das arterielle muß in besonderen Fällen trügerisch und ungenau sein; denn welche Veränderungen das venöse Blut in den Lungen erleiden werde, läßt sich mit unbedingter Sicherheit nicht berechnen. — Und das venöse Blut ist nicht allein von dem arteriellen verschieden, sondern besitzt auch in jedem

Organe, z. B. in Leber, Lungen, Milz, Nieren, Darmkanal eine etwas abweichende Mischung; das Blut der Pfortader ist nicht ganz dasselbe, wie das aus einer Armvene entnommene. Wie soll man diese besonderen Mischungsverhältnisse in jedem einzelnen Falle kennen lernen?

Ferner ist zu berücksichtigen, daß das gesunde Blut nicht bei allen Personen und zu allen Zeiten völlig gleiche Beschaffenheit besitzt. Je nach dem Alter, dem Geschlechte, dem kräftigen oder zarten Körperbau, dem Temperamente, je nach den zuvor genossenen Speisen und Getränken unterliegt es mannigfachen normalen Schwankungen. Das Greisenblut verhält sich anders, als das Blut im kindlichen Alter; das Blut der Frauen weicht von dem der Männer etwas ab; die Zeit der Pubertät hat Einfluß auf die Blutmischung. — Eine sichere Feststellung der Gränze zwischen der gesunden und krankhaften Blutmischung ist deshalb in vielen Fällen mit großen Schwierigkeiten verknüpft. Man kann, besonders bei feineren Blutanalysen, leicht in Gefahr kommen, etwas für krankhaft anzusehen, was nach den besonderen Verhältnissen, Alter, Körperbeschaffenheit, Lebensweise noch gesund ist, oder umgekehrt eine krankhafte Blutmischung noch für normal zu halten. —

Wenn es aber auch trotz aller dieser Hindernisse gelänge, die abnormen Mischungsverhältnisse des Blutes in den verschiedenen Krankheiten klar und genau zu erforschen, so hat man dadurch über das Wesen der einzelnen Krankheiten noch keinen sicheren Aufschluß erhalten, ja häufig nicht einmal über den Sitz und urspünglichen Heerd derselben. Das kommt daher, weil die fehlerhafte Blutmischung stets nur ein Folgezustand ist, und die Entstehungsursache derselben außerhalb des Blutstroms liegt.

Bei Chlorose z. B. haben die Blutanalysen Verminderung der rothen Blutkörperchen und des an diese gebundenen Eisens nachgewiesen; damit ist aber das Wesen der Chlorose sehr wenig aufgeklärt. Der chlorotische Blutzustand ist die Folge einer außerhalb des Blutstroms liegenden Störung. Es fragt sich also, welcher Grundvorgang Schuld sei an der verringerten An-

zahl der Blutkörperchen; ob der Grund in vermehrtem Zerfall, oder in ungenügender Neubildung derselben liege. — Nun wissen wir noch nicht einmal, wo die Blutkörperchen zerfallen, ob in der Leber, Milz, oder auch an anderen Orten; die Bedingungen ihres Zerfalles sind uns gänzlich unbekannt, sowie wir ebenfalls über ihre Neubildung, über die Entstehungsweise der Lymphkörperchen und ihre allmählige Umbildung zu rothen Blutkörperchen noch keinen Aufschluß haben. — Der eigentliche Heerd der Chlorose ist also noch in dicken Nebel gehüllt. Die chlorotische Blutmischung geht von einem uns völlig unbekannten organischen Vorgange aus; und ob aus diesem Vorgange die übrigen bei Chlorose auftretenden Krankheitserscheinungen nicht unmittelbar entspringen, sodaß sie dem krankhaften Eisenmangel im Blute nicht subordinirt, sondern coordinirt sind, können wir ebenfalls nicht entscheiden.

Man hat behauptet, es häufe sich bei Chlorose im Darmkanal viel Schwefelwasserstoff an, mit diesem verbände sich das durch die Nahrung uns zugeführte Eisen, sodaß es nicht in das Blut überginge, und durch diesen Mangel an Eisen werde zugleich die Bildung der Blutkörperchen verhindert. Das ist indessen eine ganz müssige Erfindung. Das durch die Nahrung uns zugeführte Eisen befindet sich in organisirter Form, und hat in dieser Form ebenso wenig Neigung, sich mit Schwefelwasserstoff oder anderen unorganischen Körpern zu verbinden, als sich z. B. der Phosphor oder Schwefel des Eiweiß mit dem freien Sauerstoff des Blutes zu Phosphorsäure oder Schwefelsäure verbindet.

Wenn Faserstoffüberschuß im Blute nachgewiesen wird, so fragt es sich ebenfalls: wie und woher kommt der überschüssige Faserstoff ins Blut? ist die Neubildung desselben vermehrt, oder seine Rückbildung gehindert? liegt der Grund in abnormer Verdauung, oder in fehlerhaftem Oxydationsproceß durch die Lungen, oder in mangelhaftem Absatz an die Gewebe? Der Faserstoffüberschuß ist also blos ein Symptom, welches aus sehr verschiedenen Grundvorgängen sich herausbilden kann.

So ist auch Cyanosis, Blausucht, nur ein Symptom, welches auf verminderter Sauerstoffaufnahme der Blutkörperchen beruht.

Den Grundvorgang dieses Folgezustandes kennen wir allerdings öfters; wir wissen, daß Cyanose sich entwickelt, wenn der Zugang der äußeren atmosphärischen Luft zu den Lungen gehemmt wird, z. B. bei Krankheiten des Kehlkopfs, fremden Körpern in demselben, oder wenn der Umlauf des Blutes durch die Lungen ein Hinderniß erleidet, z. B. beim Offenbleiben des Ductus Botalli, so daß nur ein Theil des Blutes die Lungen passirt. Zuweilen aber entsteht die Cyanose ebenfalls aus Ursachen, die wir nicht kennen.

Solange überhaupt der physiologische Stoffwechsel noch so vielfache dunkle Stellen bietet, solange werden auch die pathologischen Veränderungen der Blutmischung nicht vollständig aufgeklärt werden. Die Gesetze der Neu- und Rückbildung des Blutes müssen erst vollständig bekannt sein, ehe wir den besonderen Heerd jeder Blutanomalie anzugeben fähig werden können.

Wir kennen aber die näheren Verhältnisse noch nicht, unter denen die Aufsaugung der Nahrungsstoffe in den Darmzotten vor sich geht; um so weniger können wir beurtheilen, welchen krankhaften Abweichungen diese Aufsaugung unterliegen, und in welcher Weise die normale Blutmischung dadurch beeinträchtigt werden kann. — Die eigenthümliche Thätigkeit der Lymphdrüsen ist ebenfalls noch unerforscht; folglich können wir auch den Einfluß, den etwaige krankhafte Vorgänge in diesen Drüsen zur Folge haben, nicht ermessen.

Vor allen Dingen sind wir noch sehr im Unklaren über die Gesetze, nach welchen sowohl die im Blute aufgelösten Nahrungsbestandtheile zur Bildung der verschiedenen organischen Gewebe verwandt, als auch die verbrauchten Gewebtheile in das Blut wieder aufgenommen und aus dem Körper ausgeschieden werden. Nach welchen Gesetzen an den einen Stellen Muskelgewebe, an anderen Knochensubstanz, hier Zell- oder Sehnengewebe, dort Gehirnsubstanz aus ein und derselben Blutmasse abgelagert wird, das ist noch nicht erforscht; wir können uns daher um so weniger die krankhafte Gewebebildung erklären, warum z. B. bei Menschen, die wenig essen, zuweilen übermäßige Fettbildung angetroffen wird, während starke Esser trotz der unge-

störtesten Gesundheit mager bleiben. Die Gesetze der En- und Exosmose sind uns bis jetzt dem Wesen nach unzugänglich; folglich können wir auch nicht berechnen, welchen Einfluß Störungen der normalen En- und Exosmose auf die Blutmischung ausüben.

Ob eine abnorme Blutmischung ferner in regelwidriger Thätigkeit der Leber, Milz, Bauchspeicheldrüse, Haut, in den Nieren, in gestörter Funktion der Lungen u. s. w. ihren Grund habe, diesen besonderen Ursprung nachzuweisen, sind wir sehr häufig nicht im Stande. Nur das wissen wir, daß abnorme Blutmischung ihren Grund stets in einer örtlichen Störung des Stoffwechsels hat, wenn sie nicht aus mangelhafter Zufuhr der zum organischen Leben nöthigen Nahrungsstoffe entspringt. —

Wir haben nun oben gesehen, daß außer den Molekularkräften der unsern Leib bauenden Grundstoffe noch eine durchlaufende Kraft in uns lebt, welche unsere organische Abgeschlossenheit bedingt. Diese Kraft, welche wir Lebenskraft nennen, setzt die Grundstoffe, Sauerstoff, Wasserstoff, Stickstoff, Kohlenstoff u. s. w, in den erforderlichen Zustand, damit sie sich zu den organischen Bildungsstoffen und Geweben vereinigen. Sie ist die Ursache, daß sich trotz des beständigen Umtausches der Stoffe der organische Mischungszustand erhält. Der gesammte organische Stoffwechsel beruht also auf dieser Lebenskraft.

Alle Thatsachen weisen ferner darauf hin, daß diese Lebenskraft an das Nervensystem gebunden ist, und im Gehirn ihren Mittelpunkt hat. Jede lebendige Thätigkeit in uns wird durch das Nervensystem vermittelt; wo keine Nerven sind, besteht auch kein Leben, d. h. keine Empfindung, Bewegung, kein Stoffwechsel. Das Nervensystem ist das belebende Princip; folglich muß auch jede Störung des physiologischen Stoffwechsels vom Nervensystem ausgehen, jede abnorme Blutmischung nothwendig ihren letzten Grund in verändertem Nerveneinflusse haben.

Selbst in den Fällen, wo unmittelbar von außen her ein fremdartiger Stoff in das Blut gelangt, und Krankheit oder Tod bedingt, z. B. Blausäure, Eiter, Jauche, Luft und dergl., selbst dann kann nur durch die Rückwirkung auf das Nervensystem wirkliche Krankheit oder sogar gänzliche Aufhebung des Lebens eintreten. Nur dann, wenn durch unmittelbare Vernichtung der organischen Mischung die Nerventhätigkeit in einem Körpertheile vollständig getödtet wird, z. B. bei brandiger Zerstörung durch Hitze, Kälte, Aetzmittel, — ist die uns innewohnende Lebenskraft unbetheiligt. In diesem Falle wirken allein die unorganischen Verwandtschaftsgesetze, und man kann von wirklicher Krankheit nicht reden, denn Krankheit kann sich nicht ohne Betheiligung der Nerventhätigkeit bilden.

Alle Blutanomalien entspringen also entweder als Folgezustände aus gestörtem Nerveneinfluß, oder bilden sich primär durch unzureichende Nahrung, sowie durch fremdartige Stoffe, die von außen her ins Blut gelangen. Auch in letzterem Falle ist jedoch wirkliche Krankheit unmöglich ohne zuvorige Rückwirkung der veränderten Blutmischung auf das Nervensystem.

Es ist bekannt, daß äußere Einflüsse, welche primär nur das Nervensystem treffen, häufig zu Störungen des Stoffwechsels Veranlassung geben, und folglich auch Blutanomalien nach sich ziehen. Die sogenannten Nervenkrankheiten haben oft Ernährungsstörungen und bedeutende Abweichungen von der normalen Blutmischung im Gefolge. Durch Schreck verändert sich rasch die Beschaffenheit der Milch; durch Gram bildet sich allmählig ein kachektischer Zustand, gestörte Ernährung, Abmagerung, Hydrämie aus. Durch Schlaflosigkeit oder anhaltenden Schmerz leidet ebenfalls die gesunde Ernährung. Lange angewandte Elektricität erzeugt mannigfache Ernährungsstörungen.

Umgekehrt wirken Blutanomalien vielfach abändernd auf die normalen Nerventhätigkeiten ein. Durch Heißhunger entsteht nervöses Zittern, Schwindel, Ohnmacht, Erbrechen. Fremdartige Stoffe, die von außen her in das Blut eingedrungen sind, veranlassen Krämpfe, Lähmungen. Lähmungen kommen vor als Folgekrankheiten von Typhus, Rheumatismus, Gicht, Scharlach;

und allen diesen Krankheiten wird eine bestimmte Blutanomalie zugeschrieben.

Eine scharfe Gränze zwischen Blut- und Nervenkrankheiten giebt es demnach in der Wirklichkeit nicht. Blutanomalien haben meist ihren Grund in primär gestörtem Nerveneinfluß, und können ebensogut auch die normalen Nerventhätigkeiten beeinträchtigen. Ob die gestörte Ernährung in der Nervensubstanz selbst ihren Sitz habe, oder in anderen Gebilden, das ist kein Moment, welches dazu berechtigte, Nerven- und Blutkrankheiten dem Wesen nach von einander zu scheiden.

Die Physiologie lehrt, daß die geistigen und körperlichen Vorgänge in dem engsten gegenseitigen Wechselverhältniß stehen, daß der Organismus überhaupt ein einiges, harmonisches Ganze ist; schon daraus folgt, daß die Krankheiten des Blut- und Nervensystems in engem Zusammenhang und gegenseitiger Wechselwirkung stehen müssen. —

Man hatte früher die Sucht, jede abnorme Ablagerung direkt auf eine bestimmte Blutanomalie zurückzuführen; und man hat sie theilweise noch, wenn auch die Annahme von verschleimtem Blutzustand, von Flechtenschärfe, gichtischer Schärfe im Blute seltener geworden ist. Aber weder die krebsige, noch tuberkulöse Ablagerung, noch die verschiedenen Hautausschläge, noch die speckige, sarkomatöse Ablagerung u. s. w. bedürfen zu ihrer Entstehung einer bestimmten specifischen Blutmischung. Sogut wie sich alle normalen Gewebe, Muskel, Knochen, Knorpel, Gehirnsubstanz u. s. w. an den verschiedenen Körperstellen aus ein und derselben Blutbeschaffenheit herausbilden, — ebensogut ist es möglich, daß sich Krebs, Tuberkelknötchen, Ekzem, Impetigo, Furunkel, Speckgeschwulst, übermäßige Schleimabsonderung u. s. w. aus ein und demselben Mischungszustande des Blutes entwickeln. — Es gehört hierzu nur eine krankhafte Veränderung der en- oder exosmotischen Gesetze, so daß die aus dem Blut ausschwitzenden normalen

Bildungsstoffe in ungewohnten Verhältnissen zusammentreten, und dergestalt Gewebe bilden, die der regelmäßigen Ernährung fremd sind. Der letzte Grund liegt also auch hier, wie überall bei der Krankheitsentstehung, im Nervensysteme. —

Es sei also noch einmal wiederholt: **Allgemeine** und **örtliche** Krankheiten, **Blut**- und **Nerven**krankheiten als besondere wesentliche Gattungen einander gegenüberzustellen, ist ganz unphysiologisch. Es besteht zwischen diesen ebenso wenig ein wesentlicher Unterschied, wie zwischen akuten und chronischen, fieberhaften und fieberlosen, lebensgefährlichen und ungefährlichen Krankheiten. — Sämmtliche Krankheiten gehen nicht blos im Bereiche der Molekularkräfte vor sich, sondern entspringen aus besonderen Aeußerungen der Lebenskraft, unter deren Einflusse die Molekularkräfte stehen.

Es giebt also blos eine einzige Art der Erkrankung, und diese muß stets vom Nervensystem ausgehen. —

Durch welche uranfänglichen Vorgänge im Nervensystem Krankheit überhaupt zu Stande komme, dieses innerste Wesen der Krankheit ist uns bis jetzt völlig unbekannt, was der jetzige Standpunkt der Physiologie hinlänglich erklärt. Wir müssen es auch vorläufig dahingestellt sein lassen, wie weit wir in der Erkenntniß der innersten Krankheitsursache einst gelangen werden. — So bedeutend aber auch jeder wahrhafte Fortschritt hierin auf die Gestaltung der Diagnose zurückwirken muß, so giebt es doch bestimmte Grundwahrheiten, die von dieser wachsenden Erkenntniß völlig unabhängig sind.

Eine solche Grundwahrheit ist, daß die Diagnose zu jeder Zeit nur auf die sinnlich wahrnehmbaren Krankheitserscheinungen gestützt werden kann.

Das einzige Erkennungsmittel krankhafter Zustände an Lebenden sind für uns die Krankheitserscheinungen, d. h. diejenigen Abweichungen von den normalen Lebensvorgängen, die wir an Anderen unmittelbar durch unsere Sinne, ohne jede weitere Schlußfolgerung, wahrnehmen, z. B. Veränderungen der Haut-

farbe, der Hauttemperatur, der Hautelasticität, veränderter Klang der Stimme, Heiserkeit, Röcheln, übler Geruch aus Mund, Nase, ungewohnter Geruch der Auswurfsstoffe u. s. w., oder die der Kranke selbst durch seine Sinne an sich wahrnimmt.

Bei wem wir unmittelbar mittelst unserer Sinne oder durch Ausfragen keine sinnlich wahrnehmbaren Abweichungen von dem physiologischen Entwicklungsgange ausfindig machen können, der muß in unseren Augen für gesund gelten, wenn auch immerhin der Keim zu bedeutender Erkrankung in ihm liegt. Wir wissen zwar, daß ein Wechselfieberkranker in der fieberfreien Zeit, oder ein Epileptischer außerhalb seiner Anfälle nicht gesund ist, doch gelangen wir auch in diesen Fällen zu solchem Schlusse nur durch die vorhergegangenen krankhaften Erscheinungen. — Die Zu- oder Abnahme der sinnlich wahrnehmbaren Krankheitserscheinungen, das Hinzutreten neuer belehrt uns allein über den Verlauf, über Verschlimmerung oder Besserung der Krankheiten, sowie über die völlige Genesung.

Eine Menge krankhafter Veränderungen jedoch, deren Vorkommen uns die Untersuchung des Leichnams gezeigt hat, können wir durch unmittelbare sinnliche Anschauung am lebenden Körper nicht ermitteln, z. B. Geschwüre im Darmkanal, krankhafte Ablagerungen in der Leber, Fehler im Mechanismus des Herzens, Entzündung der Gehirnhäute, Wasseransammlung im Gehirn u. s. w. — Woraus erfahren wir nun bei Kranken das Vorhandensein derselben? Ebenfalls nur und allein aus der Anwesenheit bestimmter, sinnlich wahrnehmbarer, äußerer Krankheitserscheinungen, indem wir von diesen rückwärts auf das Vorhandensein bestimmter krankhafter Veränderungen im Innern des Organismus schließen, wie wir es schon jetzt oft mit Sicherheit zu thun im Stande sind.

Wenn man einen Kranken zur Beobachtung bekommt, welcher an bedeutender Abmagerung, elender Gesichtsfarbe, länger bestehenden brennenden oder durchschießenden Magenschmerzen, brennendem Durst, an Erbrechen einer übelriechenden chokoladefarbigen Masse leidet, so wird man, selbst ohne äußerlich fühlbare Geschwulst, mit Gewißheit Magenkrebs diagnosticiren dürfen. —

Wenn der Arzt bei jungen Mädchen periodisch wiederkehrende Magenschmerzen und öfteres Bluterbrechen antrifft, so kann er ziemlich sicher auf perforirendes Magengeschwür schließen. — Schleimabgang durch den Stuhl beweist, das Katarrh, Blennorrhö der Darmschleimhaut vorhanden sei, — eiterige, mit flockigen, kleienartigen oder häutigen Pseudomembranen gemischte Stuhlausleerungen deuten auf croupösen Proceß im Darmkanal. Die Beschaffenheit des durch den Stuhl entleerten Blutes, die hellere oder dunklere Farbe, die innigere oder geringere Durchmengung desselben mit den Fäces giebt Aufschluß, ob das Blut aus den Dünn- oder Dickdärmen, oder dem Mastdarme stamme.

Namentlich in neuerer Zeit sind durch die physikalische Diagnostik, durch Chemie und Mikroskop, unseren Sinnen sehr viele Krankheitserscheinungen zugänglich gemacht worden, die uns früher verschlossen waren. Das Mikroskop zeigt die geschwänzte Zelle in der Krebsmasse, die krystallinischen Rückbildungsprodukte im Urin u. a. Der Augenspiegel macht krankhafte Zustände in den inneren Häuten des Auges erkennbar. Das Klopfen mittelst des Plessimeters belehrt uns durch den veränderten Schall, ob in lufthaltigen Organen, z. B. in den Lungen, im Darmkanal, sich normwidrig feste Stoffe abgelagert haben, oder ob umgekehrt sich Luft an Körperstellen befindet, wo sie nicht hingehört, z. B. unter der Haut. Das Hörrohr benachrichtigt unser Ohr über das Vorhandensein regelwidriger Geräusche in Lungen, Herz, in oberflächlichen Venen und Arterien, oder über das Fehlen naturgemäßer Geräusche oder Töne. Die Chemie weist fremdartige Stoffe, z. B. Zucker, Eiweiß im Urin, oder die saure, alkalische, neutrale Reaktion des Urins, Speichels, der Galle nach und dergl. mehr.

Es sind jedoch der verschiedenartige Schall, die Völle oder Leere, Höhe oder Tiefe desselben, die regelwidrigen Geräusche, das Eiweiß und der Zucker im Urin, die geschwänzten Zellen in der Krebsmasse sämmtlich nichts Anderes, als äußere Krankheitserscheinungen, die durch künstliche Hülfsmittel unseren Sinnen vorgeführt werden.

Diese Hülfsmittel sind deshalb von hohem Werthe, und sehr viele Schlüsse auf bestimmte Krankheitszustände, auf Lungenkrankheiten, Herzfehler, Nierendegeneration, Leberübel sind nur durch sie möglich gemacht worden. Sie haben einen wesentlichen Fortschritt in der Ausbildung der Diagnose herbeigeführt, und zur Begründung einer differentiellen Diagnostik vor Allem beigetragen, so daß an die Stelle der früheren spekulativen Schlüsse, der Hypothesen und schwülstigen Redensarten sichere Thatsachen getreten sind.

An diesem Fortschritt hat die rasche Entwicklung der pathologischen Anatomie den größten Antheil. Die durch die Leichenöffnungen nachgewiesenen materiellen Veränderungen im Inneren des Organismus, z. B. die Lungenvereiterung bei Tuberkulose, die Ausdehnung der Lungenbläschen bei Emphysem, die Klappenfehler im Herzen u. s. w., haben erst zur physikalischen Untersuchungsmethode durch Plessimeter und Hörrohr hingeführt. Und nur durch diese ist es z. B. möglich geworden, die verschiedenen inneren Krankheitsvorgänge, welche man früher alle unter dem Namen Brustwassersucht zusammenfaßte, genau an Lebenden zu unterscheiden. Die pathologische Anatomie allein hat uns die nöthigen Anhaltepunkte geliefert, um die verschiedenen materiellen Veränderungen, welche dem Asthma zu Grunde liegen, an Lebenden zu trennen; ob das Asthma auf Emphysem oder Lungenöden oder Kehlkopfkrampf, ob auf Blutandrang nach den Lungen durch Herzfehler, oder auf Pneumothorax, oder auf Rückenmarksleiden, auf Lungentuberkulose, ob auf Verengerung der Brusthöhle durch Heraufdrängung des Zwerchfells u. a. beruhe. Die Sicherheit der Diagnose ist also durch die pathologische Anatomie wesentlich gefördert worden.

Man darf freilich nicht wähnen, daß es keine unsicheren Punkte in der Diagnostik mehr gäbe, und daß ein geübter Diagnostiker keinen Täuschungen mehr ausgesetzt sei. Das ist im Gegentheil noch oft genug der Fall. Ob z. B. ein bestimmter Fall von Gesichtsschmerz durch Entzündung des betreffenden Nerven, durch Druck benachbarter innerer Geschwülste, durch Knochenauftreibung, durch Krankheiten des Gehirns, Hirntuberkel bedingt werde, das

können wir in den wenigsten Fällen bestimmen. Ob ein bestimmter Fall von Lähmung durch Bluterguß oder Wasseransammlung im Gehirn, durch Krebs, Tuberkel, Erweichung, durch Karies in der Nähe des Gehirns, durch Druck benachbarter Geschwülste hervorgerufen werde, das läßt sich bis jetzt meistentheils nicht entscheiden. Ebenso verhält es sich bei Epilepsie, Schwerhörigkeit, Geisteskrankheiten u. a.

Es ist deutlich zu erkennen, daß gerade diejenigen Krankheiten in ihren materiellen Grundlagen am wenigsten erkannt sind, welche die geringste Zahl äußerer sinnlich wahrnehmbarer Krankheitserscheinungen darbieten. Warum sind die Krankheiten des Auges bei weitem klarer, als die des Ohrs? Allein deshalb, weil das Ohr unseren Sinnen viel mehr entzogen ist, als das Auge. Das Gehirn ist ein unserer sinnlichen Anschauung sehr unzugängliches Organ, und deshalb sind auch gerade die Gehirnkrankheiten für die differentielle Diagnostik noch sehr unergiebig.

Die Hauptaufgabe der Diagnostik besteht folglich darin, die, im Inneren des Organismus vor sich gehenden, krankhaften materiellen Veränderungen mehr und mehr bekannt zu machen. Denn jede Krankheit muß eine materielle Grundlage haben. Diese letztere besteht natürlich nicht jedesmal in fertigen Neubildungen oder Substanzverlusten, sondern oft nur in abnormer Nervenleitung, fehlerhaften Elektricitätsverhältnissen und dergl.

Die Kenntniß dieser inneren materiellen Veränderungen ist aber für den Arzt nur dann von Bedeutung, wenn er im Stande ist, dieselben stets schon mit Sicherheit an den Kranken, und nicht erst hinterher am Leichentisch zu ermitteln; und dazu dienen die sinnlich wahrnehmbaren Krankheitserscheinungen. Die Kenntniß der materiellen Veränderungen muß daher Hand in Hand gehen mit der Aufdeckung äußerer Krankheitserscheinungen. Zur Fortentwicklung beider muß der forschende Arzt alle möglichen Hülfsmittel z. B. Chemie, Mikroskop, überhaupt Physik, in

Anwendung ziehen. Alsdann wird es in der Diagnostik nur Thatsachen, und keine unfruchtbaren Hypothesen mehr geben.

Sobald anerkannt ist, daß die sinnlich wahrnehmbaren Krankheitserscheinungen die einzigen Anhaltepunkte für die Diagnose sind, so folgt hieraus von selbst der allgemeine Grundsatz, daß die sämmtlichen Erscheinungen, welche wir durch die uns gebotenen Hülfsmittel ausfindig machen können, das Bild des jedesmaligen Krankheitszustandes zusammensetzen. Keine Krankheitserscheinung, wenn sie nur mit Sicherheit nachgewiesen ist, darf a priori als unwesentlich unbeachtet gelassen werden; sie mag nun entweder der unmittelbaren Anschauung des Arztes selbst zugänglich, objektiv, oder nur dem Gefühle des Kranken wahrnehmbar, subjektiv, sein. Die äußeren Krankheitserscheinungen, auch die subjektiven: Schmerz, Mattigkeit, Frost, Jucken, Kriebeln u. dergl., sind der äußere Abdruck abnormer materieller Veränderungen im Inneren des Organismus, bedingt einestheils durch die eigenthümliche Konstitution des Kranken, anderentheils durch die besondere Beschaffenheit des störenden äußeren Einflusses. Sie gehen aus diesen beiden Faktoren mit Nothwendigkeit hervor, wie überhaupt kein Vorgang im Organismus ein zufälliger ist.

D i e s e b e i d e n F a k t o r e n d e r K r a n k h e i t e n, d e r O r g a n i s m u s u n d d a s ä u ß e r e K r a n k h e i t s a g e n s, b i e t e n e i n e a u ß e r o r d e n t l i c h e M a n n i g f a l t i g k e i t dar.

Der außer uns liegenden und unseren naturgemäßen Lebensgang beeinträchtigenden Kräfte giebt es, soweit wir sie nur kennen, unerschöpflich viele. Die uns umgebende atmosphärische Luft unterliegt zahlreichen normwidrigen Abweichungen: sie kann zu heiß, zu kalt, zu trocken, zu feucht sein; oft ist sie mit fremdartigen Stoffen gemengt, enthält zu viel Kohlensäure, oder führt Schwefelwasserstoff, Ammoniak mit sich; ist durch Staub, Mehl, metallische Stoffe, Gewürztheilchen u. a. verunreinigt. Der Wohnort in sumpfigen Ebenen, tiefen Gebirgsthälern, in großen Städten, engen Häusern und Zimmern, häufig auch die besondere Beschäftigung führt nachtheilige Veränderungen der atmosphärischen Luft mit sich. — Wichtig sind ferner die Temperaturverhältnisse der Luft, der rasche Wechsel zwischen

Wärme und Kälte, Trockenheit und Feuchtigkeit, die häufigen Winde.

Eine Quelle vieler Erkrankungen sind die Nahrungsmittel, die zu reichliche oder zu dürftige Nahrung, Unregelmäßigkeit im Essen, der alleinige Genuß von Speisen, die nur wenige nahrhafte Bestandtheile führen, z. B. der Gemüse, Kartoffeln; der zu reichliche Genuß von Speisen und Getränken, die weniger Nahrungs-, als Reizmittel mit arzneilicher Wirkung sind, wie Gewürze, aromatische Kräuter, Wein, Bier, Branntwein, Thee, Kaffee. — Ferner Gemüthsbewegungen, Gram, Schreck, Aerger. — Nachtheilig wirkt oft die Beschäftigung auf uns, theils wegen zu bedeutender Anstrengung des Körpers oder Geistes, theils wegen einseitiger Lage, zu vielen Sitzens, steten Gebücktseins. — Die Kleidung ist auch nicht selten Schuld am Krankwerden. Desgleichen die Vernachlässigung der körperlichen Reinlichkeit; — der Mißbrauch der geschlechtlichen Funktionen. — Die tellurischen Verhältnisse, Gebirgsformationen, Thon-, Sand-, Kalkboden, sind gewiß nicht ohne Einfluß, wenn dieser auch noch nicht bekannt ist; ebenso die Abweichungen in den äußeren Elektricitätsverhältnissen.

Außerdem giebt es eine Menge krankmachender Einflüsse, von deren Wesen wir noch keinen Begriff haben, die endemischen und epidemischen, Miasmen und Kontagien; durch welche abnorme Verhältnisse Masern, Scharlach, Cholera, Ruhrepidemie, Keuchhusten, Influenza, Typhus sich entwickeln, wissen wir nicht; ebensowenig was die Entstehungsursache des Kropfes ist. — Krankheit entsteht überdies nicht immer blos durch eine einzige dieser äußeren schädlichen Einflüsse, sondern sehr häufig durch die Kombination zweier oder mehrerer, z. B. durch die gleichzeitige oder aufeinander folgende Einwirkung von ungesunder Nahrung und übermäßiger geistiger Anstrengung, durch die Verschmelzung von unreiner Luft, Unreinlichkeit des Körpers und dürftiger Nahrung. Hierdurch entsteht eine unerschöpfliche Abwechslung.

Eine sehr bedeutende Mannigfaltigkeit bietet auch der andere Faktor, der Organismus, sowohl in seiner körperlichen Entwicklung, als in seinen geistigen und Gemüths-Eigenschaften. Größe,

Wuchs, Körperstärke, Gesichts- und Kopfbildung, Ausdruck der Augen, Ausbildung der Sinne, des Gefühls, Gesichts, Gehörs, der Körpergewandtheit, Farbe der Haare und Augen sind unendlich abweichend. Der Eine erbricht sehr leicht, Andere schwer; Manche schwitzen bei kleiner Veranlassung, Manche dagegen sehr selten. Der Puls ist bei gesunden Personen der Zahl und Stärke nach sehr verschieden; ebenso der Schlaf schwer und leicht, mit Träumen, Sprechen, Schnarchen, oder ruhig.

Noch abweichender womöglich sind einestheils die Verstandesfähigkeiten, das Vorwiegen des Gedächtnisses, der Urtheilskraft, der Phantasie u. s. w., anderntheils die Gemüthsbeschaffenheit, das melancholische, sanguinische, cholerische und phlegmatische Temperament, und deren zahllose Uebergänge und Abstufungen. Die Empfänglichkeit des Gemüths für äußere Eindrücke ist bei den einzelnen Persönlichkeiten dem Grade und der Art nach abweichend. Ein und dieselbe Veranlassung facht den Einen zum Zorn an, bei einem Anderen bewirkt sie stillen verbissenen Aerger, einen Dritten bringt sie zum Weinen, einem Vierten entlockt sie einen großen Schwall von Worten, einen Fünften läßt sie ganz unberührt.

Aus den bis ins Unendliche möglichen Kombinationen der beiden genannten Faktoren läßt sich ein Schluß ziehen, wie unerschöpflich die Resultate derselben, die Krankheiten, sich in ihren feineren Unterschieden gestalten müssen; und daß daher die äußeren Krankheitserscheinungen auch in ihren feinen Schattirungen noch von Wichtigkeit sein können.

Es läßt sich daraus mit Bestimmtheit ermessen, daß die mäßige Zahl bestimmter Krankheitsgattungen, die in die medicinische Wissenschaft eingeführt und mit besonderen Namen belegt worden sind, z. B. Lungentuberkulose, Chlorosis, Rhachitis, Typhus, Scrophulosis, Pneumonia u. s. w. wohl im Stande ist, die unerschöpflichen Krankheitszustände in den gröbsten Umrissen zu bezeichnen, aber himmelweit entfernt ist, alle diese Zustände sammt ihren feinsten Unterscheidungsmerkmalen erschöpfend zu charakterisiren.

Die Krankheitsnamen hat man, wo nur immer möglich, auf die bekannten pathologisch-anatomischen Veränderungen gestützt, so Pneumonia, Carcinoma, Caries, Hydrocephalus, Tuberculosis, Scharlach, Ulcus perforans ventriculi, Angina membranacea u. s. w.; und ebenso die Unterabtheilungen dieser Krankheitsgattungen, z. B. Typhus petechialis, abdominalis; Pneumonia metastatica, crouposa, catarrhalis. — In vielen Fällen freilich konnte man, aus Unkenntniß der inneren materiellen Veränderungen, dieses Eintheilungsprinzip nicht festhalten. Alsdann benutzte man zunächst die auffallendsten objektiven Erscheinungen zur Eintheilung, z. B. febris intermittens quotidiana, tertiana; Scrophulosis florida und torpida, Rheumatismus, Gicht, Gelbsucht, Febris nervosa stupida, versatilis, septica; Diabetes mellitus, Marasmus, Epilepsie, Veitstanz u. a. — Die subjektiven Erscheinungen beachtete man nur, wo es nicht anders möglich war, z. B. Colica spasmodica, nervosa, die Neuralgien, Schlaflosigkeit. Man suchte sie jedoch überall, wo es ging, auf bestimmte materielle Veränderungen im Organismus zurückzuführen.

Dieses Streben ist allerdings nicht allein gerechtfertigt, sondern sogar nothwendig zur wirklichen Fortbildung der Diagnose; denn jede äußerlich erkennbare Krankheitserscheinung ohne Ausnahme muß auf einer materiellen Störung des physiologischen Entwicklungsganges beruhen. Selbst die Geisteskrankheiten sind hiervon nicht ausgeschlossen. Alle krankhaften Aeußerungen unserer Geistesthätigkeiten müssen einen materiellen Boden haben. Der reine Geist — vorausgesetzt es gäbe einen von der Materie trennbaren Geist — kann nicht krank werden, sonst müßten ja Geisteskranke nach dem Tode ihren kranken Geist mit in die Ewigkeit hinübertragen.

Nichts im Organismus ist zufällig. Folglich muß auch jeder eigenthümlichen Krankheitserscheinung eine besondere materielle Veränderung im Inneren des Organismus entsprechen. Diese in jedem einzelnen Falle aufzufinden, ist Aufgabe der Diagnostik; denn bei allen Fortschritten, welche die Diagnose in der neueren Zeit erfahren hat, ist doch noch in vielen Fällen die materielle Grundlage der Krankheit völlig unerforscht und dunkel.

Da jedoch die äußeren, sinnlich wahrnehmbaren Krankheitserscheinungen der nothwendige Abdruck der inneren materiellen Veränderungen sind, so kommt es häufig vor, daß wir die Eigenthümlichkeit eines Krankheitszustandes durch erstere völlig zur Anschauung bekommen, ohne letztere zu kennen. So bieten uns die Symptome der Harnruhr, der Zucker im Urin, die reichliche Absonderung eines hellen, geruchlosen Urins, die große Abmagerung, der ungewöhnlich starke Appetit, ein ganz charakteristisches Krankheitsbild, obwohl der innere Sitz und Vorgang dieser Krankheit noch unerforscht ist. Wechselfieber ist eine sehr charakteristische Krankheit, und doch kennen wir von ihrer inneren materiellen Grundlage nichts, als die Vergrößerung der Milz, ein Symptom, welches sich bei verschiedenen anderen Krankheiten ebenfalls vorfindet.

Die ungekannte innere materielle Veränderung kann sich ebenso gut durch besondere subjektive, als objektive Erscheinungen äußerlich kund geben. So giebt es z. B. Kopfschmerzen, die sich durch Tiefliegen bessern, durch Aufrechthalten des Kopfes dagegen verschlimmern, während andere das umgekehrte Verhalten zeigen. Daraus läßt sich schließen, daß erstere auf einem anämischen Zustand, letztere auf einem hyperämischen beruhen. — Neuralgische Schmerzen charakterisiren sich dadurch, daß sie durch starken äußeren Druck gewöhnlich nicht erhöht, zuweilen sogar gelindert werden, während sie leise Berührung, Kitzeln nicht vertragen. Entzündliche Schmerzen dagegen vertragen gerade starken Druck am wenigsten. Nervöse Schmerzen bessern sich häufig durch Bewegung, während entzündliche die größte Ruhe des Gliedes verlangen. Schmerzen, die bei Wetterveränderung entstehen oder sich wenigstens beständig verschlimmern, sind rheumatische, nicht neuralgische. —

Die Art des Schmerzes läßt oft auf den Ort der Entstehung zurückschließen: Schmerzen in der Haut, durch Entzündung oder Hyperämie bedingt, sind meist brennend oder stechend, klopfend; Schmerzen in den Knochen sind dumpf, bohrend, gleichmäßig; blose Nervenschmerzen dagegen absetzend, zuckend, sie treten

periodisch, plötzlich auf, und haben freie Pausen; Schmerzen in der Knochenhaut sind schabend. Der Schmerz in den Schneidezähnen ist ein anderer, als der in den Augen-, oder Backzähnen. Schmerz in den Fascien, Muskeln thut sich als spannender kund. — Es giebt Schmerzen, die keine Wärme vertragen, andere bessern sich in der Wärme und verschlimmern sich durch Kälte. Magenschmerzen verschlimmern sich zuweilen nach dem Essen, zuweilen bessern sie sich danach. Diesen Verschiedenheiten liegen zweifelsohne besondere materielle Vorgänge zu Grunde, und durch sorgfältige Beobachtungen wird man sicher zu immer bestimmteren Rückschlüssen gelangen.

Kehlkopfleiden charakterisiren sich dadurch, daß sie durch die geringste Verunreinigung der Luft durch Rauch, Staub u. s. w. sich verschlimmern. — Manche Kranke vertragen durchaus keine warmen Speisen, wohl aber kalte; das muß in einem bestimmten Krankheitszustand des Magens seinen Grund haben. — Krampfhafte Beschwerden, z. B. Kehlkopfkrampf, Colica spasmodica, geben sich dadurch zu erkennen, daß sie leicht nach Gemüthsbewegungen, Nervenaufregungen, auftreten. — Wenn ein Kranker bleibenden Widerwillen hat gegen Fleisch, Fett, Brod, so ist anzunehmen, daß dieses Symptom auf einer bestimmten materiellen Störung des Verdauungsprocesses beruhe. — Wenn ein Augenleidender einen blauen Schein um die Kerzenflamme sieht, so muß eine andere materielle Störung im Inneren des Auges bestehen, als wenn der Schein roth oder grün ist. — Die eigenthümlichen Erscheinungen der Geistes- und Gemüthskrankheiten, z. B. die vielfachen Visionen, Hallucinationen oder fixen Ideen, die Abstufungen von der tiefsten Melancholie bis zur ausgelassensten Lustigkeit, der Verlust des Schamgefühls, der rasche Wechsel zwischen Weinen und Lachen, zwischen der unvernünftigsten Verschwendung und nachfolgendem Geize u. s. w., — alle diese Krankheitszustände müssen ihre besonderen materiellen Grundlagen im Inneren des Organismus haben, die wir allerdings fast noch gar nicht kennen.

Wir können ferner nicht entscheiden, ob in den bekannten pathologisch-anatomischen Veränderungen, z. B. in der Tuberkel-

ablagerung, Lebergranulation, im Faserkrebs, Medullarkrebs 2c., nicht besondere Modifikationen vorkommen, die wir noch nicht erforscht haben, weil sie vielleicht für unsere jetzigen Hülfswerkzeuge, chemische Reagentien, Mikroskop zu fein sind. Diese Möglichkeit macht um somehr darauf aufmerksam, daß man die Diagnose mit Krankheitsnamen, wie Lungentuberkulose, Lungenentzündung, Typhus, Chlorose u. dergl. nicht als für ewige Zeiten erschöpft ansehen dürfe; daß man im Gegentheile, solange man noch unerklärte äußere Krankheitserscheinungen findet, auch noch auf unbekannte materielle Krankheitsvorgänge schließen müsse. —

Soviel steht also fest, die Diagnose blos auf die bis jetzt bekannten materiellen Störungen zu stützen, muß ein sehr unvollkommenes Bild von dem jedesmaligen Krankheitsfalle geben, weil unsere Kenntniß jener materiellen Störungen selbst noch äußerst unvollkommen ist. Aeußere Krankheitserscheinungen, die über die gegenwärtige Erkenntniß der inneren materiellen Krankheitsvorgänge hinausgehen, können für die Erforschung des Krankheitscharakters von der größten Wichtigkeit sein; und die Unkenntniß ihrer materiellen Grundlage berechtigt uns nicht, sie unbeachtet zu lassen, die subjektiven sowenig wie die objektiven, da sich auch in den feinen Schattirungen der ersteren häufig der besondere Charakter der Krankheit ausspricht. — Zu einer erschöpfenden Diagnose gehören, um es noch einmal zu wiederholen, alle sinnlich wahrnehmbaren Krankheitserscheinungen, auch diejenigen, deren eigenthümliche materielle Grundlage wir noch nicht kennen.

Mit Krankheitsnamen, wie Tuberculosis, Hydrocephalus acutus, Typhus, Erysipelas, Impetigo, Crusta lactea, Catarrhus bronchialis, darf man die Diagnose nicht für geschlossen ansehen. Der, nicht einmal unbedingt erwiesene, Eisenmangel bei Chlorose berechtigt nicht, die Beachtung der besonderen subjektiven und objektiven Erscheinungen in den einzelnen Fällen dieser Krankheit für überflüssig zu erklären. Die besondere Blutanomalie allein reicht überhaupt nie zur völligen Charakterisirung einer Krankheit aus, da ein und dieselbe meistens in Störungen verschiedener,

Organe ihren Grund haben kann. — Am wenigsten darf man aber die Diagnose beschließen mit Namen, wie Faulfieber, Scrophulosis, Hysteria, Hämorrhoiden, Rheumatismus, welche die mannigfaltigsten, wesentlich oft ganz verschiedenartigen, Krankheitszustände in sich einschließen, und deshalb zu der größten Oberflächlichkeit in der Diagnostik Veranlassung geben.

Wenn der Arzt in einem Krankheitsfalle alle erkennbaren äußeren Erscheinungen ermittelt hat, so kommt es dann darauf an, daß er diejenigen herausfindet, in welchen sich Sitz und Beschaffenheit des materiellen Grundvorganges vorzugsweise kund giebt. Denn nicht alle Erscheinungen sind von gleicher Wichtigkeit; manche gesellen sich zu sehr vielen Erkrankungen, z. B. Mattigkeit, Abmagerung, Fieber, Appetitlosigkeit, Eingenommenheit des Kopfes, Schweiß, Frösteln, Gesichtsblässe, belegte Zunge, schlechter Geschmack, unruhiger Schlaf, Träume u. s. w. Diese haben eine mehr allgemeine Bedeutung, und geben über Sitz und Beschaffenheit der Krankheit wenig Aufschluß, wenn sie sich nicht selbst wieder durch bestimmte feinere Unterscheidungsmerkmale näher charakterisiren.

Der Arzt muß überhaupt primäre und sekundäre Krankheitserscheinungen wohl von einander unterscheiden. Kopfschmerz, Zahnweh entspringt oft aus gestörter Verdauung, Magenüberladung. Augenentzündung wird zuweilen konsekutiv durch Menstruationsstörungen hervorgerufen. Geistes- und Gemüthsstörungen haben nicht selten in primären Krankheiten der Sexualia ihren Grund. Erbrechen kommt ebenfalls als konsekutives Symptom vor, z. B. bei Gehirnwassersucht, durch Reflex vom Rückenmark aus nach Fall oder Stoß; zuweilen ist es die Folge eines eingeklemmten Bruches. — Die Kenntniß des äußeren krankmachenden Einflusses ist für die Diagnose sehr wichtig, weil sie über den Ausgangspunkt der Krankheit Aufschluß giebt; so z. B. ob Gemüthsbewegungen, Aerger, Schreck, ob Säfteverluste, Blutungen, ob äußere Verletzung, Fall und Stoß, ob Unterdrückung der Hautthätigkeit, Einfluß der Hitze, Kälte, des Lichtes u. s. w. die Entstehung der Krankheit veranlaßten.

Der Arzt muß also streng individuell in der Diagnose verfahren. Er darf aber die einzelnen Krankheitserscheinungen nicht verbindungslos an einander reihen, sondern muß sich vielmehr ein möglichst klares Bewußtsein von dem ihnen gemeinschaftlichen inneren Bande verschaffen. Er muß Einheit in die vereinzelten Erscheinungen bringen, da der ganze Organismus ein streng einheitliches Ganze ist, und zu diesem Zweck die wesentlichen von den unwesentlicheren, die primären von den konsekutiven trennen. Er muß den Zusammenhang zwischen den einzelnen Symptomen verstehen, die Reihenfolge in ihrer Entwicklung sich anschaulich machen, so daß er bei jedem Wechsel der äußeren Krankheitszeichen die im Inneren vor sich gegangene materielle Veränderung klar vor sich sieht.

Dieses Ziel ist zwar noch fern; soll es aber erreicht werden, so müssen einestheils mehr und mehr Krankheitserscheinungen durch neue Hülfsmittel unseren Sinnen zugänglich gemacht, anderntheils muß der Zusammenhang zwischen diesen subjektiven und objektiven Erscheinungen, und den inneren materiellen Krankheitsvorgängen immer mehr aufgedeckt werden.

Auf diese Weise wird die Diagnose erstlich von unsicheren Spekulationen frei bleiben, und nur auf Thatsachen sich stützen, und zweitens eine vollständige, erschöpfende sein, d. h. alle eigenthümlichen Merkmale jedes besonderen Krankheitsfalles in sich enthalten, sodaß sich ein sicheres Heilverfahren auf sie gründen läßt. —

Therapeutischer Theil:

Umsturz.

Arzneimittellehre.

Wir kommen nun zu dem Endzweck aller medicinischen Wissenschaften, zu der eigentlichen Heilkunst.

Die ersten Versuche, durch künstliche Nachhülfe Krankheiten zu heilen, sind jedenfalls so alt, wie das Menschengeschlecht selbst. Die im Laufe der Zeiten gemachten Erfahrungen bewahrte man auf, und so ist durch allmähligen Weiterbau die jetzige Heilkunst entstanden. Man benutzte gleich vom Anfang an zum Behufe der Kunstheilung äußere Kräfte, welche, wie man in Erfahrung gebracht hatte, die physiologische Entwicklung unseres Organismus in irgend einer Weise abänderten, die sogenannten Arzneien. Und da man sah, daß sowohl diese Arzneien in ihrer Einwirkung auf den Körper, als auch die Krankheiten unter sich viele und bedeutende Verschiedenheiten besaßen, so suchte man die besondere Heilfähigkeit jeder Arznei für bestimmte Krankheiten nachzuweisen.

Aus diesem Streben entwickelte sich im Laufe der Zeit die Arzneimittellehre, wie sie jetzt besteht. Sie hat ihr Material während dieser Zeit aus verschiedenen Quellen geschöpft; und diese wollen wir zunächst einer näheren Betrachtung unterziehen, weil wir von ihnen am besten einen Schluß auf den Entwicklungsstand der Arzneimittellehre ziehen können.

1) Die erste Quelle in der Anfangszeit der Heilkunst war fast allein der Zufall, weil man keine bewußten Anhaltepunkte besaß. Durch ihn lernte man die Wirkungen vieler Arzeneien auf gesunde Menschen kennen: daß Sennesblätter, Aloe, Rhabarber, Crotonöl abführend wirken, daß Ipecacuanha, Kupfervitriol, Brechweinstein Erbrechen erregen,

daß Nux vomica heftige Krämpfe, Opium Betäubung und Schlafsucht hervorruft, daß Canthariden Harnzwang erzeugen, Belladonna die Pupille erweitert, Digitalis die Herzthätigkeit verlangsamt u. s. w. — Durch ihn erfuhr man ferner, daß bestimmte Stoffe giftig sind, d. h. schon in geringer Menge das Leben des Menschen gefährden; die ganze Vergiftungslehre, Toxicologie, beruht auf zufällig gefundenen Thatsachen. Der Zufall hat daher unverkennbar einen bedeutenden Einfluß geübt.

Aber das ist wohl zu merken: solange die Weiterbildung einer Lehre rein dem Zufall überlassen bleibt, solange ist von Wissenschaft keine Rede. Auch die Toxicologie kann man keine Wissenschaft nennen; sie liefert größtentheils nur Bruchstücke, und giebt selbst bei den am vollständigsten behandelten Arzneien keinen Maßstab an die Hand, wie viele von deren Wirkungen uns noch unbekannt seien. Von den Wirkungen sehr vieler Arzneien dagegen hat sie kaum die gröbsten Umrisse ans Licht gebracht. Man darf deshalb nie eine vollständige, erschöpfende Kenntniß der physiologischen Arzneiwirkungen von ihr erwarten.

Zudem ist es ein bedeutendes Hinderniß für die reine Erkenntniß der Arzneiwirkungen, daß bei jedem Vergiftungsfalle sobald als möglich Gegengifte zu Hülfe gezogen werden, wodurch natürlich das ursprüngliche Krankheitsbild getrübt wird. Wenn z. B. der Arzt gegen Cantharidenvergiftung Kampher, oder gegen Opiumvergiftung Brechmittel und starken schwarzen Kaffee verordnet hat, dann darf er die nachfolgenden Krankheitserscheinungen durchaus nicht mehr für die unverfälschten Wirkungen der Canthariden oder des Opium ausgeben. — Es dürfen nur diejenigen Erscheinungen als sichere Wirkungen eines Giftes angesehen werden, welche vor der Darreichung jedes Gegengiftes zum Vorschein gekommen sind. —

2.) Wesentlich dem Zufall angehörig ist auch die Hauptquelle zur Erforschung der arzneilichen Heilwirkungen, der unmittelbare Gebrauch in Krankheiten, der sogenannte usus in morbis, der noch bis jetzt als die hauptsächlichste Fundgrube gilt. Dieselbe besteht darin, daß der Arzt gegen einen Krank-

heitsfall eine Arznei reicht, für deren Anwendung in diesem besonderen Falle er durchaus keinen wissenschaftlichen Anhaltepunkt aufzuweisen hat, deren Heilkräfte er vielmehr durch den etwaigen günstigen Erfolg erst kennen lernen will. Sobald der Arzt zu der Wahl des besonderen Arzneimittels durch ein drittes, vorher gewonnenes punctum comparationis gelangt, gehört der Fall nicht in diese Quelle, sondern in diejenige, aus welcher jener Vergleichungspunkt entlehnt ist. — Hierher gehören nur alle die Fälle, wo die arzneilichen Heilwirkungen ursprünglich und allein durch den Gebrauch der Arzneien in Krankheiten ermittelt werden.

Diesen Zweck erreicht man auf zwei Wegen; indem man entweder gegen eine bestimmte Krankheit alle denkbaren Arzneimittel durchprobirt, bis man endlich das rechte trifft, oder ein bestimmtes Arzneimittel gegen die ganze Reihe sämmtlicher vorkommender Krankheitsfälle verordnet, um den Wirkungskreis desselben in seinem ganzen Umfange kennen zu lernen.

Gegen ein solches Verfahren ist zunächst einzuwerfen, daß es jedes bewußte Handeln nach wissenschaftlichen Gründen gänzlich ausschließt, und nur Glück dazu gehört, um ein neues werthvolles Heilmittel zu entdecken. Es ist aber schon einmal gesagt worden und muß jedem gesunden Menschenverstande einleuchten, daß von einer Heilkunst nicht gesprochen werden kann, solange der Arzt jeden Fortschritt im Heilen dem Zufall abkaufen muß; daß also das S t r e b e n j e d e s r a t i o n e l l e n A r z t e s d a r a u f g e r i c h t e t s e i n m u ß, d e n Z u f a l l m e h r u n d m e h r a u s d e r H e i l k u n s t z u v e r b a n n e n, u n d ü b e r a l l b e w u ß t e s w i s s e n s c h a f t l i c h e s H a n d e l n a n d e s s e n S t e l l e z u s e t z e n.

Am Krankenbette, am Schauplatze seiner Thaten, darf der Arzt zum Nachtheil der Kranken nicht erst probiren und experimentiren, sowenig ein Schauspieler seine Rolle erst dann einstudiren darf, wenn das Drama vor dem Publikum selbst zur Aufführung kommt. Es heißt das Vertrauen des Kranken schmählich mißbrauchen, wenn der Arzt mit diesem völlig Hasard spielt. Wie viele Wechselfieberkranke mögen auf gräuliche Weise

mit allen möglichen Rezepten verhunzt worden sein, ehe man durch einen glücklichen Griff China herausfand? Und wie lange werden jetzt die Aerzte gegen die asiatische Cholera mit warmem Wasser, kalten Begießungen, Eis, Blutentziehungen, Kampher, Opium, Sturzbädern, Senfteigen, Calomel bis zum Speichelfluß u. dergl. herumquacksalbern müssen, ehe ihnen der Zufall einmal ein wirkliches Heilmittel gegen diese Krankheit zuführt?

Man könnte einwerfen: „Der unmittelbare Gebrauch der Arzneien am Krankenbette hat allerdings seine großen Unvollkommenheiten und Schattenseiten, das ist nicht zu leugnen; aber er ist der einzige Weg, um dereinst, wenn auch allmählig, zu etwas Gutem zu gelangen. Man muß auch hier, wie überall, erst durch Schaden klug werden. Alle die zusammengesetzten Speisen und Getränke, die wir jetzt mit großem Behagen genießen, sind auch erst aus vielfachen Versuchen hervorgegangen, und es mag sich Mancher an verdorbenen Gerichten Verdauungsstörungen zugezogen haben, ehe ein schmackhaftes und verdauliches Gericht zusammengebraut wurde. Nur dadurch, daß viele Menschen sich vergifteten, hat man allmählig die eßbaren Früchte, Kräuter und Beeren von den schädlichen sondern gelernt. Die wichtigsten Entdeckungen, z. B. die des Schießpulvers, verdanken dem Zufall ihr Dasein; überhaupt sagt ein altes Sprichwort: Probiren geht über Studiren u. s. w."

Daran ist allerdings viel Wahres. Und wenn man wirklich die sichere Aussicht hätte, auf diesem Wege etwas Gutes, und zumal etwas Vollständiges, Ganzes, zu erreichen, wenn man also durch langjährigen usus in morbis endlich zu einem vollständigen Schatze wahrer Heilmittel gelangen könnte, sodaß man nach einer bestimmten Zeit nicht mehr zu probiren brauchte, — dann hätte man allenfalls das Recht, sich mit obigen Gedanken zu trösten, dann wären die unzähligen Opfer, die das Probiren bereits gekostet hat und noch kosten wird, doch wenigstens nicht umsonst gefallen. — Aber hat man denn diese sichere Aussicht? Durchaus nicht; denn es stehen derselben zwei bedeutende Hindernisse entgegen.

Erstlich ist der Arzt in der Mehrzahl der glücklich vorübergehenden Krankheitsfälle nicht im Stande, bestimmt zu behaupten, ob die Genesung dem von ihm gereichten Arzneimittel oder der organischen Reaktion allein beizumessen sei, da bekanntlich sehr viele bedeutende Krankheiten ohne jede äußerliche Nachhülfe wieder in Gesundheit übergehen, die sichere Vorausbestimmung aber, bei welchen dieses geschehen werde und bei welchen nicht, nur selten möglich ist. Das ist besonders bei akuten Krankheiten der Fall, die in Genesung, in Tod, und in chronische Leiden übergehen können. Es ist bekannt, wie unsicher die Prognose bei Typhus ist; wie die am gefährlichsten scheinenden Fälle zuweilen glücklich verlaufen, während oft unerwarteter Tod bei bereits eingetretener Besserung die gefaßte Hoffnung betrügt; in Zeit von wenigen Stunden ändert sich der Zustand zuweilen auffallend zur Besserung oder Verschlimmerung. So bei Lungen-, Gehirnentzündung, Scharlach, Blattern, Ruhr, Cholera, häutiger Bräune, Gesichtsrose u. a. Krankheitszustände, wie Zahnweh, Kopfschmerzen, Schnupfen, katarrhalischer Husten, rheumatische Gliederschmerzen, Heiserkeit, Schwämmchen und Krämpfe bei Kindern gehen oft sehr rasch wieder vorüber, können aber auch lange anhalten und von ernstlicher Bedeutung werden.

Bei der Entscheidung, ob hier die spontane organische Reaktion oder die verabreichte Arznei Genesung herbeigeführt habe, ist demnach die größte Vorsicht nöthig, wenn man Täuschungen vermeiden will. Nur wenn bei wiederholter Anwendung eines Arzneimittels in einem besonderen Krankheitsfalle jedesmal ein so rascher Uebergang zu dauernder Genesung sich zeigt, wie er ohne Darreichung der Arznei selten oder nie vorzukommen pflegt, wenn also der gewöhnliche Verlauf einer Krankheit durch eine Arznei wiederholt bedeutend abgekürzt wird, wenn ferner die statistischen Angaben unwiderleglich ein gegen früher bedeutend geringeres Verhältniß der Todesfälle angeben, namentlich bei Epidemien, — nur dann kann der Arzt mit unzweifelhafter Sicherheit dem Arzneimittel die bestimmte Heilwirkung zusprechen.

Bei chronischen Krankheiten ist diese Kontrolirung zwar leichter, weil sie langsamere Uebergänge haben und viele erfahr-

ungsgemäß sehr selten durch die Naturheilkraft allein beseitigt werden; aber trotzdem ist ebenfalls große Vorsicht nöthig. Lungentuberkulose bleibt zuweilen in Folge der Naturheilbestrebungen allein, ohne äußere Nachhülfe, auf einer bestimmten Entwicklungsstufe stehen, ohne fernere Fortschritte in der Zerstörung der Lungen zu machen. Chronische Hautausschläge verschwinden öfters ohne bekannte Ursache wieder; skrophulöse Uebel thun dies namentlich in den Hauptentwicklungsperioden des Körpers. — Alle diese Genesungen kommen indessen langsam zu Stande. Wenn also nach einem Arzneimittel sehr rasche Heilung einer chronischen Krankheit eintritt, oder Heilung eines chronischen Uebels, welches spontan fast nie der Gesundheit zu weichen pflegt, — dann ist der Arzt berechtigt, auf Kunstheilung zu schließen.

Wenn nach Darreichung einer Arznei die Anfälle von Epilepsie sofort jahrelang ausbleiben, während sie sich früher viel öfters wiederholten, so darf der Arzt seinem Eingriffe die Heilung beimessen, wenn auch in seltenen Fällen noch Täuschung möglich wäre. Wenn freilich ein chronischer Hautausschlag nach einer dargereichten Arznei langsam weicht, dann ist die Entscheidung zwischen Natur- und Kunstheilung sehr mißlich, und nur wiederholte Erfahrungen mit demselben Arzneimittel an ähnlichen Krankheitsfällen können zur Gewißheit führen.

Eine völlig sichere Gewähr für die Untrüglichkeit einer arzneilichen Heilwirkung zu erhalten, ist also sehr schwierig und mühsam. Der Arzt muß eine Menge von Krankheitsfällen zur Beobachtung bekommen, ehe er nur einige wenige unzweifelhafte Kunstheilungen aufzuweisen hat, die er als werthvolle Thatsachen der Arzneimittellehre einverleiben dürfte. Es gehört deshalb von Seiten des Arztes viel Selbstverleugnung dazu, stets mit rücksichtsloser Genauigkeit zu Werke zu gehen, und sich nicht wider Verdienst Kunstheilungen zuzuschreiben, die keine gewesen sind. In zweifelhaften Fällen werden die meisten Aerzte stets geneigt sein, lieber eine Kunst-, als eine Naturheilung anzunehmen, während sie umgekehrt verfahren sollten. — Man kann schon hieraus mit Sicherheit folgern, daß die Arzneimittellehre nicht frei von vielfachen falschen Beobachtungen geblieben

sein wird, und wir werden später zur Genüge erfahren, daß diese Folgerung sehr richtig ist. —

Hat nun der Arzt trotz dieser Schwierigkeiten, und nach unzähligen, theils vergeblichen, theils ungewissen Versuchen endlich einmal einen Fall aufzuweisen, wo die Heilung eines Krankheitszustandes durch ein zufällig ergriffenes Arzneimittel als unzweifelhaft gelten kann, so hat er mit dieser sauer erworbenen Beobachtung kaum mehr geleistet, als einen Tropfen ins Meer gegossen.

Gesetzt er hat einen Fall von Skrophulosis, z. B. Anschwellung der Halsdrüsen mit grindigem Ausschlag im Gesicht, durch eine bestimmte Arznei rasch und vollständig geheilt, und glaubt nun ein sogenanntes Specificum gegen die Skrophulosis überhaupt gefunden zu haben, — dann wird er in unfreudige Verwunderung darüber gerathen, daß ihn bei dem nächsten Skrophelfalle sein für untrüglich gehaltenes Antiscrophulosum unerwarteter Weise im Stich läßt, wenn er dasselbe z. B. gegen skrophulöse Augenentzündung, skrophulöse Geschwüre, Durchfälle, oder gegen skrophulösen Knochenfraß in Anwendung zieht. Und Alle, die auf die Anpreisung jenes Arztes hin Versuche mit derselben Arznei anstellen, werden ebenfalls die unangenehme Erfahrung machen, daß diese Arznei die meisten Fälle von Skrophulosis ungeheilt läßt, ja selbst nicht einmal in allen Fällen von skrophulöser Drüsenanschwellung und Hautausschlag Heilung bewirkt.

Was kann nun der Arzt bei solchen Widerwärtigkeiten thun? Er muß unter dem ganzen Schwall von denkbaren Arzneimitteln nach einem zweiten Antiscrophulosum herumsuchen. Ist er über kurz oder lang so glücklich, dies zu finden, und es kommt ihm dann ein dritter Fall von Skrophulosis zur Behandlung unter die Hände, so wird er mit Bedauern wahrnehmen, daß seine beiden Antiscrophulosa keine Hülfe leisten. Er muß also abermals auf Entdeckungsreisen nach einem dritten Skrophelmittel ausgehen; und danach jedenfalls nach einem vierten, fünften u. s. w. Er muß dann zugleich durch die sorgfältigste Beobachtung der geheilten Skrophelfälle die bestimmten Unterschiede zwischen den

einzelnen Antiscrophulosis feststellen, um unter diesen selbst nicht wieder probiren zu müssen.

Es treiben sich bis jetzt in den Arzneimittellehren eine ganze Menge von antiskrophulösen Mitteln herum: Jodkali, Baryt, Spongia, Löwenzahn, Schafgarbe, Gurkensaft, Leberthran, Speck, Goldschwefel, Jodquecksilber, Plummer'sche Pulver, Chlorgold, gefleckter Schierling, Wachholder, Rhabarber, Eichelkaffee, isländisches Moos, rother Präcipität, Wallnußblätter, Quassia, Eisen, Fichtensprossen, Malzbäder, viele natürliche Brunnen und Bäder, Selters, Ems, Karlsbad, Obersalzbrunnen, Kissingen, Homburg, Adelheidsquelle, Soolbäder u. a. — Gleichwohl ist man, wie jeder Arzt weiß, in Bezug auf die Heilung der Skrophulosis noch zu keiner erheblichen Sicherheit gelangt. Erstlich weiß man nicht, in welchen bestimmten Fällen von Skrophulosis jedes einzelne der genannten Arzneimittel heilsam ist, man muß zwischen den meisten derselben blindlings wählen. Zweitens hat man nicht den geringsten Maßstab, wieviele anderweitige Arzneien man gegen die Skrophulosis noch auffinden, und wie fein man für jede Arznei den ihr zugehörigen Kreis der Heilwirkung ziehen müsse, ehe man dahin gelangt, alle der Skrophelsucht einverleibte Krankheitsfälle mit völliger Sicherheit heilen zu können.

Gegen Epilepsie sind ebenfalls eine Menge von Heilmitteln in Gebrauch: Quecksilber, salpetersaures Silber, Kupfersalmiak, Zinkblumen, Blei, Zinn, Arsenik, Jod, Moschus, Kampher, Baldrian, Kreosot, Blausäure, Taback, Zinnober, Stechapfel, Bilsenkraut, Veratrum album, Digitalis, Nux vomica, Belladonna, Ipecacuanha, Indigo, Asa foetida u. a. Der Arzt vermag aber mit allen diesen Arzneien zusammen nur sehr wenige Fälle von Epilepsie zu heilen; es mögen deshalb noch viele Arzneien im Verborgenen liegen, die für besondere Fälle von Epilepsie heilsam sind. Charakteristische Merkmale für den besonderen Wirkungskreis jedes einzelnen Antiepilepticum fehlen überdies gänzlich.

Wie bei Skrophulose und Epilepsie, so ist es im Wesentlichen bei allen Krankheiten, bei Hysterie, Typhus, Gicht, gegen welche eine Unzahl von Heilmitteln in Umlauf sind, bei

Rheumatismus, Tuberkulose, Veitstanz, Geisteskrankheiten, Hämorrhoiden, Bronchialkatarrh, Schnupfen, Lähmungen, Skorbut, Wurmkrankheit u. s. w.

Selbst bei Wechselfieber und Syphilis ist es nicht anders, obwohl man geglaubt hat, gegen jede dieser beiden Krankheiten ein untrügliches Specificum gefunden zu haben. Chinin heilt aber bei Weitem nicht alle Wechselfieber dauernd, sondern unterdrückt in vielen Fällen blos vorübergehend die Anfälle, weshalb schon längst verschiedene andere Mittel neben Chinin in Gebrauch sind, besonders Arsenik, Salmiak, Nux vomica, Ipecacuanha, manche Volksmittel, Pfefferkörner, Spinnweben u. dergl.

Neben Quecksilber sind gegen Syphilis noch in Gebrauch: Jodkali, Gold, Kupfer, Arsenik, Silber, das Zittmann'sche Dekokt, Chlorzink, Salpetersäure, Salzsäure, Aetiops antimonialis u. a., ein Beweis, daß man mit dem Quecksilber nicht für alle Fälle ausreicht. Viele Aerzte sind durch diese Erfahrungen veranlaßt worden, die specifische Heilkraft des Quecksilber gegen Syphilis, und überhaupt das Vorhandensein irgend welcher Specifica ganz und gar zu leugnen. — In welchen besonderen Fällen von sekundärer und tertiärer Syphilis Quecksilber, in welchen Gold, in welchen Chlorzink, in welchen Salpetersäure, in welchen Jodkali das geeignete Heilmittel sei, darüber hat man fast noch gar keine werthvollen Anhaltepunkte. Und ebensowenig kann man bestimmen, wie viele ungekannte Heilmittel der Syphilis noch erforscht werden müssen. —

Man probirt nun schon ein paar tausend Jahre, und was hat man in diesem langen Zeitraum als Ersatz für die unzähligen vergeblichen Anstrengungen gewonnen? Im Verhältniß zur gesammten Heilkunst nur wenige Heilmittel von bleibender Bedeutung und allgemeiner Anerkennung, die Specifica: Chinin gegen Wechselfieber, Quecksilber gegen Syphilis, Jod gegen Kropf, Brechweinstein gegen Lungenentzündung, Herbstzeitlose gegen Rheumatismus, Arnica gegen Quetschungen, Asa foetida gegen Hysterie, Secale cornutum gegen Wehenmangel, Opium gegen Delirium tremens und Starrkrampf, Kupfer gegen Veitstanz, Mineralsäuren gegen Skorbut, Jodkali gegen Skrophulosis,

Borax gegen Schwämmchen, Cina gegen Spulwürmer, Schwefel gegen Krätze, Cubeben und Copaivabalsam gegen Tripper, und noch einzelne andere Heilmittel.

Nicht einmal diese Specifica besitzen, wie wir gesehen haben, untrügliche Heilwirkung, es sind aber wenigstens feststehende Thatsachen, auf denen man fortbauen kann. Daneben wimmelt es nun von Heilmitteln, die zwar als specifisch gelten, aber ebenso vielfältig bestritten, als gerühmt werden, also wenigstens von sehr fraglichem Werthe sind. Dazu gehören: Leberthran gegen Skropheln, das nach den Behauptungen Mancher blos dazu dienen soll, den Kindern den Appetit zu verderben; ferner Ammonium carbonicum gegen Scharlach, Zimmt gegen Mutterblutflüsse, salpetersaures Silber gegen Epilepsie, Cochlearea gegen Skorbut, Lobelia inflata gegen chronischen Bronchialkatarrh, Conium maculatum gegen Hypertrophien, isländisches Moos gegen katarrhalischen Husten, Filix mas gegen Bandwurm, Wismuthkalk gegen Magenkrampf, Terpentinöl und Aether gegen Gallensteine, Chamillenaufguß gegen äußere Abscesse, Elektricität gegen Neuralgien, Chelidonium und Taraxacum gegen Gelbsucht, Bierhefe gegen Skorbut u. s. w.

Von vielen Arzneien kennt man jedoch noch gar keine specifischen Heilwirkungen, und ebenso besitzt man für sehr viele Krankheiten noch keine specifischen Heilmittel. — Die Kenntniß von den specifischen Heilwirkungen der Mineralbäder ist außerordentlich dürftig, weshalb denn auch die Aerzte die Wahl der Bäder mit gränzenloser Willkühr betreiben. Daß Wiesbaden, Teplitz, Gastein, Wildbad, Aachen, Baden bei Wien gegen Gicht heilsam seien, das weiß man allenfalls; aber welche Gichtkranke man nach Wiesbaden, welche nach Gastein, welche nach Aachen oder Teplitz schicken müsse, dafür besitzt man keine sicheren Indikationen.

Wie wenig ist also das, was man durch den usus in morbis bereits erreicht hat, im Vergleich zu dem, was noch zu erreichen nöthig ist! Wenn diese Quelle etwas werth sein soll, so muß man dahin kommen, daß man durchaus nicht mehr blindlings zu probiren braucht. Das blinde Probiren kann aber nicht eher

aufhören, bis die Aerzte durch fortgesetzte Auffindung neuer specifischer Heilkräfte die Fähigkeit erlangen, in jedem einzelnen Krankheitsfalle, ohne willkührliche Wahl zwischen vielen Mitteln, sofort das einzig mögliche specifische Heilmittel herauszufinden.

Wir haben nun früher die außerordentliche Mannigfaltigkeit der beiden Krankheitsfaktoren, des menschlichen Organismus und der äußeren Krankheitsursache, kennen gelernt; und daß man deshalb eine irgend vollständige Diagnose nicht mit der Auffindung eines der üblichen Kollektivnamen, Scharlach, Gicht, Typhus u. s. w. als geschlossen ansehen dürfe. — Aus eben dieser Mannigfaltigkeit läßt sich auch mit Bestimmtheit folgern, daß es für keine, mit einem derartigen Kollektivnamen belegte, Krankheitsgattung, wie Typhus, Gicht, Cholera, ein einziges specifisches, d. h. für alle Fälle untrügliches Heilmittel geben könne; wie ja auch die Erfahrung selbst bei Wechselfieber und Syphilis bestätigt.

Wie viele verschiedene Specifica man für die besonderen Fälle jeder einzelnen Krankheitsgattung, des Typhus, Scharlach, Wechselfieber, der Epilepsie u. s. w., noch auffinden müsse, um des blinden Experimentirens überhoben zu werden, das läßt sich von vorn herein durchaus nicht ermessen.

Wie äußerst fernliegend und unsicher demnach die Aussicht ist, auf diesem Wege, durch den usus in morbis, endlich zu einem vollständigen Schatze wahrer Heilmittel zu gelangen, das sollte hiernach jedem klar einleuchten.

Schließlich ist noch zu erwähnen, daß der Arzt durch den usus in morbis allein nie eine Anschauung davon erhält, auf welcher Basis eigentlich die bestimmten Heilwirkungen der Arzneikräfte beruhen; daß er sich vielmehr mit der einfachen Thatsache ohne irgend eine Erklärung begnügen muß. Warum Chinin im Wechselfieber, Quecksilber in der Syphilis, Borax bei Schwämmchen, Thuja bei Condylomen u. s. w. heilsam sei, das wissen die Aerzte nicht; sie helfen sich mit dem Wort specifisch. — Der Arzt erfährt auch nicht den inneren Zusammenhang zwischen den verschiedenen

Heilwirkungen einer und derselben Arznei. Der usus in morbis schließt mit einem Worte jedes Bewußtsein aus.

Es steht also fest: Die besonderen Heilkräfte der Arzneien ursprünglich und allein durch den Gebrauch am Krankenbette zu erforschen, widerspricht allen Anforderungen an eine wirkliche Wissenschaft, führt nie zu vollständiger Kenntniß der arzneilichen Heilwirkungen, und kann blos als Nothbehelf in Ermangelung von etwas Besserem geduldet werden, aber nicht als Norm gelten. Die Erfahrung am Krankenbett darf höchstens zur Bestätigung bekannter Thatsachen, aber nicht als ursprüngliche Quelle dienen.

3.) Eine fernere Fundgrube zur Erforschung der arzneilichen Heilkräfte ist, namentlich in neuerer Zeit, die Chemie geworden, sowohl die unorganische als organische.

Weil z. B. in der unorganischen Natur Säuren und Alkalien sich durch Verbindung zu Salzen gegenseitig ausgleichen, so hat man gegen überwiegende Bildung von Magensäure, Soodbrennen, als Heilmittel Alkalien, Magnesia, Kreide, Natron carbonicum, verordnet. Dadurch erreicht man seinen Zweck allerdings insoweit, als die im Magen bereits vorräthige Säure neutralisirt wird. Aber weiter nichts; man kann durch die Alkalien nicht verhindern, daß sich nicht ebensoviel Magensäure von Frischem wieder absondert, die Quelle der übermäßigen Säurebildung kann man durch diese chemischen Gegenmittel nicht verstopfen.

Der Säureüberschuß im Magen entsteht offenbar nicht aus einem Mangel an Alkalien im Körper. — Im Organismus findet sich überhaupt nicht dieser Gegensatz zwischen Säuren und Alkalien, wie in der unorganischen Natur, wenn es auch Sekretionsflüssigkeiten giebt, die alkalisch oder sauer reagiren, Galle, Urin, Speichel, Magensaft. Die organischen Verbindungen der Grundstoffe sind, wie bekannt, nicht binär, Säuren und Alkalien, Salze, Doppelsalze, sondern ternär und quaternär. Der organische Mischungszustand ist ein von dem unorganischen wesentlich verschiedener, bedingt durch den besonderen Einfluß der

Lebenskraft, welcher die Molekularkräfte untergeordnet sind. Die Resultate der unorganischen Chemie können daher nicht auf die organische übertragen werden. Wo die unorganischen Wahlverwandtschaftsgesetze zur Geltung kommen, hört die organische Mischung und mit derselben jede Lebensäußerung auf; die Zerstörung der organischen Form durch Aetzmittel, Feuer, Säuren, beruht auf den Gesetzen der unorganischen Chemie.

Man hat Chlor und Salzsäure als Antiseptica gegen fäulnißartige Krankheiten benutzt, und zwar weil sie, wie man beobachtete, der Fäulniß todter organischer Körper Einhalt zu thun vermochten. Die Erscheinungen, aus welchen man auf solche fäulnißartige Krankheitszustände schloß, waren: bläuliche oder schwärzliche Hautfarbe, aufgelockertes Zahnfleisch, fauliger Geschmack, übler Geruch des Athems, profuse übelriechende Schweiße, kleiner häufiger Puls, brennende Hitze der Haut, Calor mordax, brennender Durst, häufige flüssige und stinkende Stühle, erschöpfende Durchfälle, Petechien, Neigung zu Brand und Aufliegen, brandige Mundgeschwüre, passive Blutungen, Meteorismus u. a. — Derartige Symptome fand man besonders oft bei Typhus; bei dieser Krankheit gilt deshalb Chlor jetzt fast als Universalheilmittel.

Dies Verfahren ist ebenso falsch, wie die Anwendung der Alkalien gegen Magensäure. Das Verhalten einer äußeren Kraft zu dem todten Organismus thut uns nicht kund, welche Störungen dieselbe am lebenden, gesunden oder kranken, Organismus hervorrufen werde. Das Verhalten des Arseniks am Leichnam läßt uns nicht im geringsten auf die furchtbaren Zerstörungen schließen, die derselbe am lebenden Körper erzeugt. Das kommt daher, weil der todte Organismus völlig dem unorganischen Naturreiche anheimfällt, mehr und mehr die binären Verbindungen annimmt, und sein früheres organisches Beharrungsvermögen, also auch seine Einheit verliert, sodaß die äußeren Kräfte ungetheilten Einfluß auf ihn erhalten.

Die unorganische Chemie vermag also zur Auffindung wirklicher Heilwirkungen nichts beizutragen, weil zwischen dem organischen und unorganischen Natur-

reiche ein wesentlicher Unterschied besteht, und jeder analoge Schluß von dem einen auf das andere zu Widersinnigkeiten führt.

In anderer Weise ist jedoch die unorganische Chemie für die Heilkunst von mehrfachem, unverkennbarem Werthe gewesen. Sie hat z. B. die einzelnen Bestandtheile der Mineralwässer nachgewiesen, und dadurch auf die verwandten Wirkungen der einzelnen Bäder schließen lassen.

Sie hat ferner ganz besonders bei den Vergiftungen wesentliche Dienste geleistet. Ob überhaupt Vergiftung vorliege, und durch welches Gift sie bewirkt worden sei, darüber giebt uns in vielen Fällen bloß die Chemie Aufschluß, indem sie das Vorhandensein eines bestimmten Giftes, z. B. des Arsenik, Brechweinstein, Phosphor, Antimon u. s. w. im Darmkanal bestätigt oder widerlegt.

Ebenso wichtig ist sie für die Behandlung der Vergiftungen, doch nur solange als es sich darum handelt, die Aufnahme des Giftes in's Blut, mithin dessen Uebergang in den Organismus, zu verhindern. Dies geschieht entweder durch Brech- und Abführmittel, welche das Gift rasch aus dem Darmkanal entfernen, oder durch einhüllende Mittel, Oel, Milch, oder endlich durch Gegengifte, welche das genossene Gift durch chemische Umwandlung unschädlich machen, neutralisiren. So fand die Chemie das Eisenoxydhydrat als Gegengift des Arsenik, und zeigte, daß Säuren und Laugensalze sich gegenseitig neutralisiren, daß vegetabilische Säuren mit Milch einen unlöslichen Käse bilden, daß Kochsalz gegen Silber, Stärkemehl gegen Jod, schwefelhaltige Mittel gegen Blei als Gegengift anzuwenden seien.

Alle diese Gegengifte dienen aber nur dazu, den Eintritt einer Vergiftung zu verhüten. Sie sind nicht im Stande, die mit der Aufnahme eines Giftes in den Blutkreislauf entstandenen Störungen der normalen Lebensvorgänge, also die eigentliche Vergiftung selbst, zu beseitigen. Hier hört der Einfluß der unorganischen Chemie auf. —

Aber vielleicht bietet die organische Chemie die nöthigen

Thatsachen, aus denen man die Heilwirkungen der Arzneikräfte schöpfen kann? Sie ist allerdings, namentlich in neuerer Zeit, zu diesem Zwecke vielfach verwandt worden; aber die bis jetzt erlangten Erfolge geben keine große Hoffnung für ihre Brauchbarkeit.

Man hat zunächst mehrere Arzneiklassen nach den Ergebnissen der organischen Chemie gebildet. So findet man in den Arzneimittellehren die **Harze** als besondere Klasse zusammengestellt, weil diese verschiedene chemische und physikalische Eigenschaften mit einander gemein haben. Sie sind sämmtlich unlöslich in Wasser, dagegen löslich in Weingeist, leiten die Elektricität nicht und werden durch Reiben negativ-elektrisch; bestehen alle aus viel Kohlenstoff und Wasserstoff mit geringem Antheil von Sauerstoff, während Stickstoff gänzlich fehlt; sind alle brennbar, und ihre Auflösungen in Alkohol werden durch Zusatz von Wasser milchig trübe.

Gleichwohl besitzen die einzelnen Harze viele unter sich bedeutend abweichende Heilwirkungen. Terpentin, Wachholder gebraucht man als Diuretica, Copaivabalsam gegen Tripper, Thuja gegen Condylome, Sabina zur Erregung von Blutandrang nach den Beckenorganen, peruvianischen Balsam gegen Frostbeulen, Asa foetida gegen Epilepsie, Keuchhusten, Asthma, Hysterie. Was nützt also die Eintheilung nach den chemisch-physikalischen Eigenschaften, da diese keinen Aufschluß über die eigenthümlichen Heilwirkungen der Harze geben? — **Will man einmal eintheilen, so muß man die Eintheilung in einer Arzneimittellehre auf die besonderen Heilwirkungen der Arzneien stützen; in einem chemischen Handbuche dagegen die chemischen Eigenschaften der Körper, in einem physikalischen die physikalischen Eigenschaften als Grundlage der Eintheilung benutzen.**

Daß die organische Chemie bei den aromatischen Arzneien als gemeinsamen Bestandtheil ein ätherisches Oel, bei den Adstringentien den Gerbstoff nachgewiesen hat, ist gewiß nicht ohne Werth; aber auch bei diesen Arzneiklassen sind die gemeinschaft-

lichen Heilwirkungen viel unwichtiger, als die besonderen jedes einzelnen Arzneikörpers.

Gegen den starken Eiweißgehalt des Urins in der Bright'schen Nierenkrankheit empfahl man Salpetersäure, weil diese bekanntlich das Eiweiß zur Gerinnung bringt. Man glaubte, sie werde auch im Organismus das Eiweiß gerinnen machen, und dadurch die Ausscheidung desselben durch den Urin verhindern. Aber die Erfahrung hat gezeigt, daß trotz der Salpetersäure der Eiweißgehalt des Urins derselbe bleibt.

Am meisten haben die durch die organische Chemie entdeckten krankhaften Veränderungen der normalen Blutmischung Veranlassung zu besonderen Heilversuchen gegeben.

Bei dem Faserstoffüberschusse im Blute, der Hyperinosis, und überhaupt bei allen plastischen Ausschwitzungen verordneten die Aerzte Mittelsalze, Glaubersalz, Bittersalz, Brechweinstein, kohlensaure Alkalien, Salpeter, weil diese Stoffe, dem frischen Blute beigemischt, die Gerinnbarkeit desselben vermindern sollen. — Was denkt man nun dadurch zu erreichen? Der Faserstoff gerinnt nie innerhalb des Blutstroms, sondern erst, sobald er aus diesem heraus in die Gewebe getreten ist. Dadurch also, daß man die Gerinnbarkeit des Faserstoff verringern will, kann man das übermäßige Austreten desselben aus dem Blute in die Gewebe nicht verhindern. Es ist nicht eine etwaige erhöhte Gerinnbarkeit des Faserstoff Schuld an diesem übermäßigen Austreten, sondern umgekehrt durch dieses letztere bilden sich erst die krankhaften Faserstoffgerinnungen. Die Mittelsalze könnten demnach im günstigsten Falle, und wenn sie ebenfalls zugleich mit dem Faserstoffe aus dem Blute in die Gewebe träten, weiter nichts bewirken, als die Faserstoffexsudate lockerer und flüssiger zu erhalten.

Ob die Mittelsalze aber, nach ihrer Aufnahme in den Darmkanal und dem Uebergange in den Blutkreislauf, die Gerinnbarkeit des Faserstoff im lebenden Organismus in der That vermindern, das ist noch sehr fraglich. Thatsächlich nachgewiesen ist es nicht, und aus ihrem Verhalten zum Aderlaßblute läßt es sich mit Sicherheit nicht folgern. Das Aderlaßblut befindet sich

im todten Zustande, und man darf dessen Verhalten gegen äußere Kräfte durchaus nicht auf den lebendigen organischen Stoffwechsel übertragen. Das Beispiel der Salpetersäure beim Eiweißharnen hat ja ebenfalls bewiesen, daß derartige Rückschlüsse nicht ohne Weiteres angestellt werden dürfen, sondern noch der faktischen Bestätigung bedürfen. — Man thut also bis jetzt am besten, diese Gerinnungstheorie in das Bereich der Fabeln zu verweisen.

Die Hypinosis, Verminderung des Faserstoff im Blute, schrieb man einer Vermehrung des kohlensauren und basisch-phosphorsauren Natron und dem Auftreten von kohlensaurem Ammoniak im Blute zu, da durch diese Stoffe, wie eben erwähnt, die Gerinnbarkeit des Faserstoff aufgehoben oder verringert werden sollte; und aus diesem Grunde glaubte man in den Mineralsäuren, als den Gegengiften jener Alkalien, das wahre Heilmittel gegen die Hypinosis gefunden zu haben.

In diesem Satze ist erstaunlich viel Unwahrheit zusammengedrängt. Erstlich soll durch verringerte oder aufgehobene Gerinnbarkeit des Faserstoff sein Gehalt im Blute abnehmen. Wie dieses geschehen soll, ist unerklärlich. Es könnte dadurch höchstens die Neubildung der Körpergewebe erschwert werden, und das wäre gerade eine Ursache für regelwidrige Anhäufung des Faserstoff im Blute. — Ferner ist es nicht allein fraglich, sondern sogar unwahrscheinlich, daß die kohlensauren Alkalien den Faserstoff des lebenden Blutes in seiner Gerinnbarkeit beeinträchtigen. — Ferner beruht die Vermehrung des kohlensauren und basisch-phosphorsauren Natron, sowie das Auftreten von kohlensaurem Ammoniak im hypinotischen Blute auf bloser hypothetischer Annahme; man könnte die mangelnde Gerinnbarkeit des Faserstoff mit demselben Rechte in einer anderen Ursache suchen. — Endlich ist es unbedingt falsch, den unorganischen Gegensatz zwischen den Alkalien und Säuren auf den organischen Stoffwechsel anwenden zu wollen. Die Mineralsäuren können folglich dieser Theorie nach keine Heilmittel der Hypinosis sein.

Eine andere noch völlig unerwiesene Annahme ist folgende: Man beobachtete, daß in Fällen, wo das Blut arm an Eiweiß

war, als Ersatz für das verminderte Eiweiß eine bestimmte Menge Salz aufgenommen wurde. Darauf gestützt hat man versucht, durch gesteigerte Salzzufuhr den übermäßigen Eiweißgehalt des Blutes bei Hyperalbuminosis zu vermindern, und dazu abführende Mittelsalze, Salmiak, Kochsalz angewandt.

Valentiner (die Hysterie und ihre Heilung, 1852, S. 111) will die Heilwirkung des Castoreum, der Asa foetida und Radix Valerianae bei Hysterie folgendermaßen erklären. Der wirksame Bestandtheil im Castoreum soll die Carbolsäure, in der Asa foetida das ätherische Oel, und in der Radix Valerianae die Valeriansäure sein. Diese Stoffe zeichnen sich aber insgesammt durch einen reichen Gehalt an Kohlen- und Wasserstoff aus, und gerade hierauf soll ihre antihysterische Wirkung beruhen, und zwar in folgender Weise: Der Theil der elementären Nervengebilde, welcher für die Thätigkeit muthmaßlich der wichtigste ist und zugleich der veränderlichste, weil er im flüssigen Zustande sich befindet, ist nicht die Nervenscheide, nicht die Umhüllung und begränzende Membran der Ganglienkugel, sondern neben dem noch am wenigsten gekannten Axencylinder der Inhalt von öliger Consistenz, welcher offenbar zum großen Theile dem Fette seiner chemischen Natur nach nahe steht. Demgemäß sollen besonders solche in den Organismus eingeführte Substanzen, die einen Reichthum an Kohlenstoff und Wasserstoff zeigen, befähigt sein, eine Stoffveränderung in dieser fettähnlichen Substanz hervorzurufen.

Warum soll nun nach dieser Hypothese Baldrian, Asa foetida und Castoreum gerade bei Hysterie heilsam sein? Warum nicht ebenso gut gegen jede Nervenkrankheit, Neuralgie, Lähmung, Krämpfe u. dergl.? Was hat denn jener Inhalt von öliger Consistenz vorzugsweise oder ausschließlich mit der Hysterie zu thun?

Und warum soll gegen Hysterie gerade Baldrian, Asa foet. und Castoreum heilsam sein? Alle Harze sind reich an Kohlen- und Wasserstoff; Kreosot besteht aus $C_{14} H_9 O_2$; Oelsäure aus $C_{44} H_{40} O_4$; Stearin oder Talgstoff aus $C_{142} H_{142} O_{18}$; Gallenfett aus $C_{37} H_{32} O$; Ambrafett aus $C_{33} H_{32} O$. Alle diese Stoffe

müssen demnach nach Valentiner ebenso specifisch gegen Hysterie sein, wie die drei genannten.

In dieser Hypothese liegt eine so unbestimmte Allgemeinheit, daß man eigentlich nichts dadurch erfährt, als daß alle kohlen- und wasserstoffreichen Substanzen eine Beziehung zum Nervenmark haben, weil dieses fettähnlich ist, daß sie besonders fähig sind, eine Stoffveränderung in diesem Marke hervorzurufen. Warum, das läßt sich freilich schwer ergründen.

Und dieses nennt Scanzoni in seinem neusten Werke (die Krankheiten der weiblichen Brüste und Harnwerkz. 1859, S. 421) eine geistreiche Hypothese! Ich finde, daß es eine höchst geistlose, abgeschmackte, nichtssagende Hypothese ist. —

Eine große Errungenschaft wähnten die Aerzte mittelst der organischen Chemie dadurch gemacht zu haben, daß man in der Chlorosis verminderten Eisengehalt des Blutes fand, während Eisen als Heilmittel gegen Chlorose bereits längst im Gebrauch war. Man meinte demnach durch das eingeführte Eisen das fehlende im Blute zu ersetzen, und dadurch den Aufbau der rothen Blutkörperchen zu befördern. Die Aerzte gingen in Folge dessen sogar soweit, daß sie das unorganische Eisen, die Eisensalze, als förmliches Nahrungsmittel behandelten, und die Kranken, welche nach ihrer Ansicht zu wenig Eisen in sich hatten, mit Eisen fütterten.

Nun befindet sich aber bekanntlich das Eisen im Blute in organisirter Form, nicht als eins der unorganischen Eisensalze; und die Physiologie lehrt, daß der thierische Organismus aus unorganischen Körpern oder aus den chemischen Grundstoffen keine organische Mischung zu erzeugen vermag. Die Pflanzen sind die Vermittler zwischen der unorganischen Natur und den Thieren. Der thierische Organismus kann aus Sauerstoff, Stickstoff, Kohlenstoff, Wasserstoff, Phosphor und Schwefel kein Eiweiß bilden. Er kann Eisen, Kalk, Phosphor und Schwefel nicht in die organische Form bringen; diese Stoffe müssen ihm in bereits organisirter Form geliefert werden, wenn sie zur Bildung von organischen Geweben tauglich sein sollen. Sie sind daher in unorganischer Form nie Nahrungsmittel, sondern stets

nur Arzneimittel. — Eisen kann im unorganischen Zustande, regulinisch und als Salz, ein Mehr oder Weniger im Organismus nicht ausgleichen, nicht zum quantitativen Ersatz dienen, und als integrirender Bestandtheil der rothen Blutkörperchen verwandt werden.

Die unorganischen Eisensalze als quantitativen Ersatz für das mangelnde Eisen im Blute Chlorotischer zu verordnen, ist also ganz und gar unphysiologisch. Trotzdem wird dieses Verfahren gerade von denjenigen Aerzten am meisten befolgt, die sich vorzugsweise mit dem Namen der physiologischen Schule brüsten. Zu einem wahrhaft physiologischen Arzte gehört aber mehr, als das blose kindische Renommiren mit diesem Namen.

Ebenso falsch ist es, Rhachitis mit phosphorsaurem Kalk heilen zu wollen, weil die Knochen Rhachitischer weniger phosphorsauren Kalk enthalten, als das normale Knochengewebe.

In Betreff der organischen Chemie muß man überhaupt den allgemeinen Satz aufstellen: Es ist erwiesen unphysiologisch, bei krankhaften Veränderungen der Blutmischung Arzneikräfte zu reichen, welche durch unmittelbares Zusammentreffen mit den Blutbestandtheilen eine chemische Ausgleichung bewirken sollen. Man entfernt dadurch nie den Grund der Blutanomalie, der stets außerhalb des Blutstromes liegt.

Bis jetzt hat sich also die **organische Chemie** noch nicht als brauchbare Quelle zur Erforschung der arzneilichen Heilwirkungen erwiesen. —

4.) Als vierte Quelle ist noch zu besprechen der arzneiliche Versuch an gesunden Thieren. — Wenn man auch nicht in Abrede stellen kann, daß man derartigen Versuchen schon manche höchst werthvolle Thatsachen verdankt, so ist doch ebenso wenig zu leugnen, daß sie für die Menschenheilkunde oft unzuverlässig, und zweitens unzureichend sein müssen.

Der menschliche und thierische Organismus sind zwar verwandt; doch besitzt der menschliche selbst den höchsten Thiergat-

tungen gegenüber bedeutende Eigenthümlichkeiten, die sich nirgends finden, als an ihm. Er ist einzig in seiner Art. Die Thiere sind in Pflanzen- und Fleischfresser getheilt, während der Mensch vermöge seines ganzen Baues mitten zwischen beiden steht. Es giebt Thiere, welche nie schwitzen, sich nie erbrechen. Eine Menge von Krankheiten, z. B. die epidemischen, finden sich nur unter den Thieren, nicht beim Menschen, und umgekehrt. Es bedarf daher nicht vieler Worte, um zu beweisen, daß Arzneiwirkungen, die man an Thieren beobachtet hat, keinen untrüglichen Schluß zulassen, wie dieselbe Arznei auf den menschlichen Organismus einwirken werde. Jede an Thieren gemachte Beobachtung muß erst am Menschen selbst bestätigt werden.

Zweitens sind die Versuche an gesunden Thieren auch unzureichend. Nur die gröberen objektiven Krankheitserscheinungen, sowie die materiellen Sektionsbefunde lassen sich an Thieren ermitteln; eine Menge von feineren objektiven Arzneiwirkungen, sowie die subjektiven Empfindungen entgehen unserer Beobachtung. Das Winseln verräth wohl, daß das Thier Schmerz hat, aber ob dies Kopf-, oder Zahnschmerz, Kolik, Ohrenzwang sei, wird meist schwer zu entscheiden sein. Störungen der höheren Geistesthätigkeiten, Gemüthskrankheiten fallen bei den Thieren natürlich ebenfalls weg.

Die Thierversuche offenbaren uns also im günstigsten Falle nur in groben Umrissen, welche Wirkungen wir am menschlichen Organismus von bestimmten Arzneien erwarten dürfen. Es ist aber unmöglich, daß wir durch sie allein jemals zu einem vollständigen Schatze sicherer Heilmittel für den Menschen gelangen können. Zur Behandlung menschlicher Krankheiten darf sich der Arzt mit gutem Gewissen nur solcher Beobachtungen bedienen, die er am Menschen selbst gefunden hat. — —

Aus diesen angeführten Quellen hat die Arzneimittellehre bisher geschöpft, und sie ist selbst der beste Beweis für deren Untauglichkeit. Denn wenn man bedenkt, daß etwa seit zweitausend Jahren an ihr gearbeitet worden ist, und oftmals von

strebsamen und geistig hervorragenden Männern; und wenn man dann das, was sie ist, mit dem vergleicht, was sie dem langen Zeitraume nach sein könnte und sollte, — so muß man nothwendig auf den Gedanken kommen, daß das Hinderniß in den Mitteln liege, die man bis jetzt in Anwendung gezogen hat, und daß man auf den alten Wegen nicht fortfahren dürfe, um nicht wieder mehrere tausend Jahre zu verlieren.

Von fast sämmtlichen Arzneien, welche die Arzneimittellehre enthält, kennt man nur vereinzelte, grobsinnige Wirkungen, hie und da aufgelesene Bruchstücke, von den einen mehr, von den anderen weniger, wie es gerade Zufall und Willkühr mit sich gebracht haben. In der Kenntniß einzelner Arzneien, z. B. des Opium, Quecksilber, der China, ist man allerdings im Verhältniß zu der Masse viel weiter vorgeschritten; daß aber ihre sämmtlichen Wirkungen im ganzen Umfange bekannt seien, kann man selbst von diesen Arzneien nicht behaupten.

Die bisherigen Quellen der Arzneimittellehre liefern nicht den geringsten Maßstab, wie groß der Wirkungskreis einer jeden Arznei in Beziehung zum menschlichen Organismus sei, und wie viele Heilwirkungen wir von jeder noch zu erforschen haben. Diesem Wirkungskreis aber eine willkührliche Gränze ziehen zu wollen, muß als durchaus unwissenschaftlich zurückgewiesen werden. — Einen allgemeinen Schluß auf die größere oder geringere Vollständigkeit ihrer Heilmittelkenntniß können die Aerzte allerdings aus der größeren oder geringeren Heilfähigkeit ihrer Kunst ziehen, wobei sich freilich für jetzt eine höchst bedeutende Unvollständigkeit herausstellt. Welcher besondere Antheil an dieser Unvollständigkeit indessen jeder einzelnen Arznei zukomme, das zu entscheiden haben die Aerzte keinen genauen Maßstab.

Das läßt sich jedoch an den einzelnen Arzneimitteln nachweisen, daß die jetzige Kenntniß ihrer Heilwirkungen unbedingt eine unvollkommene und dürftige ist. Nur einige Beispiele sollen hierfür angeführt werden. — Es giebt z. B. eine Anzahl allgemein harntreibender Mittel, die Diuretica: Digitalis, Cremor

tartari, Kali aceticum, Colchicum, Meerzwiebel, Uva ursi, Herba Pyrolae, Terpentin, Wachholder u. a. Wenn der Arzt nun meint, die harntreibende Wirkung in einem Krankheitsfalle nöthig zu haben, so wählt er willkührlich eines jener Mittel; denn wesentliche Unterscheidungsmerkmale für die besondere harntreibende Wirkung derselben besitzt er nicht. Er weiß nicht, ob die diuretische Wirkung sich blos auf den Wassergehalt des Urins beschränke, oder sich auch auf die phosphorsauren, schwefelsauren Salze, die Chloride, auf die Harnsäure und den Harnstoff erstrecke u. dergl. — Ebenso ist es mit den abführenden, expektorirenden oder brustlösenden, excitirenden, schweißtreibenden Arzneien.

Die meisten der bekannten Arzneiwirkungen sind so allgemein, daß sie einer ganzen Anzahl von Arzneien ohne besondere Unterscheidungsmerkmale beigelegt werden, sodaß man beliebig eine Arznei für die andere geben kann. Die meisten haben deshalb ihre entsprechenden Surrogate. Es giebt allerdings vereinzelte Heilwirkungen, die man blos und allein bei einer Arznei findet; aber es sind sehr wenige, selbst für die China ist von Manchen Weidenrinde als Surrogat vorgeschlagen worden. Es giebt jedoch keine Arznei, von welcher man eine so scharf gezeichnete Charakteristik besäße, daß man ihre sämmtlichen Heilwirkungen von den ähnlichen anderer Arzneien zu unterscheiden verstünde.

Alles das ist ein schlagender Beweis, daß sich die Arzneimittellehre noch nicht zur Höhe einer Naturwissenschaft emporgeschwungen hat. Wie könnte man sonst annehmen, daß eine Pflanze, die sich als geschlossene Gattung nur durch ihre eigenen Keime fortpflanzt, und in ihrer äußeren Gestalt, in Geruch, Farbe, in den Blättern, Blüthen, Früchten, und selbst in ihrer chemischen Zusammensetzung von allen anderen Pflanzen abweicht, daß diese sich in ihren Wirkungen auf den menschlichen Organismus nicht auch von allen anderen wesentlich unterscheiden solle?

Selbst wenn man einen besonderen, gemeinschaftlichen Bestandtheil in einer ganzen Reihe von Pflanzen vorfindet, z. B. das Tannin in den Adstringentien, so ist man trotzdem nicht berechtigt, diese Pflanzen in ihren Heilwirkungen für wesentlich

gleich zu halten, sogewiß es dieser Bestandtheil nicht ist, der das Wesen der einzelnen Pflanze ausmacht. — Mit noch viel größerem Rechte könnte man die unorganischen Säuren, Schwefelsäure, Salpetersäure, Phosphorsäure, Kohlensäure, für völlig gleichwirkend erklären; oder behaupten, Solanum tuberosum, Solanum Dulcamara, Solanum nigrum seien in ihren Wirkungen gleich. Aber sowenig als jemals aus dem Samen von Solanum tuberosum die Pflanze Solanum Dulcamara, oder aus dem Samen eines Adstringens, z. B. der Ratanhia, ein anderes abstringirendes Gewächs, die Weide oder Lignum Campechianum, emporkeimt, ebenso wenig besitzen diese Pflanzen wesentlich gleiche Heilwirkungen.

In Betreff der unorganischen Arzneien herrscht dieselbe oberflächliche Anschauung; nirgends zeigt sich eine Spur von wissenschaftlicher Genauigkeit. Ein Professor der Pharmakologie docirte einst vom Katheder herab: „die allermeisten Arzneien erleiden, ehe sie zur Wirkung gelangen, im Organismus selbst bedeutende Veränderungen, deshalb ist die Wahl der Präparate ziemlich gleichgültig.“

Wie unwissenschaftlich und vag ist aber ein solcher Ausspruch! Erstlich sind die Veränderungen, welche mit den Arzneien im Organismus vorgehen, außerordentlich wenig bekannt. Zweitens können dieselben natürlich keine willkührlichen sein, da der gesammte organische Stoffwechsel von bestimmten Gesetzen beherrscht wird, und der Arzt es in seiner Gewalt hat, irgend welche Nahrungsmittel oder sonstige Stoffe, welche eine störende Veränderung der Arznei im Darmkanal bewirken könnten, fern zu halten. — Wenn die Arzneien also, ehe sie zur Wirkung gelangen, in der That eine Veränderung erleiden, so muß z. B. phosphorsaures Eisen nothwendig anders verändert werden, als schwefelsaures Eisen, und ersteres deshalb auch nach der Veränderung in anderer Weise auf den Körper einwirken, als letzteres. Sogut wie Schwefel den Organismus in anderer Art krankhaft umstimmt, wie Phosphor, ebenso gut wirkt schwefelsaures Eisen anders auf ihn, als phosphorsaures Eisen.

Die Wahl der Präparate ist folglich durchaus nicht gleichgültig, wenigstens für eine wissenschaftliche Heilkunst nicht. Die Aerzte machten es aber, wie der Fuchs mit den hochhängenden Weintrauben; weil sie keine wesentlichen Unterschiede zwischen den einzelnen Arzneipräparaten kannten, deshalb erklärten sie dieselben für überflüssig oder nicht vorhanden. — Dem entsprechend findet man auch, daß es sich z. B. bei der Wahl der einzelnen Eisenpräparate, ob schwarzes Eisenoxydul, essigsaure Eisentinktur, äpfelsaures, kohlensaures, phosphorsaures Eisenoxyd, Eisenweinstein verordnet werden soll, nur darum handelt, ob der Arzt ein stärkeres oder schwächeres Eisenpräparat für angezeigt hält. Desgleichen existiren für die Anwendung der zahlreichen Merkurpräparate kaum einige nothdürftige Unterscheidungsmerkmale, die sich überdies mehr auf die quantitativen als qualitativen Unterschiede beziehen. —

Doch genug hiervon. Man braucht nur die Klassificirung der Arzneien anzuschauen, um einzusehen, wie höchst oberflächlich die Kenntniß der in der Natur aufgespeicherten Heilkräfte ist. In allen Werken über Arzneimittellehre finden wir die Arzneien in bestimmte Klassen geordnet, die außer mancherlei Abweichungen sich doch im Wesentlichen bei den meisten Autoren wiederfinden. Solche wesentliche Klassen sind: die Antiplastica, Tonica, Adstringentia, Excitantia, Stimulantia, Acria, Narcotica, Tetanica, von denen jede wieder in mehrere Unterabtheilungen zerfällt.

1) Die stärkenden Arzneimittel, Tonica. Zu diesen rechnete man: China, Gentiana, Quassia, Centaureum minus, Carduus benedictus, Cascarilla, Angustura vera, Cichoreum, Colombo, Lichen islandicus, Polygala amara, Cortex Salicis, Ochsengalle, Löwenzahn, Hopfen, Rhabarber und Aloe.

Alle diese Arzneien besitzen als gemeinsame Eigenschaft einen bitteren Geschmack, weshalb sie auch unter dem Namen Amara zusammengefaßt worden sind. Und dieser bittere Geschmack, der von einem bitteren Extraktivstoff herrührt, gilt als die Bedingung ihrer tonischen Eigenschaft, sodaß jetzt bitteres Princip und tonische Wirkung in der Arzneiwissenschaft ziemlich gleichbedeutend sind.

Es fragt sich nun: ist man berechtigt, aus dem bitteren Geschmacke verschiedener Arzneistoffe auf eine wesentlich gemeinschaftliche Heilwirkung derselben zu schließen, welche berechtigte, dieselben in eine Hauptklasse zu vereinigen?

Der besondere Geschmack eines Stoffes ist, wie bekannt, die Folge von dessen eigenthümlicher Einwirkung auf den Zungenast des Nervus glossopharyngeus, also auf einen ganz vereinzelten Nervenzweig. Aus der Wirkungsweise einer Arznei auf einen einzelnen Nerv läßt sich aber nicht schließen, wie diese Arznei auf die übrigen Nerven einwirken werde. Man kann recht wohl wissen, wie eine Arznei zu den Magennerven sich verhalte, ohne daraus bestimmen zu können, in welcher Weise sie das Harnsystem, die Augennerven oder die Respirationsorgane krankhaft umstimmen werde. Aus der örtlich blasenziehenden Wirkung der Cantharіden läßt sich nicht errathen, daß dieselben Strangurie erzeugen. Weil Ipecacuanha, Brechweinstein, Kupfervitriol Erbrechen bewirken, sind deshalb ihre übrigen Wirkungen wesentlich gleich? Keineswegs. Sogut man also aus dem blosen bitteren Geschmack auf die gemeinschaftliche tonische Eigenschaft schließt, mit demselben Rechte könnte man sich veranlaßt sehen, jedem Menschen mit blonden Haaren und blauen Augen denselben Charakter beizulegen, den man zufälligerweise bei einem derselben gefunden hat.

Nun giebt es überdies verschiedene bitterschmeckende Arzneien, die man nicht in die Klasse der Tonica eingereiht hat, z. B. Bittersalz und Bitterwasser, Blausäure, Bittererde, und selbst pflanzliche Stoffe, Coloquinthen, Meerzwiebel, bittere Mandeln. Schon dadurch wird der Zusammenhang zwischen dem bitteren Geschmack und der tonischen Heilwirkung umgestoßen.

Der bittere Geschmack ist kein Maßstab für die wahren Heilwirkungen einer Arznei, sowenig wie der süßliche Geschmack auf die Wirkungsweise des Bleizuckers oder Arseniks schließen läßt.

Die Erfahrung stimmt mit dieser Behauptung ganz überein. Das einzige Arzneimittel, welches erwiesener Maßen manche Schwächezustände zu heilen vermag, ist China; von allen übrigen

ist es eine völlig aus der Luft gegriffene Vermuthung. Von Quassia, Carduus benedictus, Colombo, Gentiana, Weidenrinde, Centaureum minus, Angustura vera, Polygala amara weiß man überhaupt noch nicht das geringste Zuverlässige. Und was von den übrigen Amaris bekannt ist, hat auf ihre tonische Eigenschaft keinen Bezug. Hopfen wirkt erhitzend auf das Blutgefäßsystem, verursacht sogar Betäubung, Stupor; man hat ihn deshalb bei Erregungszuständen des Gehirns, Manie, angewandt. Er gilt ferner als harntreibendes Mittel, und ist in dieser Eigenschaft bei hartnäckigem Rheumatismus, Wassersucht, Gicht gebräuchlich. — Löwenzahn wird hauptsächlich als lösendes Mittel bei Verhärtungen, Hypertrophien, z. B. der Leber, bei Gelbsucht in Gebrauch gezogen. — Ochsengalle bei Magenkrampf, bei fehlerhafter Bereitung und Ausscheidung der Galle, Gelbsucht, bei Verstopfung der Eingeweide, Drüsenverhärtung, Harnruhr. — Rhabarber ist wichtig als gelindes Abführmittel. — Aloe wirkt ebenfalls laxirend, und soll die Kraft haben, Hämorrhoidalblutflüsse und Menstrualblutung wiederherzustellen. — Isländisches Moos gilt als wichtiges Heilmittel bei chronischem Bronchialkatarrh und Lungentuberkulose. — China ist das Hauptmittel bei allen Krankheiten mit intermittirendem Charakter. — Was haben alle diese angeführten Wirkungen mit der tonischen Eigenschaft jener Arznei gemein?

Um sich einigermaßen aus dieser Verlegenheit zu helfen, brachte man die Tonica in mehrfache Unterabtheilungen. Man fabricirte die einfachen Tonica; ferner die excitirenden Tonica, zu denen Hopfen, Cascarilla, Schafgarbe, Wermuth gerechnet wurden; und die auflösenden, Tonica resolventia: Rhabarber, Aloe, Löwenzahn, Ochsengalle. — Diese letzteren sollen sowohl auflösend wirken, d. h. den Ernährungszustand des Körpers herabsetzen, als auch tonisch, d. h. die Körperernährung heben, verbessern; sie sollen also zu gleicher Zeit gerade die entgegengesetzten Wirkungen entfalten. Wie ist das möglich? Ebensogut könnte ein und dasselbe Arzneimittel gleichzeitig Durchfall und Verstopfung bewirken.

Als auflösende Tonica, oder wenigstens als tonische Auflösungsmittel, Resolventia tonica, könnte man auch die Glauber- und Bittersalzwässer ansehen. Dr. Helfft in seinem Handbuche der Balneotherapie, 2. Aufl. S. 189, sagt wenigstens von denselben: „Vermöge ihres Gehaltes an Alkalien sind sie geeignet, organische Verbindungen aufzulösen, und in Folge davon den organischen Stoffwechsel zu befördern, durch dessen Beschleunigung nothwendiger Weise eine Vermehrung der Se- und Excretionen bewirkt werden muß. Sie schwächen aber nicht, da ihr Gehalt an Kohlensäure und Eisen die zersetzende und herabstimmende Einwirkung der Natronsalze corrigirt."

Den auflösenden Mineralwässern ist also gleich von der Vorsehung Eisen als Corrigens mitgegeben worden. Die Aerzte sehen hierin zu ihrer Genugthuung ihre Rezepte abgespiegelt. — Nach der althergebrachten Meinung schwächen also die Natronsalze durch Beschleunigung der organischen Rückbildung, durch Vermehrung der Se- und Excretionen; Eisen dagegen stärkt durch Beförderung der Neubildung, indem es die Entstehung neuer Blutkörperchen veranlaßt. Demgemäß müßten Natronsalze und Eisen, in den geeigneten Mengen in Verbindung gebracht, als Antagonistica, arzneiliche Gegenfüßler, sich in ihren Wirkungen gänzlich aufheben; ihre Wirkung auf den Menschen müßte in einem bestimmten Verhältnisse gleich Null sein.

Was mag nun die Vorsehung damit bezweckt haben, daß sie Natronsalze und Eisen bei den Mineralwässern in gegenseitige Verbindung brachte? Diese Stoffe heben sich ja in ihren Wirkungen auf den Menschen auf. Wenn die Vorsehung nur die Absicht hatte, durch Beifügung einer Portion Eisen einen gewissen Ueberschuß der Natronsalze unschädlich zu machen, so hätte sie denselben Zweck wenigstens bequemer dadurch erreichen können, daß sie dem Wasser gleich anfangs weniger Natronsalz mitgab und das Eisen ganz wegließ. Ist das nicht eine tief durchdachte Weltanschauung? —

2.) Die Unhaltbarkeit der tonischen Arzneiklasse tritt noch stärker hervor, wenn man ihr eine andere Klasse gegenüberhält, die der Antiplastica, zu denen alle unorganischen Arzneikörper,

Metalle, Erden, Säuren, mit Ausnahme von Eisen und Ammonium, gerechnet werden.

Die antiplastische Wirkung besteht, wie bekannt, in einer Verflüssigung des Körpers, in Verminderung der Faserstoffmenge im Blute, wogegen das Blutwasser im Verhältniß zu den festen Bestandtheilen des Blutes vermehrt wird; sie besteht also überhaupt in Herabsetzung der Ernährung, d. h. in überwiegender Rückbildung der Organtheile im Vergleich zur Neubildung der Gewebe.

Daß eine solche antiplastische Wirkung in der That besteht, ist ohne Zweifel. Viele Arzneien steigeren die normalen Ausscheidungen durch Haut, Nieren, Speicheldrüsen, durch den Darmkanal in krankhafter Weise, bewirken dergestalt übermäßige Rückbildung, und führen zu Abmagerung, Hydrämie, Wassersucht.

Es fragt sich nur: ist diese Wirkungsweise ausschließlich den unorganischen Körpern eigen, sodaß sie mit Recht den organischen Arzneien als Antiplastica entgegengestellt werden dürfen? Das ist keineswegs der Fall. Es giebt verschiedene pflanzliche und thierische Arzneien, welche durch heftige Ausleerungen die Ernährung sehr rasch und bedeutend herabsetzen, z. B. die Drastica, Oleum Crotonis, Bryonia, Gummi Gutti, Colchicum autumnale, Ipecacuanha, Jalappe, Veratrum album, Canthariden u. a. Andere thun dasselbe in geringerem Grade, indem sie Durchfall oder Schweiß, oder reichliche Urinabsonderung, oder fieberhaften Zustand bewirken, z. B. Sennesblätter, Chamille, Flieder, Terpentinöl, Wachholder, Ricinusöl, die Acria und Excitantia u. a., wie auch die unorganischen Arzneien dem Grade nach sehr verschieden stark antiplastisch wirken.

Die Antiplastica auf die unorganischen Arzneien zu beschränken, widerspricht also den augenscheinlichsten Erfahrungen. —

Aber vielleicht ist es gerechtfertigt, sie wenigstens der Klasse der Tonica gegenüber zu stellen? — Es zeigt sich indessen, daß selbst die als tonisch geltenden Arzneien an Gesunden antiplastisch wirken, und die beiden Hauptvertreter der Tonica, China

und Eisen, gerade am meisten. China bewirkt bei gesunden Menschen katarrhalischen Zustand des Magens, reichlichen Speichelfluß, frequenten Puls, Fieber, Durst, Erbrechen, erhöhte Transpiration, Schweiß, Durchfall, Verlust des Appetits, belegte Zunge, Sinken der Kräfte, selbst wassersüchtige Anschwellungen, Oedem der Füße. Eisen ruft bei Gesunden hervor: Verdauungsstörung, belegte Zunge, Appetitlosigkeit, Fieber, vermehrte Speichelsekretion, Durchfälle, selbst Brechdurchfälle, große Mattigkeit, Abmagerung, Aufregung des Nervensystems.

Ueberhaupt muß jede Arznei, d. h. jede äußere Kraft, welche den physiologischen Entwicklungsgang des Organismus irgendwie beeinträchtigt, in stärkerem oder schwächerem Grade antiplastisch wirken, d. h. die gesammte Körperernährung herabsetzen. Hierzu sind nicht einmal erhöhte Ausscheidungen, Schweiß, Durchfall u. s. w. nothwendig erforderlich; denn wir sehen tagtäglich, daß in Folge von Schlaflosigkeit, starken Schmerzen, anhaltenden Sorgen, von bedeutender geistiger Anstrengung der Ernährungszustand des Körpers in hohem Grade herabsinkt. Beeinträchtigte Neubildung ist ebenso gut antiplastisch, als beförderte Ausscheidung; deshalb ist die Hungerkur das energischste Antiplasticum.

Endlich ist noch zu beachten, daß die unorganischen Antiplastica in den allerwenigsten Fällen dazu verwendet werden, um ein Uebermaß der Ernährung, einen Faserstoffüberschuß im Blute auf das normale Maß herabzusetzen. Bei Weitem häufiger dienen sie vielmehr dazu, die gesunkene Ernährung zu heben, also eine tonische Wirkung herbeizuführen. Arsenik wird gegen den höchsten Grad von Kachexie verordnet, z. B. gegen die hartnäckigsten Fälle von Wechselfieber, gegen Krebs; Quecksilber gegen langjährige syphilitische Leiden, wo wirklich kein Uebermaß der Ernährung anzunehmen ist. Chlor ist ein Hauptmittel gegen Gangrän. Die Säuren gelten als heilsam bei Hydrämie, Merkurialkachexie, bei Blennorrhöen, profusen Eiterungen; Salzsäure bei Neigung zu Fäulniß, Brand, bei Verjauchung; Phosphorsäure bei Hämorrhagien, Skorbut, bei

Schleimflüssen, Knochenfraß, Harnruhr. Jod wird angewandt gegen Merkurialcachexie und eingewurzelte Syphilis.

Es ist also ganz und gar ungereimt, tonische und antiplastische Arzneien einander gegenüberzustellen, indem die ersteren am unrechten Orte auch antiplastisch, und letztere am geeigneten Platze auch tonisch wirken.

Auf diese gehaltlose und haltlose Unterscheidung sind die Aerzte dadurch gerathen, daß sie bei der Aufstellung der beiden Klassen ein völlig verschiedenes Eintheilungsprincip verfolgten. Bei der Aufstellung der Antiplastica haben sie die physiologischen Arzneiwirkungen zu Grunde gelegt, bei der Klasse der Tonica dagegen sich gleich auf die Heilwirkungen der Arzneien bezogen. —

Ueber die übrigen Arzneiklassen nur wenige Worte. — Wie die Tonica durch den Geschmack, so entstand die Klasse der Excitantia aromatica dadurch, daß man bei verschiedenen Arzneien ein ätherisches Oel von aromatischem Geruche auffand. Und da dieser Geruch, wie Jedermann weiß, etwas Belebendes hat, so galten sämmtliche dieser Klasse angehörigen Stoffe für belebend und nervenstärkend, z. B. Serpentaria bei typhösem Stupor, bei atonischen Geschwüren, Neigung zu Brand.

Es ist hier wieder zu erinnern, daß die Nachweisung eines einzelnen gemeinschaftlichen Bestandtheils, des ätherischen Oels, Gerbstoffs u. s. w., wohl in einem chemischen Handbuche als Maßstab zu einer besonderen Klasseneintheilung dienen dürfe, aber nicht in einer Arzneimittellehre, und daß eine vereinzelte Eigenschaft, wie der Geruch, nie maßgebend für die gesammte Wirkungsweise einer Arznei sein könne.

Die einzelnen Aromatica sind auch untereinander sehr abweichend in ihren Wirkungen, gerade wie die Tonica, die Adstringentia und Harze. Eine Anzahl derselben, Anis, Fenchel, Pfeffermünze, Coriander, Kümmel benutzt man als blähungswidrig; andere, Chamille, Flieder, Lindenblüthen als schweißtreibend. Safran ruft Mutterblutflüsse hervor; Chamille wird

angewandt gegen Krämpfe der Kinder; Zimmt gegen mangelnde Wehen und Mutterblutflüsse nach der Entbindung; Baldrian gegen Epilepsie, Asthma, Keuchhusten. — Alle diese Wirkungen stehen mit der nervenbelebenden in keinem direkten Zusammenhang; ja theilweise widersprechen sie dieser sogar, wie die Anwendung gegen Krämpfe, Epilepsie, Hysterie, Prosopalgie, Keuchhusten, wo diese Arzneien vielmehr beruhigend, als Sedativa, auf das Nervensystem wirken müssen.

Dasselbe Schauspiel wiederholt sich bei der Klasse der Acria, der scharfen Stoffe, in deren Bereiche sich Senna und Canthariden, Ipecacuanha und Coloquinthen, Pfeffer, Senf, Sassaparille, Senega, friedlich zusammen vereinigen.

Es ist langweilig, über diese Arzneiklassen noch viele Worte zu verlieren. Soviel wird Jeder aus der Betrachtung derselben entnommen haben, daß die Kenntniß von den Heilwirkungen der Arzneien weder eine vollständige noch zuverlässige sein könne, sonst würde man derartige Eintheilungen bestimmt längst über Bord geworfen haben. Am wenigsten aber würde man sich noch mit solchen vagen Ausdrücken herumtragen, wie es das Wort Reizmittel ist, ein Epitheton ornans, das man füglich jedem Arzneimittel in irgend einer Beziehung beilegen kann. — Man versteht nämlich unter Reizmittel solche arzneiliche Kräfte, welche die Lebensthätigkeit eines Organes erhöhen. Nun nenne aber Jemand ein bekanntes Arzneimittel, welches nicht irgend ein Organ des menschlichen Körpers in seiner Funktion anregte! Zum Lachen kann also dieses Wort wohl reizen; was aber der Arzt am Krankenbett damit anfangen soll, das herauszufinden ist eine schwere Aufgabe.

Uebrigens wird jeder wirkliche Naturforscher dem Satze beistimmen: Die unerschöpflichen Kräfte, die im Pflanzen-, Thier- und Mineralreich schlummern, dem menschlichen Organismus gegenüber in die wenigen Klassen der adstringirenden, tonischen, antiplastischen, erregenden, scharfen, narkotischen, tetanischen, stimulirenden Arzneien mit etlichen Unterabtheilungen einzwängen zu wollen, ist eine höchst engherzige, spießbürgerliche

Weltanschauung, die bei nur etwas tieferer Forschung unmöglich wäre. —

Die Armuth der Arzneimittelkenntniß würde sich noch als bedeutend größer ausweisen, wenn die Aerzte eine Auslese zwischen den wahren und falschen Beobachtungen halten wollten und könnten; denn eine Masse von Unsicherheiten und Täuschungen machen sich in den Arzneimittellehren breit, und drängen dagegen andere treue Beobachtungen in den Hintergrund. — Der usus in morbis hat zu dieser Unzuverlässigkeit am thätigsten mitgewirkt. Sobald man z. B. beobachtete, daß eine Arznei bei einem Kranken reichliche Urinabsonderung hervorrief, so schrieb man ihr flugs eine allgemein harntreibende Wirkung zu, und reihte sie der Klasse der Diuretica an, obwohl diese vermehrte Harnabsonderung in vielen Fällen gewiß nur die Folge des besonderen Krankheitszustandes war, und deshalb bei anderen Kranken oder bei Gesunden nicht zum Vorschein kam. So sind mehrere Arzneien in die Klasse der Diuretica gekommen, ohne eine allgemein harntreibende Wirkung zu besitzen. — Dasselbe gilt von den allgemein schweißtreibenden und expektorirenden Arzneien.

Eine Auslese zwischen den wahren und falschen Beobachtungen zu halten, ist freilich eine sehr schwierige Aufgabe. Wer soll über jede einzelne, in die Arzneimittellehre aufgenommene, Behauptung entscheiden, ob sie wahr oder falsch sei? Einen sicheren Prüfstein besitzt man nicht; das Meiste beruht auf bloßer Empfehlung. Das einzige Mittel wäre, nur alle diejenigen Heilwirkungen beizubehalten, welche allgemein von den Aerzten als wahr und erprobt anerkannt sind. Dann würde freilich von jeder Arzneimittellehre wenig übrig bleiben; denn es giebt wohl wenige Arzneien, über welche nicht die widersprechendsten Ansichten in Umlauf wären.

Es lohnt der Mühe, einige Aeußerungen medicinischer Schriftsteller in Betreff der Arzneiwirkungen anzuführen, um zu zeigen, wie zahlreich die Meinungsverschiedenheiten und widersprechenden Behauptungen auf diesem Felde sind, wie man sich aus

Mangel treuer Beobachtungen mit nichtssagender Phrasendrescherei behilft, ohne zu merken, daß man leeres Stroh dresche.

Man höre die Phrasen über Silber an! J. A. Schmidt sagt, Silber innerlich genommen, beuge dem Zerfallen des Festen in das Flüssige, der Auflösung und Colliquation vor, und führe die luxurirende Thätigkeit im Organismus zur Norm zurück. — Nach Moll offenbart dasselbe eine nähere dynamisch-materielle Beziehung zum Gangliensystem, das es mächtig anregt und in seiner Thätigkeit umstimmt. — Köchlin scheint es, daß es auf die Kraft- und Reizverhältnisse der Faser mehr direkt einwirke, und zwar dadurch, daß es dieselbe entweder zu größerer Thätigkeit anregt oder ihre Aktionen herabstimmt, ihre Reizempfänglichkeit und Beweglichkeit entweder vermehrt oder vermindert. — Nach Dreyer hat der Höllenstein eine gewisse, eigenthümlich specifische Kraft, den Faserstoff zu energischem Leben durch Consolidation seiner Theile zu befähigen. — Alles das klingt für uneingeweihte Ohren sehr gelehrt; wenn man aber den gelehrten Herren hinter die Koulissen sieht, dann verschwindet sogleich der Nimbus, und es klingt plötzlich lächerlich, wie jeder Pathos, hinter dem nichts steckt. Diesen hochtrabenden Redensarten nach wird Jeder glauben, man müsse die einzelnen Heilwirkungen des Silbersalpeter bereits sehr genau erforscht haben, um so genaue wissenschaftliche Erklärungen abgeben zu können. Die Anwendung am Krankenbett beweist aber das Gegentheil. Der Silbersalpeter wird zwar gegen eine Masse von Krankheiten empfohlen; aber es sind nur unbestimmte Empfehlungen Einzelner, ohne nähere Angaben und sichere Unterscheidungsmerkmale, so daß bei Weitem die Mehrzahl der Aerzte nur in einzelnen wenigen Krankheiten, Nervenleiden, Epilepsie, Gesichtsschmerz, Veitstanz, eingewurzelter Syphilis, von diesem Mittel Gebrauch macht. Jene Redensarten sind also Seifenblasen, die bei der geringsten Berührung zerplatzen, nicht allein unnütz, sondern sogar nachtheilig, weil die Aerzte sich einbilden etwas zu haben, und haben doch nichts; sie lassen erkennen, wie wenig Theorie und Praxis Hand in Hand gehen. —

Den Schwerspath, Baryta muriatica, empfiehlt Hufe-

land da, wo das Lymphsystem sich in einem heftig gereizten, entzündlichen Zustande befindet, wo Mittel, die eine Erhöhung der Gefäßthätigkeit bewirken, die Symptome vermehren, wo vorzugsweise empfindliche Theile leiden, wo man es mit schmerzhaften Geschwüren, Verhärtungen, die große Neigung haben, sich zu entzünden, mit juckenden Hautausschlägen zu thun hat. Der salzsaure Schwerspath paßt also nach Hufeland bei der floriden Skrophelsucht. Ebenso versichert Richter (Ausführl. Arzneimittell. Bd. IV. S. 293), in der Scrophula florida häufig von ihm unverkennbaren Nutzen gesehen zu haben; und Wendt, daß von seinem Gebrauche bei skrophulöser, blühender Schwindsucht selbst dann noch Erleichterung zu hoffen sei, wenn bereits alle übrigen Mittel fruchtlos waren (Kinderkrankh. S. 524). — Dem entgegen berichtet aber Herrmann (Syst. der prakt. Arzneimittell. Bd. II. S. 336), daß der salzsaure Baryt bei trägen, lymphatischen Konstitutionen, krankhaft gesteigertem Torpor der Lymphgefäße und gleichzeitiger Unthätigkeit des höheren Gefäßsystems oft die überraschendsten Wirkungen hervorbringe, und daß bei gesteigerter Empfindlichkeit zarter Organismen und gleichzeitigem Gefäßerethismus davon leicht Störungen in der niederen Assimilation entstehen und jeden günstigen Erfolg vereiteln. — Sachs (Handwörterb. der prakt. Arzneimittell. Th. I. S. 557) erkennt auch den Baryt als mächtiges und direktes Mittel gegen die Skrophelkrankheit an, aber auch nur gegen die mit dem Charakter torpider Schwäche ausgebildete, da bei der Skrophulosis mit dem Charakter versatiler Schwäche die Einwirkung des Schwerspaths das Uebel nicht bekämpfen, vielmehr steigern würde. — C. G. Neumann (Bemerk. üb. d. gebräuchlichsten Arzneimittel, S. 109) versichert nun gar, weder bei erethischen, noch torpiden Skropheln jemals von Baryt Nutzen gesehen zu haben. Desgleichen sagt Schwartze (Pharmakolog. Tabell. S. 593): „Neuere Versuche haben jedoch gegen die ausgezeichnete Wirksamkeit dieses Mittels einiges Mißtrauen erregt, und es ist wohl nicht zu leugnen, daß im höchsten Grade ausgebildeter Skrophelkrankheit, sowie auch bei überwiegender muskulöser Schwäche, überhaupt bei sehr reizbaren,

zu Krämpfen und Durchfällen geneigten Subjekten sein Gebrauch nicht nur unnütz, sondern sogar sehr nachtheilig sein dürfte.“ — Solche Widersprüche können natürlich nicht ausbleiben, wenn den einzelnen Behauptungen jede gewissenhafte und wiederholte treue Beobachtung, jeder sichere Maßstab, jeder Probirstein für ihre Wahrheit oder Unwahrheit abgeht. Wenn man aber die allgemeine Wirkungsweise der Arzneien gelehrt zu entwickeln sucht, bevor man die Kenntniß ihrer speciellen Wirkungen gründlich erforscht hat, ist das nicht ebenso thöricht, als wenn sich Jemand daran macht, den Inhalt eines Buches kurz zusammen zu fassen und im Allgemeinen zu charakterisiren, bevor er noch das ganze Buch gelesen hat?

Ueber Arsenik sagt Sachs (Handwörterb. der prakt. Arzneimittell. Bd. I.), daß weder Theorie, noch Erfahrung, noch Empirie zur innerlichen Anwendung des Arseniks eine Berechtigung, oder auch nur eine genügende Entschuldigung darbiete. — Dagegen erklärt Vogt (Pharmakodynamik. 2. Aufl. Bd. I.) die Gegner einer ausgedehnten Anwendung des Arsenik für in Wahn und Vorurtheil befangen; der Arsenik thue keinen anderen Schaden, als Ueberreizung in zu starken Gaben. — G. W. Schwartze (Pharmakolog. Tab. S. 789) sagt: „So furchtbar und zerstörend die Wirkungen des Arseniks sind, ebenso ausgezeichnet sind auch die Heilkräfte desselben zur rechten Zeit und in gehöriger Dosis angewendet.“ —

Die Bryonia ist ein in der Praxis fast vergessenes Arzneimittel; man betrachtet sie gewöhnlich nur als Purgirmittel. Most (Encyklop. Handwörterb. der prakt. Arzneimittell. 1841. Heft 1. S. 191) sagt hierüber, seiner Meinung nach sei die Bryonia bei torpidem Zustande der Melancholiker und Hypochondristen sehr nützlich, nur sei bei der Kur solcher Patienten das Purgiren selbst wohl das Wenigste, und der feine Praktiker werde bei Verordnen der Drastica und Purgantia calida wohl noch an ganz andere Dinge, als an das Ausleeren denken. — Dagegen sagt Sachs (Handwörterb. der prakt. Arzneimittell. 1830. Th. I.): eine mit Vorsicht geleitete sogenannte evacuirende Methode vermöge wohl in Manie, Epilepsie, Melancholie, Ob-

struktionen und Infarcten des Unterleibes u. s. w. Heilsames auszurichten, ja oft allein Hülfe zu bereiten; allein wir besäßen, um Purgiren zu erregen, viele andere sicherer und gelinder wirkende Mittel, könnten daher wohl die Zaunrübe entbehren. Die Bryonia habe nichts, was sie uns als Medikament besonders empfehlen könnte, wohl aber sei Grund vorhanden, sie zu scheuen. — Wieder einmal eine Aeußerung, die der Heilkunde als Naturwissenschaft gänzlich Hohn spricht. Die Wirkungen der Bryonia sind so wenig bekannt, daß die ärgste Oberflächlichkeit dazu gehört, ein endgültiges Urtheil über sie fällen zu wollen, und vollends, wie Sachs, zu behaupten, sie sei blos ein Purgans, so gut oder so schlecht wie jedes andere, und besitze keine ihr allein zugehörigen Heilwirkungen. Jeder Arzt sollte doch wenigstens geneigt sein, einer Pflanze, die mit verschiedenen ihr allein zugehörigen Eigenschaften begabt ist, auch besondere Heilkräfte zuzumuthen, so lange er nicht durch die deutlichsten klarsten Beweise von dem Gegentheil überzeugt worden wäre. Wie kann aber eine Arzneimittellehre wirklich weitergebildet und gefördert werden, wenn sich die Aerzte durch derartige vorgefaßte Ansichten und blinde Behauptungen den Zugang zu ferneren Forschungen selbst verschließen!

Ueber Kampher: Schönlein nennt denselben excitirend auf der äußeren Haut, von innen heraus wie Guajac und Schwefel. — Jörg nimmt im Kampher ein ätherisch-schärflich-bitteres Princip an, dem er die Wirkungen zuschreibt, und betrachtet ihn als ein erwärmendes oder erhitzendes, nicht als ein kühlendes Mittel. — Murray behauptet, der Kampher wirke erst schwächend, dann erregend. — Friedländer (Med. Jahrb. des k. k. österr. Staates, Bd. XXIX. St. 1.) ist der Ansicht, daß nur das antiseptische Wirkungsprincip, welches alle anderen in sich fasse, im Kampher thätig sein könne. — Conrad Mönch (Systemat. Lehre der gebräuchlichsten Arzneimittel, 1792. 2. Aufl. S. 351) sagt dagegen: „Die verkehrte Idee der fäulnißwidrigen Kraft des Kamphers, entsprungen und unterhalten aus Ignoranz des Bestandtheils, genährt von der Erhaltung des Lebensprincips, vermehrt aller Orten, wo es noch festsitzt, die Hügel

methodischer Mordthaten.“ — Nach Arnemann (prakt. Arzneimittell. 1819; 6. Aufl. S. 135) erhöht der Kampher die Irritabilität und stimmt die Sensibilität herab. — Dagegen sagt Neumann (Bemerk. üb. d. gebräuchlichsten Arzneimittel, 1840. S. 158), daß der Kampher die polarische Aktion in den Nerven erhöhe, und die Nutrition, die Vegetation schwäche, demgemäß also seiner Meinung nach das Umgekehrte thue, was die Narcotica thun. — Sachs (Handwörterb. der prakt. Arzneimittell., Th. I. S. 676) erklärt, der allgemein arzneiliche Charakter des Kamphers bestehe in Erregung der Sensibilität im Blutsystem, er erzeuge eine sensible Stimmung im Blute, sei ein Nervinum des Blutsystems. — So weiß also Jeder etwas Anderes vom Kampher, nicht die geringste Uebereinstimmung ist sichtbar, als Beweis, daß man den Kampher überhaupt noch sehr dürftig kenne. Anstatt nun die Kenntniß desselben mit einfachen, wahren Thatsachen zu bereichern, ist Jeder gleich mit seinen subjektiven Ansichten bei der Hand, sodaß es fast ebensoviel verschiedene subjektive Ansichten als Subjekte giebt. Man muß aber allen diesen Aerzten wenigstens den Ruhm lassen, daß sie sehr reich mit Phantasie ausgestattet sind. Wer von ihnen Recht habe und wer Unrecht, das ist freilich schwer zu entscheiden.

Den Phosphor hält Voigtel angezeigt bei großer Erschöpfung der Vitalität, Richter bei schlummernder und unterdrückter, nie bei erschöpfter Erregbarkeit, Sundelin in der torpiden und paralytischen Schwäche im sensiblen und irritablen System, contraindicirt bei der eigentlichen vitalen Erschöpfungsschwäche und krampfhaften Schwäche. Nach Voigt ist er blos angezeigt bei gesunkener Thätigkeit des Nervensystems, keineswegs aber bei gesunkener Energie dieses Systems. Richter rechnet den Phosphor zu den kräftigsten und durchdringendsten von allen flüchtigen Reizmitteln. Dagegen lehrt Oesterlen, daß kein Krankheitszustand den rationellen Arzt berechtige, seinen Kranken ein gefährliches Mittel einzuschütten, dessen etwaige Heilwirkungen durch andere Arzneien so leicht zu ersetzen wären. — Also Oesterlen weiß ganz bestimmt, daß Phosphor keine ihm allein zukommenden, specifischen Heilwirkungen besitzt. Welche

Quelle der Arzneierforschung hat ihm das wohl geoffenbart? Etwa der usus in morbis? Ist etwa der Phosphor schon bei allen möglichen Krankheitszuständen durchprobirt, und ist gefunden worden, daß er in keiner derselben eine besondere Heilkraft äußert? Nichts weniger als das. Woher kommt es auch, daß die Vergiftungen durch Phosphor vielfache, ihr eigenthümliche Krankheitserscheinungen zeigen, z. B. die Phosphornekrose, welche vorzugsweise die Gesichtsknochen ergreift? Eine solche Aeußerung, wie die Oesterlen's, wäre bei einigermaßen wissenschaftlicher Auffassung der Arzneimittellehre völlig unmöglich. Die Aerzte würden sich mit derartigen unbestimmten, ins Blaue hinein gethanen Behauptungen nicht begnügen, wenn sie eine Quelle entdeckt hätten, aus welcher sie durch nackte Thatsachen den Heilwirkungskreis jeder Arznei schöpfen und erschöpfen könnten.

Diese stetige Meinungsverschiedenheit und verwirrende Willkühr, diese Wuth nach bombastischen Redensarten, wie wir sie hier gesehen haben, geht durch alle Arzneimittel durch. Man hatte das edle Streben, von jeder Arznei die Quintessenz herauszusuchen; übersah jedoch, daß dies der letzte Schritt bei Erforschung der Heilmittel sein müsse, der Auszug eines bereits vollendeten Werks. Ohne die Einzelwirkungen eines Arzneimittels zu kennen, mühte man sich ab, dessen allgemeinen Charakter darzustellen, wodurch natürlich nur Wirrwarr und Unwahrheiten zum Vorschein gekommen sind.

Den Hauptbestandtheil der Arzneimittellehren bilden subjektive Ansichten ohne sichere Gewährleistung ihrer Untrüglichkeit, weshalb sie auch von den Einen bestritten, von Anderen eifrig verfochten werden. Hin und wieder taucht ein Heilmittel rasch auf, gelangt zu bedeutendem Ansehen, die Mode bemächtigt sich desselben; nicht lange darauf ist es wieder vergessen, weil jede zuversichtliche Beobachtung fehlte. — Die Arzneimittellehre entbehrt jeder Folgerichtigkeit, jeder Klarheit und erschöpfenden Kenntniß; und die Behauptung ist nicht zu stark, daß sie mehr eine Rumpelkammer vorstellt, wohin zufällig auch werthvolle Dinge gerathen sind, als eine medicinische Vorrathskammer, die sie eigentlich sein sollte. Ich erinnere mich irgendwo gelesen zu

haben, daß man sie füglich mit einem historischen Roman vergleichen könne, in welchem die Dichtung die Hauptrolle spielt, und nur hie und da einige Brocken Wahrheit eingestreut sind.

Die Arzneimittellehre ist also weit hinter den Fortschritten der Pathologie und Diagnose zurückgeblieben, und zeigt keine Spur von wissenschaftlicher Naturforschung. Sie ist ohne Plan und Bewußtsein, denn sie giebt keine Mittel und Wege an die Hand, um planmäßig und nach bewußten Gründen neue Heilmittel in das Bereich der Heilkunst zu ziehen, und somit die sämmtlichen, von der Natur uns gebotenen, Heilkräfte in ihrem ganzem Umfange erschöpfend kennen zu lernen. —

Viele tüchtige Aerzte haben diese traurige Verfassung der Arzneimittellehren nur zu gut eingesehen, und sich rückhaltlos über dieselbe ausgesprochen.

So findet man in der Zeitschrift für rationelle Medicin von Dr. Henle und Pfeufer (1. Bd. 1. Heft 1842) folgende Stelle: „Angehenden Aerzten, wenn sie anders durch verständige Behandlung ihrer Kranken, und nicht durch schimmernde Nomenclatur sich auszeichnen wollen, kann man nichts Besseres rathen, als vorläufig das, was sie in den Vorlesungen und Handbüchern über Arzneimittel etwa behalten haben, so schnell als möglich zu vergessen.“

Vogt sagt, in der Vorrede zur ersten Ausgabe seiner Pharmakodynamik 1821, von den Arzneimittellehren: „Alle Anstrengungen, aus diesem Schutte ein festes Gebäude zu errichten, haben bisher mehr geschadet als genützt; — denn es entbehrten nicht allein des sicheren Fundamentes diese Gebäude, sodaß sie dem Zahn der Zeit nicht widerstehen konnten, sondern auch hypothetische Ansichten wurden durch sie eingeschwärzt als baare Wahrheiten, und pflanzten sich nun in der Wissenschaft mitunter wuchernd fort, zu immer größerem Trug und bedeutsamerer Täuschung verleitend.“

Girtanner sagt: „Unsere Arzneimittellehre ist nichts weiter, als eine sorgfältige Zusammenstellung trüglicher, von Aerzten zu

allen Zeiten gemachter Beobachtungen. Allerdings finden sich darunter einige wenige schätzenswerthe, auf Erfahrung gegründete Resultate; wer wollte aber seine Zeit damit verlieren, diese wenigen Goldkörner in der Masse von Unrath aufzusuchen, den die Aerzte während der letzten zweitausend Jahre aufgesammelt haben."

Dr. Cullen spricht sich folgendermaßen aus: „Die Arzneimittellehren sind mit zahllosen falschen Schlüssen angefüllt, die indessen, wie man annimmt oder behauptet, aus der Erfahrung gezogen sein sollen. Die Sachen stehen aber so, daß man die Arzneimittellehre mit Erfolg oder Sicherheit nicht benutzen kann, wenn man nicht mit einem guten Theil Skepticismus ausgerüstet ist."

Friedrich Hoffmann sagt: „Bei der Mehrzahl der Mittel wird die Hoffnung des Praktikers getäuscht, da ihre wahren Heilkräfte noch gänzlich in Dunkel gehüllt sind, und ein allgütiges Naturgesetz ihrer heilsamen Anwendung in Krankheiten fehlt. Allerdings hat man einige genau und richtig erforscht, aber die Wirkungen der bei Weitem größten Anzahl sind ungewiß, täuschend und eingebildet." —

Heilmethoden.

Obwohl nun drei Viertheile der an und für sich dürftigen Arzneimittellehre unverbürgte Behauptungen, zum Theil offenkundige Täuschungen sind, so haben es die Aerzte doch vermöge derselben dahin gebracht, daß sie bei keinem Krankheitsfalle um eine Anzeige für ein oder mehrere Heilmittel verlegen sind, wenn diese auch sämmtlich nichts helfen.

Ueber diese gewaltige Ausbeute der Arzneimittellehre wird man noch mehr erstaunen, wenn man erwägt, daß die bekannten physiologischen, also gerade die am meisten verbürgten Arzneiwirkungen zum allergrößten Theile am Krankenbette nicht einmal in Anwendung gezogen werden, daß demnach die mannigfachen Vergiftungssymptome gewissermaßen nur als Prunk- oder Warnungstafeln in den Arzneimittellehren verzeichnet sind. Man

findet in diesen, daß Quecksilber eine eigenthümliche Entzündung der Mund- und Rachengebilde, Ulceration der Mundschleimhaut, Speichelfluß, Ausfallen der Zähne, Anschwellung der Lymphdrüsen, Entzündung der Knochenhaut und Gelenke, Gliederzittern, Lähmungen hervorruft; ferner daß Jod mehrfache Hautausschläge, China frequenten Puls, Fieber, Durchfall, gestörte Verdauung, daß Cantharide in großen Gaben Schlingbeschwerden, Magen- und Darmentzündung, Schüttel- und Starrkrampf nach sich ziehen. Für den therapeutischen Gebrauch des Quecksilbers, Jod, der China und Canthariden sind indessen diese Kenntnisse ohne Einfluß. Desgleichen bei einer Menge anderer Arzneimittel.

Wie haben die Aerzte nun das Kunststück zu Wege gebracht, mit dem Reste der Arzneikenntnisse für alle denkbaren Krankheitsfälle eine oder mehrere Heilanzeigen aufzustellen? Auf eine ganz einfache Art; indem sie es sich überall zum Grundsatze machten, soviel als möglich nach weit umfassenden Grundzügen, nach ins Große angelegten Heilplänen zu kuriren. Dazu mußten überdies die bekannten Arzneiwirkungen vorzugsweise gut geeignet sein, weil sie ebenfalls nur allgemein und oberflächlich, und in weiten Umrissen gegeben waren.

Es entstanden auf diese Weise folgende Heilmethoden: die antiphlogistische oder entzündungswidrige, die antiplastische, auflösende, blutreinigende, ausleerende, worunter die abführende, brechenerregende, schweiß- und harntreibende, expektorirende; ferner die stärkende, reizmildernde, erweichende, ableitende oder derivatorische, fäulnißwidrige, die antipathische, in deren Gebiet die belebende, excitirende, adstringirende, kühlende u. a. gehören.

Diese Heilmethoden, im Verein mit einer großen Zahl specifischer Heilmittel, bilden zusammen die eigentliche Heilkunst. — Die nächste Aufgabe ist nun, dieselben einer näheren Betrachtung zu unterziehen.

1) Die Blutentziehung,

bestehend in Aderlaß, Blutigel, Schröpfköpfen, ist seit uralten Zeiten in die Heilkunst eingeführt und so eingebürgert, daß noch

jetzt ein großer Theil der Aerzte und Laien innig durchdrungen ist von der Unentbehrlichkeit derselben und sich entsetzt, wenn in bestimmten Fällen den Kranken ihre ursprüngliche Menge Bluts gelassen werden soll.

So arg, wie in früheren Zeiten, ist allerdings die Blutgier der Aerzte nicht mehr; man berechnet die Menge des abzuzapfenden Blutes jetzt mehr nach Unzen als nach Pfunden, und manche ihrer Zeit vorausgeeilte Aerzte haben sich sogar nicht gescheut, offen den Stab über jede künstliche Blutentziehung zu brechen. So sagt z. B. der bekannte Arzt, Krüger-Hansen in seinen Kurbildern: „Seit 25 Jahren habe ich, den großen Nachtheil der Blutentziehungen erkennend, in keinem Falle mich derselben bedient, habe nur da zu Blutverlusten Veranlassung gegeben, wo ich das Messer führen muß, hier aber, wie bei der Leitung jedes Gebäraktes, jeden Tropfen Blut auf das Vorsichtigste zu erhalten mich bemüht."

Der große Haufe der Aerzte hängt indessen noch fest an dem altherkömmlichen Verfahren, ohne dieses einer gründlichen Verstandesrevision zu unterwerfen. Die meisten Aerzte zapfen fort und fort Blut ab, wie es viele tausend Aerzte vor ihnen gethan haben, und bei ihrer geistigen Unmündigkeit kommt ihnen nie der Gedanke, daß ein Verfahren sehr verkehrt und widersinnig sein kann, wenn es auch schon Jahrtausende bestanden hat. Stumpfsinn und Gleichgültigkeit gegen die innere Wahrheit ihres Berufes läßt die meisten Aerzte bei den einmal gangbaren Methoden verharren. Wer ein altes Verfahren als falsch aufgiebt, muß zugleich daran denken, etwas Besseres an die Stelle zu setzen, das ist sehr unbequem.

Es ist schon so oft und so vortrefflich gegen die Blutentziehungen gesprochen worden, daß es Manchen überflüssig erscheinen mag, jetzt noch viele Worte über dieselben zu verlieren. Aber erstlich kann man das Wahre nicht oft genug wiederholen, solange das Falsche noch zahlreiche Anhänger findet; und wie verbreitet die Blutentziehungen immer noch sind, geht deutlich daraus hervor, daß dieselben in dem neusten, von Virchow redigirten, großen pathologischen Werke noch stark vertreten sind.

Zweitens ist eine Besprechung derselben schon der Vollständigkeit wegen nothwendig.

Man hat wohl Grund zu fragen, wie dieses Verfahren so verbreitet und eingewurzelt hat werden können. Oft genug hat man Gelegenheit zu beobachten, daß zufällig eintretende Blutverluste mit bedeutenden Nachtheilen verbunden sind, und Schwindel, Uebelkeit, Erbrechen, Blässe, Kälte, Zittern, Ohnmacht, selbst den Tod nach sich ziehen, oder auch zu langwierigen Nachkrankheiten, Erschlaffungszuständen, Schleimflüssen, zur Steigerung schon bestehender Uebel, zu chronischer Nervenreizbarkeit Veranlassung geben.

Die künstlichen Blutentziehungen verdanken ihren ersten Ursprung unstreitig der sehr gewöhnlichen und grobsinnigen Anschauungsweise, daß der Arzt überall da, wo zuviel Blut vorhanden sei, etwas davon hinwegnehmen müsse, um eine quantitative Ausgleichung zu bewirken. Nach und nach erweiterte man den Wirkungskreis der Blutentziehungen, und jetzt giebt es in der That wenige Krankheiten, in welchen der Arzt nicht eine Anzeige für Blutabzapfung herauswittern könnte. Ueberall wo wirkliche Entzündung besteht oder der Arzt diese nur entfernt vermuthet, überall wo er Besorgniß hegt, daß möglicher Weise noch Entzündung hinzutreten könne, in allen diesen unzähligen Fällen stehen ihm lege artis Schnepper, Schröpfköpfe und Blutigel zu Gebote; und das nicht blos bei kräftigen, vollblütigen Personen, nein auch bei alten schwächlichen Leuten, wo die Lebenskraft zu erlöschen droht, der Puls klein und schnell, das Gesicht blaß ist. Bei Ohnmacht, Schlagfluß, Scheintod sind Blutentziehungen so unentbehrlich wie die letzte Oelung. Bei jedem stechenden Schmerz werden Blutheber, Schröpfköpfe oder Blutigel, zu Hülfe gerufen. Bei häutiger Bräune würden die meisten Aerzte es für ein Verbrechen halten, den Hals nicht mit Blutigeln zu spicken. Bei Spinalirritation, Kreuzschmerzen, Hämorrhoiden, selbst bei Schwindsucht sieht man die unvermeidlichen Blutsauger ansetzen. Gegen die Cholera sind vielfach Aderlässe gerühmt worden.

Bouillaud empfiehlt gegen akuten Gelenkrheumatismus: am

1. Tage Morgens und Abends ein Aderlaß von je 14—16 Unzen, während des Tags eine örtliche Blutentleerung von etwa 16 Unzen durch Schröpfköpfe, entweder an den am meisten befallenen Gelenken oder in der Herzgegend. Am 2. Tage werden 1 oder 2 weitere Aderlässe oder eine örtliche Blutentleerung gemacht, entweder ebenso groß oder etwas kleiner als am 1. Tage. Am 3. Tage, wenn nöthig, wird ein 4. und selbst 5. Aderlaß gemacht und wieder blutige Schröpfköpfe gesetzt. Bisweilen sind noch am 4. — 7. Tage neue Aderlässe nöthig, die solange wiederholt werden müssen, bis die Intensität der Krankheit gebrochen ist. — Natürlich wird dadurch zugleich der Organismus selbst gebrochen.

Anfangs also waren die künstlichen Blutentziehungen blos ein praktischer Gebrauch. Wo man glaubte, daß das Blut durch seinen Ueberschuß störend einwirke, oder wo nur überhaupt das Blut im Spiele war, zapfte man es ab und fragte nicht weiter danach, ob dies richtig sei oder nicht. Aber die Zeit ist wunderbar vorgeschritten. Jetzt bei den großen Fortschritten der Physiologie, Pathologie und Diagnose ist es ganz anders; jetzt sucht man nach gelehrten Erklärungen für die Blutentziehungen, man will mit Bewußtsein handeln. Der Unsinn ist geblieben, aber er wird wenigstens rationell betrieben.

Erstlich griffen die Aerzte überall da zu Blutabzapfungen, wo sie eine allgemeine Plethora vermutheten. — Hier entsteht aber zunächst die Frage, ob es wirklich Krankheitszustände giebt, in welchen die Gesammtmasse des Bluts das regelrechte Maß überschritten hat. Wissenschaftlich bestimmt nachgewiesen ist eine unbedingte Blutvermehrung, Plethora, noch nicht. Man hat zwar die im gesunden menschlichen Körper strömende Blutmenge durch mittelbare Versuche abgeschätzt, indem man das Verhältniß der festen Blutbestandtheile zu den wässerigen zwischen einem 1. und 2. Aderlasse mit einander verglich. Diese Schätzung ist aber natürlich nur eine ungefähre, einestheils wegen der großen Unsicherheit der Untersuchungsmethode selbst, anderntheils weil das normale Maß des Blutes zu verschiedenen Zeiten und bei verschiedenen Personen bedeutenden Schwankungen unterliegt.

Die Vermehrung des Blutes müßte demnach eine sehr erhebliche sein, um unzweifelhaft nachgewiesen werden zu können. Ueber die Plethora ist aber mittelst dieser Methode noch gar nichts festgestellt.

Vielleicht ist man jedoch im Stande, aus bestimmten äußeren Wahrzeichen auf eine allgemeine Blutüberfüllung zu schließen, z. B. wenn sich die Hautvenen des Körpers übermäßig strotzend und von Blut angefüllt zeigen. Es sind indessen selten die Hautvenen aller Körpertheile angeschwollen; und selbst wenn sie es wären, fragt es sich noch, ob nicht die inneren Körpervenen verhältnißmäßig blutleer seien, und blos ein einseitiger Blutandrang nach der Außenseite des Körpers vorliege.

Wenn ferner der Arzt einen Kranken mit großem vollem Pulse, Hitzegefühl, Röthe der Haut, strotzenden Venen, klopfendem Kopfschmerze, Herzklopfen, häufigem Nasenbluten vor sich hat, so ist er deshalb keineswegs berechtigt, auf eine allgemeine Vollblütigkeit zu schließen; er hat nur das Recht, einen krankhaften Vorgang im Gefäßsystem anzunehmen. — Jeder kann tagtäglich beobachten, daß bei Personen, die für gewöhnlich nicht das mindeste Anzeichen von Vollblütigkeit wahrnehmen lassen, nach lebhafter Freude, in großer Wärme, nach raschen Bewegungen, Laufen, Tanzen, nach Genuß von geistigen Getränken, Wein, Kaffee u. s. w. jene anscheinenden Vollblütigkeitserscheinungen sehr rasch auftreten und ebenso bald wieder verschwinden. In solchen Fällen kann man unmöglich wähnen, die normale Blutmenge habe urplötzlich einen krankhaften Zuwachs erhalten; sowenig man sich bewogen fühlen wird, auf Verminderung der gesammten Blutmenge zu schließen, wenn in der Kälte, durch Gram, im Schlaf, kleiner langsamer Puls, Kälte und Blässe der Haut, innerer Frost eintreten.

Es fehlt auch nicht an einer viel einfacheren und natürlicheren Erklärung dieser Erscheinungen. Die Symptome scheinbarer Vollblütigkeit werden nämlich theils durch die raschere Herzthätigkeit, durch den schnelleren Umlauf des Blutes durch den Körper erzeugt, theils durch ungleichmäßige Blutbewegung in den verschiedenen Körpertheilen, durch einseitigen Andrang des Blu-

tes nach äußeren Theilen, nach der Haut, Kopf, Brust, Unterleib u. s. w. —

Wirkliche Vollblütigkeit ist sonach völlig unerwiesen, und darf für die Anstellung von Blutentziehungen nicht in Betracht gezogen werden.

Dagegen ist die regelwidrige Vermehrung einzelner Blutbestandtheile, z. B. des Faserstoffs, des Blutwassers, des Eiweißes, durch Untersuchungen thatsächlich festgestellt. In dieser Beziehung hat man Blutentziehungen namentlich vorgenommen bei der einseitigen Vermehrung des Blutfaserstoffs, der Hyperinosis, um den aus dieser entspringenden plastischen Ausschwitzungen in die Gewebe des Körpers vorzubeugen.

In wie weit können nun die künstlichen Blutentziehungen diesen beabsichtigten Heilzweck erfüllen? Die unmittelbare nächste Wirkung derselben ist, daß sie die Blutmenge des Körpers im Allgemeinen verringern. Dieses dauert allerdings nicht lange, denn es ersetzt sich die verlorene Blutmenge sehr rasch durch Wasser, sodaß das Blut ärmer an festen Bestandtheilen wird. Schön, wird man sagen, das ist es ja eben, was wir beabsichtigen, denn dadurch wird zugleich der Faserstoffüberschuß im Blute herabgesetzt und die Ausschwitzung plastischer Stoffe gemäßigt oder verhindert.

Soviel ist allerdings Thatsache, daß unmittelbar nach der Blutentziehung der Faserstoff, sowie die übrigen festen Bestandtheile des Blutes, verringert werden. Allein wir haben früher schon erörtert, daß die Faserstoffvermehrung nicht als die wesentliche Ursache der plastischen Ausschwitzungen betrachtet werden dürfe, da sich Faserstoffexsudate selbst bei hydrämischem Zustande des Blutes finden. Der Einfluß der Blutentziehungen auf Verminderung der plastischen Ausschwitzungen kann deshalb nur ein geringer sein; er versteigt sich, wie die Erfahrung bestätigt, höchstens auf eine mäßige Erleichterung, und selbst diese bleibt öfters aus. — Dagegen ist das Blut im Allgemeinen untauglicher zur Ernährung des Körpers geworden. Und selbst wenn die plastischen Ausschwitzungen gemäßigt worden sind, so tritt an deren Stelle leicht die Neigung zum Durchtritt wässeriger Be-

standtheile in die Gewebe. Nicht selten bildet sich z. B. bei Gehirnentzündung, die mit Blutentziehungen behandelt wurde, Wasseransammlung im Gehirn, oder bei Lungenentzündung Lungenödem aus.

Die Scene ist jedoch noch nicht geschlossen: Der Organismus besitzt, wie bekannt, den fortgesetzten Trieb, störende äußere Einflüsse wieder auszugleichen, indem die den organischen Wesen innewohnende Lebenskraft ein beharrliches Festhalten an dem naturgemäßen Entwicklungsgange bedingt. So zielt die organische Thätigkeit auch darauf hin, das wässerig gewordene Blut wieder zum normalen umzubilden. — Um nun neben dem normalen Verbrauch von Blutbestandtheilen zum Zwecke der Ernährung auch noch den ungewöhnlichen durch die künstliche Blutentziehung veranlaßten Stoffverlust zu ersetzen, bedarf der Körper natürlich einer größeren Stoffzufuhr und gesteigerten Verdauungsthätigkeit. Er ist genöthigt, außer der bestehenden natürlichen Krankheit noch den künstlichen Eingriff zu überwinden; also seine halbe Kraft, statt auf die Ueberwindung der ursprünglichen Krankheit, auf die Ausgleichung der künstlichen Blutkrankheit zu verwenden. Die Energie der Naturheilbestrebungen wird dadurch nothwendig geschwächt.

Nun wird aber durch die künstlichen Blutentziehungen die innere Ursache der Faserstoffvermehrung im Blute nicht aufgehoben, denn diese Ursache liegt stets außerhalb des Blutstroms und kann eine sehr verschiedene sein. Sobald also durch die organische Thätigkeit der künstliche Blutverlust vollständig wieder ausgeglichen worden ist, so tritt auch die hyperinotische Blutmischung in demselben Grade hervor wie zuvor. Es stellt sich ganz der frühere Zustand ein, wie er vor der Blutentziehung war, nur mit dem großen Unterschiede, daß der Körper geschwächter, äußeren Einflüssen zugänglicher, reizbarer und zugleich unfähiger geworden ist, den der fehlerhaften Blutmischung zu Grunde liegenden krankhaften Vorgang zu reguliren.

Den nämlichen Erfolg haben die Blutentziehungen bei jeder Congestion, Stasis und Exsudation: es wird wohl anfangs

durch Verminderung der gesammten Blutmasse der Kongestivzustand verhältnißmäßig etwas herabgesetzt, aber nie von Grund aus dauernd gehoben. Das Ende vom Liede ist deshalb, daß nach dem Ersatze des verlorenen Blutes das frühere Uebel in vollem Maße wieder zurückkehrt, während der Körper geschwächt und reizbar gemacht worden ist.

Wenn nun in allen diesen Fällen die augenblickliche Linderung, die sich unmittelbar nach der Blutentziehung oft einstellt, vorübergegangen ist und die Krankheit nach wie vor fortbesteht, so wird dann meist eine zweite Blutentziehung angeordnet. Derselbe Vorgang, wie bei der ersten, wiederholt sich, und der Kranke wird noch schwächer und reizbarer. So greifen denn die Aerzte nicht selten zu einer dritten, ja wohl vierten und fünften Blutentziehung, und wenn der Kranke dann den eifrigen Bemühungen des Arztes unterliegt, so hatte die Krankheit einen bösartigen Charakter, und was der Arzt verschuldet, das wird der Krankheit zugeschrieben.

Häufig freilich, Dank sei es der zähen Natur des Menschen, überwindet der Kranke die natürliche Störung und die gewaltsamen ärztlichen Eingriffe zusammen, nur daß die Krankheit länger dauert, ein schwereres Ansehen erhält und die Genesung langsamer vorschreitet. Aber gerade durch diesen Umstand feiert der Arzt Triumphe, denn die Kranken und ihre Umgebung sind stets geneigt, das Verdienst des Arztes um so höher zu schätzen, je länger die Krankheit, wenn auch nur in Folge der ärztlichen Behandlung, gedauert hat und je heftiger sie aufgetreten ist. Wenn eine Krankheit in ihrem Entstehen rasch durch das richtige Heilmittel gehoben wird, das fällt den Laien viel weniger in die Augen. — Unverzeihlich ist es aber, wenn der Arzt selbst sich täuschen läßt und glaubt, durch seine Aderlässe eine gefährliche Krankheit bezwungen zu haben, während er diese erst künstlich zu solcher Gefahr emporgehoben hat. Es ist eine gränzenlose Befangenheit, wenn er sich zur Vertheidigung der Blutentziehungen auf langwierige Genesungen beruft.

Ein klinischer Professor, ein entschiedener Gegner der ärztlichen Blutgier, sagte einst sehr treffend: „Mancher, der zur

Treppe hinabgeworfen wird und unten noch Prügel als Zugabe erhält, läuft doch gesund davon." — Eben so gut geschieht es auch; daß Kranke denen Blut abgezapft worden ist, trotzdem mit dem Leben davon kommen.

In Bezug auf Lungenentzündung hat Speranza in seinen Annalen einige merkwürdige Beobachtungen mitgetheilt, welche zeigen, daß unter einer Anzahl an Lungenentzündung Leidender die Todesfälle in direktem Verhältnisse zu der Zahl der Blutentziehungen stehen: Von 100, die ohne Blutentziehung behandelt wurden, starben nur 14; von 100 Fällen, in welcher 2 oder 3 Aderlässe angewendet wurden, starben 19; von 100 Kranken, denen 3—9 mal zur Ader gelassen wurde, starben 22, und von 100, denen mehr als 9 mal Blut entzogen wurde, starben 68.

Für die Anwendung der Blutentziehungen bei chronischen Kongestivzuständen, z. B. bei Unterleibsstockungen, Hämorrhoidalcongestionen, chronischer Blutüberfüllung der Augengebilde u. s. w., hat man sich wieder eine andere Erklärung zurecht gemacht. In allen diesen Fällen fand man die Blutgefäße von viel stärkerer Ausdehnung, als im Normalzustande. Durch die örtlichen Blutentziehungen wird natürlich augenblicklich die Blutmenge in diesen erweiterten Gefäßen vermindert, und wenn die Gefäßwandungen noch Kontraktionsfähigkeit besitzen, so werden sie sich etwas zusammenziehen und einen kleineren Durchmesser erlangen. — Man hat nun geglaubt, wenn die erweiterten Gefäßwände durch die Blutentziehungen einmal zur Zusammenziehung angeregt worden wären, so würden sie von selbst die erneuerte Ausdehnung verhindern. Das ist freilich eine sehr willkührliche Annahme.

Die Sache verhält sich nämlich so: die örtliche Blutüberfüllung und Gefäßauftreibung geht von einem besonderen Grundvorgange aus. Wenn der Einfluß dieses Grundvorganges aufgehört hat, so ziehen sich die Gefäßwände entweder vermöge ihrer Kontraktionsfähigkeit zusammen, oder sie bleiben in dem erweiterten Zustande. Im letzteren Falle müssen sie ihre Elasticität verloren haben, laxer, schlaffer geworden sein. Wenn sie dann auch nach künstlicher Blutentziehung wegen augenblicklichen Blut-

mangels mehr zusammenfallen, so sind sie doch nicht geeignet, der sich rasch ersetzenden Blutmenge den nöthigen Widerstand entgegen zu setzen; so lange ihre Schlaffheit bleibt, werden sie auch die Neigung behalten, sich wieder auszudehnen. Dauert aber der Grundvorgang noch fort, dann haben die Blutentziehungen vollends keinen Erfolg, denn sie können den Grund der Krankheit nicht heben, und dieselbe Ursache, welche die Gefäßwände zum ersten Male ausdehnte, vermag sie auch zum zweiten Male wieder auszudehnen. — Es ist also auch hier eine vorübergehende Linderung der Blutüberfüllungssymptome das Einzige, was der Arzt durch die Blutentziehungen erreichen kann, und zwar auf Kosten der Kräfte des Kranken.

Man kann daher bei Ueberwiegen des Faserstoffs im Blute, bei akuten und chronischen Kongestionen und Entzündungen die künstlichen Blutentziehungen nur als höchst stümperhafte Palliativmittel gelten lassen, deren Nutzen, d. h. eine vorübergehende mäßige Erleichterung, ungleich geringer ist, als die bedeutenden nachtheiligen Wirkungen, welche ihnen in jedem Falle auf dem Fuße folgen und zum Wenigsten die Genesung erschweren. — Gesetzt auch es käme in der That allgemeine Vollblütigkeit vor, so würde die Blutentziehung für diese doch nur ein kurzes Linderungsmittel sein, da sie den inneren Grund der Plethora, der stets außerhalb des Blutstroms liegen müßte, nicht zu heben vermöchte. Die Blutüberfüllung ist kein stagnirendes Wasser, das man blos abzulassen brauchte, um die Sache ein für allemal gut zu machen.

Wenn sich die Aerzte auf den heilsamen Einfluß berufen, welchen natürliche Blutungen zuweilen auf Kongestivzustände und Entzündungen ausüben, so haben sie mehrere Umstände außer Acht gelassen. Erstlich ist solche freiwillige Blutung durchaus nicht nothwendig zum Eintritt der Besserung, und auch nur in seltenen Fällen der Vorbote nachfolgender Genesung. Und selbst dann ist sie als kritische Erscheinung nur ein Folgezustand der organischen Reaktionsbestrebungen, durchaus nicht die primäre Ursache der Besserung. Ohne die begleitende günstige Krisis

bedingt sie höchstens vorübergehende Erleichterung, oder ist sogar häufig genug mit entschiedener Verschlimmerung der Krankheit verbunden. In jedem Falle ist es aber erwünschter, wenn die Genesung ohne freiwillige Blutung zu Stande kommt, da auch diese den Kranken nothwendig etwas schwächt. Spontane Blutung ist daher durchaus kein Gegenstand der Nachahmung für den Arzt, und kein Hülfsmittel, um eine günstige Krisis einzuleiten.

Die bisher genannten Heilanzeigen sind jedoch nicht die einzigen für die Blutentziehungen; man erfand noch anderweitige. Man gebrauchte Aderlaß, Schröpfköpfe auch in der Absicht, einen Reiz auf das gesammte Gefäßsystem auszuüben, damit dieses in seiner Thätigkeit angeregt würde, also bei allgemein stockendem Blutkreislaufe.

Dieser Anzeige entsprechend eigneten sich die Blutentziehungen unzweifelhaft für die Cholera, bei welcher das dicke, schwarze Blut mühsam durch die Adern rinnt, der Herzschlag immer seltener und zuletzt unfühlbar wird. Sie finden sich deshalb auch unter der zahllosen Reihe der Choleramittel; sie haben aber laut der statistischen Uebersichten so ungünstige Erfolge gezeigt, daß sie von den meisten Aerzten wieder aufgegeben worden sind. Wir wollen uns deshalb jeder weiteren Erörterung über den handgreiflichen Unsinn enthalten, in einer Krankheit, bei welcher ohnehin durch die heftigsten natürlichen Stoffverluste, durch Erbrechen und Durchfall, das Leben gefährdet wird, noch künstliche Entleerungen mittelst Aderlaß vorzunehmen.

Viel wichtiger ist es, über die altherkömmliche Anwendung des Aderlasses bei Schlagfluß zu sprechen; denn noch jetzt gilt es bei den meisten Aerzten und Laien für eine unverzeihliche Unterlassungssünde, bei diesem Schreckenslaute nicht sofort zur Lanzette zu greifen.

Im engeren, wissenschaftlichen Sinne versteht man unter Schlagfluß, Apoplexia, eine Blutaustretung in die Substanz des Gehirns durch Zerreißung der Blutgefäße, mit Zerstörung derjenigen Gehirntheile, in welche das Blut ausgetreten ist. Je

nach den verschiedenen Gehirngegenden, welche durch Apoplexie zertrümmert worden sind, entsteht entweder plötzlicher Tod oder verschiedenartige Lähmungen. Diese Erscheinungen können indeß auch durch akute Gehirnerweichung oder ohne irgend bemerkbare Veränderung der Gehirnsubstanz, durch den sogenannten Nervenschlag, eintreten, ja sogar durch krankhafte Vorgänge, die ihren Sitz außerhalb des Gehirns haben, z. B. durch akutes Lungenödem, Perforation des Darmkanals u. s. w.

Die jedesmalige materielle Ursache des Schlaganfalls zu ermitteln, ist am Kranken oft sehr schwierig, nicht selten sogar bis jetzt ganz unmöglich. Lungenödem läßt sich durch die Auskultation ermitteln; aber Perforation des Darmkanals wird gewöhnlich erst bei der Leichenöffnung herausgefunden. Wenn ferner vor dem Schlaganfalle die Zeichen heftigen Blutandrangs nach dem Kopfe, Schwindel, klopfender Kopfschmerz, starke Röthe des Gesichts vorausgegangen sind, dann kann man wohl mit Sicherheit auf Blutaustritt ins Gehirn schließen; allein nicht jedem Blutaustritt gehen solche Erscheinungen vorher.

In Betreff der Blutentziehungen kommt es aber den Aerzten gar nicht auf strenge diagnostische Unterscheidung an. Sie lassen zur Ader bei Blut- und Nervenschlag, bei jungen vollblütigen Leuten, wie bei alten schwachen Personen, indem sie das allen Fällen gemeinschaftliche und hervorstechendste Symptom, die Verlangsamung oder den gänzlichen Stillstand des Blutkreislaufes als Anhaltepunkt für ihr ärztliches Verfahren benutzen. Sie bezwecken also ganz im Allgemeinen, die Thätigkeit des Herzens anzufachen und mit dieser das Leben wieder zu erwecken, und bedienen sich zur Erreichung dieses Zweckes der Blutentziehung als des sichersten und am raschesten einwirkenden Mittels, einen Reiz auf das gesammte Blutgefäßsystem auszuüben. — Aus diesem Grunde haben sie dasselbe Verfahren auch auf zwei dem Schlagfluß verwandte Zustände, auf Ohnmacht und Scheintod, ausgedehnt; und zumal bei letzterem, mag er von Erstickung, durch Fall oder Stoß u. a. entstanden sein, denkt die Mehrzahl der Aerzte zunächst an Aderlaß, selbst dann, wenn der Scheintodte schon viel Blut verloren hat.

Ist denn aber die Blutentziehung in der That ein wirksames Mittel, den stockenden Blutumlauf und damit zugleich die schwindende Lebensthätigkeit anzufachen? — Sie übt allerdings, das ist nicht zu leugnen, augenblicklich einen anregenden Einfluß auf den Blutkreislauf aus, indem der Organismus das abgelassene Blut zu ersetzen und die Herzthätigkeit zu steigern genöthigt ist. Zu gleicher Zeit aber bedingt sie eine Erhöhung der Last; sie bürdet der ohnedies erschöpften Lebensthätigkeit noch eine neue Aufgabe auf, unterbricht den beharrlichen Fortgang der normalen organischen Lebensverrichtungen durch einen neuen krankmachenden Eingriff, und verhindert oder erschwert dergestalt trotz der anfänglichen Anregung das Erwachen des Lebens.

Gerade da, wo sich die organischen Funktionen dem Erlöschen nähern, die Ernährung nur äußerst nothdürftig vor sich geht, und die natürliche Wärme des Körpers sehr vermindert ist, gerade bei einem solchen Zustande entziehen die Aerzte durch den Aderlaß dem Organismus einen Theil dessen, was ihm zur Ernährung und Wärmebildung unentbehrlich ist, einen Theil des Blutes, und setzen den Ernährungszustand des Gehirns, wie er zum Leben erforderlich ist, noch mehr herab! Sie üben einen Reiz auf das Nervensystem aus, entziehen diesem aber zugleich seine ohnedies kargen Mittel, diesem Anstoße zu folgen! Ist ein solches Verfahren nicht ebenso ungereimt, als wenn man einem Lastthiere, das vor Mattigkeit nicht mehr weiter laufen kann, die Last noch vermehren wollte, in der Absicht es anzufeuern? Das Thier muß freilich im ersten Augenblick seine ganze Kraft zusammenraffen, mehr vielleicht als es vorher aufgeboten hat, unterliegt aber nur desto eher und sicherer seiner Bürde.

So steht es um die Blutentziehungen bei Schlagfluß und Scheintod. — Die Aerzte beschränken dieses Verfahren nicht etwa auf diejenigen Fälle, wo sie mit Sicherheit auf gefährlichen Blutandrang nach dem Gehirn oder einem anderen Organe schließen können; nein, sie dehnen dasselbe ohne Unterschied auf alle Fälle aus, indem sie sich an das gemein=

same Hauptsymptom, die verlangsamte und schwache Herzthätigkeit, anklammern. — Beim Scheintod entscheidet also der ungewöhnlich langsame, kaum fühlbare Puls. Die Aerzte lassen aber auch zur Ader bei fieberhaften Entzündungen mit vollem, beschleunigtem Pulse von 100 und mehr Schlägen; oder sie greifen zu Blutentziehungen bei völlig normalem Pulse. Bei jeder Pulsbeschaffenheit kann demnach unter Umständen Aderlaß angezeigt sein. Ist denn in einem solchen Heilverfahren irgendwie Plan und Klarheit sichtbar?

Statistische Uebersichten bestätigen zum Ueberfluß noch, wie verdammenswerth die Blutentziehungen zur Anregung des erlöschenden Lebensfunkens sind. So hat Dr. Copemann, London 1845, verschiedene Schlagflußfälle zusammengestellt: In 155 Fällen wurde 129 Kranken Blut entzogen, bei 26 nicht; von den ersteren genasen 51, und es starben 78, also beinahe zwei Drittheile; von den anderen wurden 18 geheilt und 8 starben, mithin etwas weniger als ein Drittheil. In 2 Fällen wurde die Schlafpulsader geöffnet, und beide waren tödtlich; in 14 Fällen wurden Blutigel angewendet, 10 Kranke starben, 4 genasen; 85 Kranken wurde zur Ader gelassen, von ihnen starben 57 und 28 genasen. Daraus folgert nun der Verfasser sehr richtig, daß die Behandlung nicht allein ohne Blutverlust am erfolgreichsten war, sondern daß vielmehr sogar die Sterblichkeit im Verhältniß zu der öfteren Blutentziehung stieg.

So erzählt auch Krüger-Hansen verschiedene warnende Beispiele; unter vielen nur eins: „Ein Kaufmann geht im strengen Winter auf's Land, und genießt gegen Abend, bei Mehreren einkehrend, das Dargereichte. Morgens findet man ihn im Hohlwege sitzend erfroren; er wird unter Obdach gebracht, ein Arzt wird gerufen, vor dessen Ankunft es schon den sich Mühenden gelungen ist, Lebenszeichen hervorzurufen. Der eingetretene Arzt nimmt sofort einen Schnepper zur Hand, womit die Lebenszeichen für immer schwinden. — Verlangt man noch mehr Beweise, daß Blutentziehung bei Scheintod, plötzlicher Bewußtlosigkeit, Lähmung, Schwinden des Pulses ein grauenvoll gedankenloser Unsinn ist, der nicht unbarmherzig genug gegeißelt und

an den Pranger gestellt werden kann, ein trauriges Zeugniß, daß von Gewohnheit und Herkommen in der Heilkunst die vernünftige Erkenntniß noch gänzlich gefangen gehalten wird.“ —

Eine anderweitige Anzeige für die Blutenziehungen setzt dem ganzen Verfahren die Krone auf. Diese beruht nämlich auf dem Wahne, daß sich bei manchen Erkrankungen mit der Zeit Schärfen oder andere verbrauchte Stoffe, sogenannte schlechte Säfte im Blute ansammeln, und daß man diese durch die Blutentziehung aus dem Körper entfernen müsse, um einem frischen reinen Blute Platz zu machen. Krüger-Hansen sagt hierüber: „Diese Idee ist so graß und ungereimt, wie die der Theologen, die es nöthig fanden, bei dem Neugeborenen den unreinen Geist auszutreiben, damit er Platz mache dem reinen Geiste.“ — Wenn Laien der Medicin dieser unsinnigen Meinung noch anhängen, so darf man sich wohl die Mühe der besseren Belehrung nicht verdrießen lassen; wenn aber Aerzte jetzt noch mit Blutabzapfungen gegen den Popanz der Schärfen und schlechten Säfte zu Felde ziehen, den sie nie in ihrem Leben mit Augen gesehen haben, so bleibt nichts übrig als diese Leute ad acta zu legen, denn sie sind überhaupt jeder vernünftigen Erkenntniß unzugängliche Menschen, die kein Gott eines Besseren zu belehren im Stande wäre. Darum genug hiervon; die medicinische Wissenschaft hat über diesen Wahn schon längst den Stab gebrochen. —

Der Nachtheil, den die Blutentziehungen nothwendig auf den Organismus ausüben, übersteigt also in allen Fällen bei Weitem die etwaige günstige Einwirkung; die Schale des Gewinnes wird stets hoch emporgeschnellt von der Schale des Verlustes. Im günstigsten Falle wird nach vorübergehender Erleichterung die wahrhafte Heilung verzögert. Aber nicht immer läuft es so gut ab; in akuten Krankheiten wird oft dem Organismus die Kraft entzogen, die günstige Krisis herbeizuführen, es tritt der Tod ein. Oder das akute Leiden nimmt einen chronischen Verlauf an; es entsteht chronischer Kopfschmerz, aus akuter Gehirnentzündung bildet sich chronische Gehirnwassersucht, vorübergehende Schwäche verwandelt sich in dauernde Lähmungen.

Häufig entwickelt sich wenigstens die Neigung zu Recidiven. — Umgekehrt erhalten chronische Krankheiten einen verderblichen Anstoß, sie werden akut und ihr tödtlicher Ausgang wird beschleunigt; z. B. Lungentuberkulose, denn nicht einmal diese Krankheit ist sicher vor der unsinnigen Blutgier gedankenloser Aerzte. Solange ein Schwindsüchtiger noch rothe Backen hat, was braucht sich da der Arzt vor Blutentziehung zu scheuen! Wenn ein Tuberkulöser in Folge sekundärer Rippenfellentzündung über stechenden Schmerz in der Brust klagt, da setzt der routinirte Arzt nach altem gutem Gebrauche seine Schröpfköpfe. Wenn er nur mittelst Plessimeter und Hörrohr den Zustand der Lungen genau aufgenommen hat, dann ist seine Wissenschaftlichkeit gerettet; denn bei der therapeutischen Behandlung das tollste Zeug zu treiben, das gilt bekanntlich nicht für unwissenschaftlich. Die Lungenschwindsucht fängt nun an zu gallopiren und der Arzt ahnt nicht, daß er selbst der Krankheit die Sporen eingesetzt hat.

Häufig entwickeln sich auch nach Blutabzapfungen ganz neue Uebel, von denen der Kranke bisher noch nichts gewußt hat; Nervenreizbarkeit, fieberhafter Zustand, Schlaflosigkeit, Krämpfe, Mattigkeit, Lähmungen, Verstandesschwäche, Schwerhörigkeit, Zittern, bleibend bleiches Aussehen sind keine seltenen Erscheinungen nach diesen lege artis angestellten Blutverlusten. Bei einem Russen, dem wegen Schwindel 12 Blutigel an den Kopf gesetzt wurden, beobachtete man augenblicklichen Verlust des Gedächtnisses. — Krüger-Hansen erzählt, wie sich eine starke gesunde Frau überreden ließ, gegen einen gelegentlichen Druck auf der Brust, wenn sie im Bette lag, zur Ader zu lassen; kaum waren 3 Tassen Blut vom Arm entzogen, als sie blaß und kalt wurde, Schwindel und Erbrechen bekam, bis nach 3 Stunden der Tod erfolgte. — Einer scheinbar sehr gesunden Dame wurden 12 Blutigel gegen Entzündung der Hand verordnet, die demohngeachtet erst am 6. oder 7. Tage nachher verschwand; die Hand war aber gelähmt, sie vertrocknete und war am Ende kaum noch einer Bewegung fähig. — Dr. Browne, an der Crichton-Irrenanstalt, berichtet einen Fall,

wo unheilbare Tollheit auf Blutentziehung in Lungenentzündung folgte.

Krüger-Hansen sagt an einem anderen Orte: „Ich erwarte nicht, durch meine Expositionen über Blutentziehungen, in ihrer Bemoosung sich behaglich fühlende Aerzte für meine Meinung zu gewinnen; mancher Laie aber wird mir beitreten, und lieber dem blutdürstigen Arzte ein Geschenk entgegenreichen, um seiner quitt zu werden, als seinen Arm zu entblößen, um den edelsten Lebenssaft preis zu geben. Der Arzt hält häufig die bei der Promotion beschworene Lehre für ebenso unverletzlich, wie den bei der Confirmation beschworenen Glauben. Erleuchtet auch einmal ein Lichtstrahl seine Seele, so wird der Zweifel doch bald beschwichtigt und die Glaubensartikel gewinnen zur Beruhigung des letzten Stündchens wieder Raum. Hat doch der Arzt mitunter Beispiele aufzuweisen, wo vielfach Geaderlaßte, Krankheiten entronnen, zu thätigem Leben wieder zurückkehrten! Wie viele aber deshalb fortsiechen, bei der Arzneiflasche, im Bade, in der Trinkanstalt die verlorene Gesundheit betrauern, das erwägt er nicht, und seine obskure Glaubensstärke schützt ihn, daß die Schatten der durch den Schnepper dem Orkus Zugeführten nicht an seinem Bette erscheinen, ihn aufrütteln und ihr Blut zurückfordern." —

Man wende nicht ein, daß die Nachtheile der Blutentziehungen bei vorsichtiger Anwendung vermieden werden könnten; das ist unmöglich. Man kann nicht einmal bestimmt sagen, wie viel Blutverlust jeder Gesunde ohne erheblichen Nachtheil ertragen könne, da das Verhältniß nach Lebensalter und Konstitution sehr verschieden, aber durchaus nicht an eine bestimmte Körperbeschaffenheit gebunden ist, sodaß schwächliche Personen oft wider Erwarten bedeutende Blutentziehungen aushalten, während junge kräftige, selbst vollblütige Leute bei viel geringerem Blutverlust schwindlich, ohnmächtig, oder äußerst abgemattet werden. Um wie viel ungewisser und bedenklicher muß sich nun dies Verhältniß bei Kranken gestalten. Die Entwicklungshöhe und Dauer der Krankheit läßt sich selten mit Sicherheit vorausbestimmen; oft liegt bereits der Keim zu bedeutender Krankheit im Körper,

während wir nur ein leicht vorübergehendes Unwohlsein vor uns zu haben meinen, und es ist wahrlich nicht gleichgültig, ob wir dem Kranken die Kräfte zum Ueberstehen einer langwierigen Krankheit im Voraus vermindern. Die Verschiedenheit der Reizbarkeit ist natürlich bei Kranken noch viel mannigfacher und unsicherer, als bei Gesunden. -- Die Blutentziehung ist daher selbst in den Händen des vorsichtigsten Arztes ein gefährliches, ja tödtliches Verfahren ohne wesentlichen Nutzen.

Wie gering ist aber überdies die Zahl der wirklich vorsichtigen Aerzte? 3—4 Aderlässe nach einander vorzunehmen, dazu bedürfen viele gar keiner großen Entschließung. Haben doch Aerzte selbst angerathen, in bestimmten Fällen Aderlaß bis zur Ohnmacht anzustellen, ohne zu bedenken, welche schauderhafte Zumuthung sie dadurch dem schon kranken Organismus machen! Wahrlich ein Beweis, daß höchstens unter den Theologen die Gedankenlosigkeit noch größer ist, als unter den Aerzten! — Der Schaden, welchen etwaige Arterienverletzung, nachträgliche Venenentzündung, hartnäckig fortblutende Blutigelstiche verursachen, braucht man noch gar nicht in Anschlag zu bringen.

Also noch einmal: Die Blutentziehungen, Aderlaß, Blutigel, Schröpfköpfe, sind erbärmliche Linderungsmittel, deren Nachtheil ungleich größer ist, als ihr vorübergehender Vortheil. Sie sind ein ganz unphysiologisches Verfahren, denn sie heben nie den Grund der Krankheit, sondern beseitigen nur auf kurze Zeit ein quantitatives Uebermaß, und lassen die organische Wiederherstellung der abgezapften Blutmenge unberücksichtigt. Als Anregungsmittel der gesunkenen Lebensthätigkeit sind sie stets nachtheilig und erreichen nur das Gegentheil von dem, was sie bezwecken.

Daß sie trotz der vielfachsten Anfeindungen und der wiederholtesten Nachweise ihrer verderblichen Wirkung doch noch so vielfach in Gebrauch sind, hat seinen Grund zum Theil wenigstens darin, daß sie vorzugsweise häufig bei akuten gefährlichen Krankheiten angewandt werden, in welchen der Arzt nicht viel

Zeit zum Probiren hat, sondern rasch handeln muß. Nur wenige Aerzte haben den Muth, in solchen Fällen ein neues Verfahren einzuschlagen und die Verantwortlichkeit des Erfolges auf ihre Schultern zu nehmen. Die Meisten folgen lieber, selbst ohne Prüfung, den herrschenden Ansichten, dann können ihnen weder Andere, noch sie sich selbst Vorwürfe machen, wenn die Krankheit einen übeln Ausgang nimmt; sie stehen stets gerechtfertigt da, denn sie haben lege artis gehandelt.

Viele Aerzte, welche noch zu Blutentziehungen greifen, mögen wohl auch bei sich einsehen, daß es richtiger sei, das aufgeregte Gefäßsystem und die Unregelmäßigkeit des Blutkreislaufes, sowie den einseitigen Ueberschuß des Faserstoff, von innen heraus durch Einwirkung auf die krankhaft veränderte Nerventhätigkeit zum naturgemäßen, gleichmäßigen Gang zurückzuführen, also die örtliche Ursache dieser krankhaften Störungen zu heben, — als durch Abzapfen die Nachtheile derselben nur vorübergehend in etwas ausgleichen zu wollen. Ist es doch auch vernünftiger und deshalb gebräuchlicher, das Ueberlaufen der Milch durch Abheben des Topfes vom Feuer zu verhüten, als sich durch fortwährendes Abschöpfen der obersten Milch zu helfen. Aber die bisherige Heilkunst bietet den Aerzten keine direkten Heilmittel als Ersatz für die Blutentziehungen; die Aerzte müssen also wohl oder übel auf Umwegen zum Ziel zu gelangen suchen, mögen diese Wege noch so schlecht und halsbrechend sein. —

2.) Das antiplastische und auflösende Heilverfahren, den Blutentziehungen nahe verwandt. Diese beiden Benennungen unterscheiden sich wesentlich nur dadurch, daß die erstere sich mehr auf allgemeine Erkrankung bezieht, die letztere mehr den Charakter der Oertlichkeit an sich trägt.

Wir wollen zunächst von dem antiplastischen Heilverfahren reden. — Manche Aerzte, die sich besonders klug dünken, weil sie den Nachtheil der Blutentziehungen eingesehen haben, wollen letztere gänzlich aus der Krankenbehandlung verdrängt wissen und an ihre Stelle den innerlichen Gebrauch der antiplastischen Heilmittel setzen. Der innerliche Gebrauch allein macht freilich die Antiplastica noch nicht zu besseren Heilmitteln,

als es die Blutentziehungen sind; man muß zuvor noch fragen: sind sie zugleich Mittel, welche das Uebel bei der Wurzel anfassen, welche die Milch vom Feuer heben, und nicht blos das Ueberlaufende abschöpfen?

Schon der Name deutet auf die Art und Weise der Wirkung hin. Antiplastische Mittel sind, wie wir gesehen haben, solche, welche eine Verminderung der festen Bestandtheile im Blute bedingen, das Blut untauglicher zur Ernährung machen und überhaupt im Organismus im Vergleich zur Neubildung eine überwiegende Rückbildung hervorrufen. Es ist aber auch bereits gezeigt worden, daß eine solche antiplastische Wirkungsweise in größerem oder geringerem Grade allen Arzneimitteln zukomme, weil nach dem kürzeren oder längeren, stärkeren oder schwächeren Gebrauche jedes Arzneistoffes der Ernährungszustand des Organismus herabgesetzt wird. Die Alkalien, z. B. Glauber- und Bittersalz, sollen organische Verbindungen auflösen. Das thun aber alle Arzneien, welche überhaupt die organische Rückbildung befördern, folglich mehr oder weniger sämmtliche Arzneien. Durch Erkältung, Angst entsteht Durchfall, durch Gram Abmagerung; auch das sind auflösende Mittel; man sagt z. B. in Schmerz aufgelöst. Schlaflose Nächte, Hitze lösen auch auf.

Auf diese allgemeinste und deshalb völlig uncharakteristische Wirkungsweise der Arzneien hat man also ein besonderes Heilverfahren gegründet. Und wenn man auch nicht jedes beliebige Arzneimittel zur Erreichung dieses Zweckes benutzt, sondern nur diejenigen, welche sich durch einen hohen Grad der antiplastischen Wirkung auszeichnen, so leitet doch hierbei nur der quantitative Unterschied; qualitative Unterschiede kommen wenig oder gar nicht in Betracht. Die eigenthümlichen Wirkungen jeder Arzneikraft, also grade diejenigen, durch welche sich jede als ein von den Uebrigen verschieden begabter Körper darstellt, werden bei dem antiplastischen Heilzweck völlig unberücksichtigt gelassen. Schon dieser Umstand muß Jeden, der an unbefangenes Denken gewöhnt ist, gegen das ganze Verfahren mißtrauisch machen.

Die Arzneien, welche man am häufigsten für den antiplastischen Heilzweck verwendet, sind hauptsächlich Calomel, Salpeter,

kohlensaures und essigsaures Kali, Glauber- und Bittersalz, also Mittel, welche die natürlichen Ausleerungen durch Stuhlgang, Haut und Nieren bedeutend vermehren. — Diese Arzneien werden nun als Antiplastica gegen Krankheitszustände verordnet, deren Hauptcharakter vermeintliche Blutüberfüllung, einseitiger Blutandrang, Entzündung, Faserstoffüberschuß im Blute, Neigung zu plastischen Ausschwitzungen und Afterprodukten ist, z. B. Lungenentzündung, Rheumatismus, Croup u. dergl.

Der Erfolg, den die Antiplastica in diesen Krankheiten erreichen, ist wesentlich derselbe, wie er sich bei den Blutentziehungen gezeigt hat. Das antiplastische Mittel setzt die Ernährung herab, entweder durch Beeinträchtigung der Neubildung oder übermäßige Beförderung der Rückbildung. Das Blut wird hierdurch ärmer an festen Bestandtheilen, wasserreicher, und die Gewebe, Muskeln, Fett u. s. w. schwinden. — In demselben Verhältniß muß natürlich auch die Neigung zu Faserstoffgerinnungen abnehmen, mag dieselbe nun durch wirklichen Faserstoffüberschuß im Blute, oder durch einseitige Kongestion und Stasis bedingt sein. Mit der allgemeinen Herabsetzung der gesunden Ernährung werden auch zugleich die krankhaften Ernährungsvorgänge etwas herabgesetzt.

Aber weder die hyperinotische Blutmischung noch der Kongestivzustand wird vollständig und dauernd beseitigt. Beide haben ihren Entstehungsgrund außerhalb des Blutstromes in sehr verschiedenen örtlichen Störungen. Diese jedesmalige örtliche Störung berühren die antiplastischen Heilmittel als solche durchaus nicht, und haben auch gar nicht die Aufgabe, dieses zu thun; sie sollen blos im Allgemeinen die gesammte Körperernährung so zu sagen auf halbe Kraft setzen. Es wäre also wenigstens ein unvorhergesehener, unbewußter Zufall, wenn das dargereichte antiplastische Mittel gerade auf die besondere örtliche Krankheitsursache heilend einwirkte, ein Zufall, der sich höchst selten ereignen wird; und wenn er sich ereignete, so wäre von einer blosen antiplastischen Wirkung nicht mehr die Rede.

Solange die Wirkung des Antiplasticum dauert, werden allerdings die krankhaften Ausschwitzungen verhältnißmäßig gemindert; aber auch nur verhältnißmäßig. Zum völligen Stillstand können Faserstoffexsudationen, Afterprodukte, krebsige Wucherungen u. dergl. durch die antiplastische Heilkur nur dann gebracht werden, wenn durch dieselbe die Ernährung des gesammten Organismus überhaupt zum Stillstand gebracht worden ist, also mit dem Tode. Sobald sich indessen der Organismus von der antiplastischen Wirkung erholt, so kommt auch die hyperinotische Blutmischung oder der Kongestivzustand in vollem Maße wieder zum Vorschein; ja es werden alsdann leicht die krankhaften Ernährungsvorgänge in stärkerem Grade auftreten als vorher, weil der Organismus inzwischen durch den antiplastischen Eingriff geschwächt worden ist, und der Krankheit ein um so weniger energisches Beharrungsvermögen entgegenzusetzen vermag.

Will demnach der Arzt dauernden Heilerfolg erzielen, so muß er das antiplastische Mittel so lange fortreichen, bis die betreffende örtliche Krankheitsursache von selbst gewichen ist. Alsdann wird es sich aber oft genug ereignen, daß der Kranke zwar nicht an der Krankheit, aber an dem Antiplasticum zu Grunde geht, zumal da der Organismus durch die künstliche Schwächung nur unfähiger gemacht wird, die vorhandene Störung durch entsprechende reaktive Thätigkeiten zu beseitigen. Will aber der Arzt die künstliche Schwächung nicht so weit treiben, dann sind die antiplastischen Mittel, gerade wie die Blutentziehungen, im günstigsten Falle nur vorübergehende Linderungsmittel, und können eine Krankheit ebenso wenig heilen, als der Bauchstich die Wassersucht.

Und wie gefahrvoll für den Kranken ist selbst solche vorübergehende Linderung! Wenn der Arzt diese erreichen will, so muß er die gesammte Ernährungsthätigkeit des Organismus herabsetzen und einen allgemein gesunkenen Körperzustand herbeiführen, um die krankhafte Ausschwitzung an einem einzelnen Orte zu mindern. Ein gewaltiger Aufwand von Kräften für einen höchst untergeordneten Zweck! — Wenn aber der Arzt vermöge der Antiplastica nicht so heftig einwirkt, so erreicht er

gar nichts. Die Arzneikräfte, welche zu dem antiplastischen Heilzweck dienen sollen, werden deshalb stets in großen Gaben verordnet; so ist z. B. Calomel bei Lungenentzündung in sehr großen und häufigen Gaben empfohlen worden.

Es ist nun nicht zu umgehen, daß jedes antiplastische Mittel die ihm eigenthümlichen Wirkungen entfalte, welche vom Arzte gar nicht in Anschlag gebracht worden und ihm nur sehr unwillkommen sind, z. B. Speichelfluß nach Gebrauch von Calomel. In Prag lag auf der Klinik ein Knabe, der außerhalb des Spitals mit großen Dosen von Calomel gefüttert worden war, und in Folge dieser Kur an hohem Grade von Mundfäule mit starker Abmagerung und kachektischem Aussehen litt. — Wegen solcher üblen Nebenwirkungen muß man es merkwürdig finden, daß die Aerzte nicht in allen Fällen das einfachste Antiplasticum anwenden, nämlich die Hungerkur, die unbedingt frei von allen unnützen Nebenwirkungen ist und außerdem allen Erfordernissen eines guten antiplastischen Mittels entspricht.

In dem Buche „Krankheiten der Neugeborenen und Säuglinge von Alois Bednâr" findet sich im 1. Th. S. 16. folgende Stelle, welche auf das antiplastische Heilverfahren Bezug hat: „Wird ein an Ophthalmie leidendes Kind von der Cholera befallen, so verliert sich die Lichtscheue, das Kind öffnet die Augen, die Exsudation der Conjunctiva versiegt, und das Auge wird von einem flockigen, fadenziehenden Schleime bedeckt, bei zurückgebliebener Gefäßinjektion der Conjunctiva, ohne daß eine Heilung der Ophthalmie dadurch erzielt wäre, denn diese kehrt, nach geheilter Cholera, meistens wieder in ihrer früheren Intensität zurück, welcher Umstand hinlänglich beweist, daß nicht das Verschwinden der Ophthalmie Ursache der Diarrhö ist, daß nur die durch so profuse Darmausleerungen herbeigeführte allgemeine Erschöpfung den croupösen Proceß der Conjunctiva zeitweilig sistirt. (Woraus leicht ein wichtiger Schluß über die blos scheinbare Wirkung der Abführmittel bei Augenentzündungen gefolgert werden kann.)". —

Doch genug hiervon. Die Hauptpunkte, weshalb das antiplastische Heilverfahren zu verwerfen ist, sind kurz zusammenge-

faßt folgende: 1.) Wird durch dasselbe nie die Ursache der Erkrankung gehoben. Der Arzt geht der Krankheit nicht direkt zu Leibe, er greift den gesammten Körper an um einer örtlichen Störung willen; er prügelt, wie der Lehrer, die ganze Klasse um eines Schuldidigen willen. — 2.) Wird dem Organismus durch dasselbe eine neue, künstliche Krankheit, oft eine wirkliche Arzneivergiftung aufgezwungen, gegen welche er anzukämpfen gezwungen ist; seine reaktive Thätigkeit wird zersplittert. Jedes schwächende Verfahren ist aber überhaupt verwerflich; es macht den Organismus jedem nachtheiligen äußeren Einflusse zugänglicher, sodaß der Kranke leicht einer äußeren störenden Einwirkung unterliegt, welche er sonst überstanden haben würde. — 3.) Kommen stets unerwünschte Nebenwirkungen der antiplastischen Arznei zum Vorschein, die mit dem beabsichtigten Heilzweck nichts zu schaffen haben. — 4.) Beruht das antiplastische Verfahren auf der verkehrten Anschauung, daß ein quantitativer Ueberschuß weggeschafft werden müsse. Der Arzt denkt hierbei blos an die Säfte, den Einfluß des Nervensystems läßt er unberücksichtigt; er übersieht, daß die Blutbeschaffenheit stets nur ein Folgezustand ist, und daß der Grund jeder fehlerhaften Blutmischung außerhalb des Blutsystems liegt.

Der Werth des antiplastischen Heilverfahrens entspricht im günstigsten Falle folgendem Bilde: Die Heilkunst bildet, wie wir ferner noch deutlicher erkennen werden, eine buntscheckige Reichsarmee, in welcher kein Oberbefehl und keine militärische Zucht ist. In dieser Armee giebt es verschiedene Corps. Eins derselben, das antiplastische Corps, hat die Aufgabe, dem entgegenrückenden Feinde, der Krankheit, alle Zufuhr abzuschneiden; es wird also dem Feinde entgegengeschickt mit der Erlaubniß, Alles selbst aufzuzehren, damit diesem nichts übrig bleibe. Dem Feinde gehen auch oft die Lebensmittel aus, er vermag nicht weiter vorzudringen, oder ist selbst genöthigt, sich zurückzuziehen. Sobald dies der Feldherr sieht, so zieht er das rettende Corps,

die antiplastischen Mittel, ebenfalls zurück, um das Land nicht ganz auszusaugen. Allein noch ist kein Friede geschlossen. Kaum hat sich das Land wieder etwas erholt, so kommt auch der Feind wieder anmarschirt, das antiplastische Corps wird wieder ins Feld geschickt, der Feind kann sich nicht halten, zieht sich zurück; und wenn nicht bald Friede geschlossen wird, so wiederholt sich diese Scene häufig solange, bis das Land gänzlich zu Grunde gerichtet ist. —

Wir kommen nun zu dem auflösenden Heilverfahren. — Man besitzt nämlich eine Anzahl von Arzneien, welche sich bei verschiedenartigen Geschwülsten, bei Anschwellung und Verhärtung der Drüsen, z. B. skrophulösen, syphilitischen, bei Struma, Verhärtungen des Zellgewebes unter der Haut, hülfreich erwiesen haben, und in dieser Beziehung Solventia genannt werden. Zu diesen Arzneien gehören Quecksilber, besonders als Salbe, Chlorkali, essigsaures Kali, Chlorcalcium, Schwerspath, Jod innerlich und als Salbe, Emplastrum Cicutae, Säuren, Schwefel-, Salpeter-, Salzsäure, salpetersaures Silber als Aetzmittel, Salmiak, Spongia.

In diesen Beobachtungen ist allerdings Wahrheit enthalten; aber, wie überall, so hat man auch hier nur einige Fetzen der Wahrheit in Händen, aber nicht diese selbst in ihrer Vollständigkeit. Schon der Name „auflösend" beruht auf Unwahrheit. Unter „auflösen" versteht man den Vorgang, wenn ein fester Körper mittelst einer Flüssigkeit seine ursprüngliche Form verliert, und sich in unzähligen feinen Theilchen gleichmäßig in der Flüssigkeit vertheilt. Gold wird in Königswasser, Harze in Weingeist, Kochsalz in Wasser aufgelöst. Das auflösende Mittel ist in diesen Fällen Königswasser, Weingeist und Wasser.

Ganz anders verhält es sich mit den Arzneistoffen, welche man als auflösende bezeichnet hat. In keiner flüssigen Arznei wird die feste Masse der Anschwellungen und Verhärtungen unmittelbar aufgelöst, und durch die feine Zertheilung fortgeschwemmt. Dies geschieht eben so wenig, wie überhaupt keine Arznei durch unmittelbare chemische Wahlverwandtschaft auf den Organismus krankmachend einwirkt. Die Molekularkräfte im

Organismus werden von der Lebenskraft bedingt, und diese Lebenskraft hat ihren Ausgangspunkt im Nervensystem. — Die auflösenden Arzneien regen also nur die Thätigkeit der Lymph- und Kapillargefäße an, und von diesen Gefäßen wird alsdann der in das Gewebe eines Organes abgelagerte fremdartige Stoff aufgesogen und durch den Blutkreislauf aus dem Körper entfernt. Die erhöhte Thätigkeit jener Gefäßchen nimmt aber von dem Nervensystem ihren Ursprung; die sogenannten auflösenden Arzneien müssen also ebenfalls, wie alle anderen, zunächst auf das Nervensystem einwirken. Der Ausdruck „auflösend" ist demnach nur in so fern gerechtfertigt, als durch Vermittlung jener Arzneien ein mehr oder weniger fester Stoff wieder in eine Flüssigkeit, ins Blut oder in die Lymphe, aufgenommen und durch diese fortgeschafft wird.

An dem Ausdruck „auflösend" ist aber noch das ganz besonders auszusetzen, daß er aus der gewöhnlichen Sucht nach Verallgemeinerung hervorgegangen und deshalb soweit als möglich gefaßt ist; er bezieht sich gleichmäßig auf alle Fälle, in welchen durch ein Arzneimittel die krankhafte Ablagerung irgend welcher festen Stoffe in die Gewebe des Körpers wieder aufgehoben wird, ohne Unterschied des Orts der Ablagerung und ohne Berücksichtigung der besonderen Beschaffenheit des Abgelagerten. Ein so allgemeiner Ausdruck bedingt nothwendig ein höchst oberflächliches therapeutisches Verfahren. Man hat sich eine Klasse von auflösenden Arzneimitteln zusammengestellt, und wenn der Arzt glaubt auflösen zu müssen, so forscht er nicht lange, welches von diesen auflösenden Arzneistoffen wohl vorzugsweise für den vorliegenden Fall, für den Ort und die Art der Drüsenanschwellung oder Zellgewebsverhärtung u. s. w., geeignet sei. Er will weiter nichts als auflösen; folglich ist auch ein auflösendes Mittel so gut wie das andere, oder die Unterscheidungen sind nur unwesentlich, mehr quantitativer als qualitativer Art.

Nun wird sich aber jeder Arzt durch eigene Erfahrung überzeugt haben, daß öfters eine vorliegende Verhärtung oder Drüsenanschwellung nach dem Gebrauch des einen oder anderen auflö-

senden Mittels hartnäckig fortbesteht, nach dem Gebrauch eines dritten aber kleiner wird und verschwindet, daß z. B. Jod oder Brom gegen eine skrophulöse Anschwellung umsonst gereicht wird, durch Baryt aber Heilung derselben erfolgt, daß Quecksilbersalbe nutzlos bleibt, wo sich Jodsalbe heilsam erweist. — Die Allgemeinheit, welche in dem Worte „auflösend" liegt, ist also thatsächlich nicht in der Natur vorhanden, der Augenschein weist unwiderleglich nach, daß in der Wirkung der einzelnen auflösenden Mittel bedeutende Verschiedenheiten obwalten. Es müssen also noch besondere Beziehungen zwischen jeder einzelnen auflösenden Arznei und den durch dieselbe wirklich geheilten Krankheitszuständen ins Spiel kommen, eine nähere Verwandtschaft zwischen Krankheit und Mittel, welche in der Bezeichnung „auflösend" nicht mit ausgesprochen ist. Die herrschende Verallgemeinerungssucht hat aber jede Arznei, von welcher man einmal eine Zertheilung einer Geschwulst beobachtete, sofort zu einem allgemein auflösenden Heilmittel gestempelt; so hat z. B. Unguentum cinereum gewiß nur dadurch seinen Ruf als Solvens erlangt, daß es syphilitische Verhärtungen, Bubonen heilt, für welche es specifisch ist.

Die Aerzte werden hierauf entgegnen: „Wozu brauchen wir die besondere Beziehung zwischen dem auflösenden Mittel und der aufzulösenden Geschwulst oder Verhärtung? Die besondere Verwandtschaft wird vollkommen durch die örtliche Anwendung ersetzt, durch örtlich angewandte Wärme, warme Kräutersäckchen, durch örtlichen Druck z. B. bei Verhärtung der Milchgänge, durch Aetzmittel, Elektrizität, durch örtlich aufgelegte Salben oder Pflaster."

Dagegen ist einzuwenden, daß die specifische Beziehung nie durch die örtliche Anwendung ersetzt werden kann; erstere hebt stets die Krankheit von Grund aus, letztere aber hebt den Grund der Krankheit nicht. Es ist ja durchaus nicht nothwendig, daß jede äußerliche Krankheitserscheinung jedesmal da ihren Grund habe, wo sie zum Vor-

schein kommt; sie nimmt im Gegentheil sehr häufig ihren Ausgang von mehr oder weniger entfernt liegenden Nervenpartien. Carbunkel, Furunkel hängen mit einem inneren Allgemeinleiden zusammen, sie erscheinen hinter einander an den verschiedensten Körperstellen; man spricht deshalb auch von einer Diathesis furunculosa. Syphilitische, skrophulöse, krebsige Geschwülste und Verhärtungen gehen unbedingt von einem Allgemeinleiden aus. Anschwellung und Verhärtung der Milchbrust, Mastitis, steht mit dem Gesammtbefinden in dem engsten Zusammenhange und inniger Wechselwirkung. Alle sogenannten metastatischen Abscesse haben ihren Entstehungsgrund nicht an der Stelle ihrer äußeren Erscheinung. In allen diesen Fällen kann demnach der Mangel einer näheren Verwandtschaft zwischen Krankheit und Arznei augenscheinlich nicht durch die örtliche Anwendung ausgeglichen werden, denn das örtliche Mittel trifft den Heerd der Krankheit nicht.

Schwindet nun trotzdem das äußere Uebel durch ein örtlich auflösendes Heilverfahren, so hat der Arzt nicht die geringste Gewähr, ob er das Uebel wirklich gründlich geheilt, oder nicht etwa blos durch die beständige örtliche Reizung eine ungünstige Metastase von außen nach innen bewirkt habe. Denn das ganze Verfahren ist blos darauf berechnet, das äußere Symptom eines inneren krankhaften Vorganges zu entfernen, nicht aber den inneren Grund desselben zu beseitigen.

Ueber den mechanischen Druck bei Entzündung und Anschwellung der Milchbrust sagt Scanzoni (die Krankheiten der weiblichen Brüste und Harnwerkzeuge, sowie die dem Weibe eigenthümlichen Nerven- und Geisteskrankheiten, 2. Aufl. Prag 1859. S. 144.): „Nach unseren, auf mehr als 80 Fälle gestützten Erfahrungen besteht der wesentlichste, durch den Kleisterverband bei einer wahren Mastitis zu erzielende Nutzen in der gewöhnlich sehr rasch erfolgenden Mäßigung des Schmerzes und Detumescenz der angeschwollenen Brust. Alle anderen, von dieser Behandlungsweise gehofften, günstigen Wirkungen haben wir nicht bestätigt gefunden, wenigstens bietet sie dieselben nicht in höherem Grade, als das von den älteren Aerzten eingeschlagene

Verfahren; denn wiederholt haben wir es gesehen, daß sich trotz des zweckmäßig angelegten Verbandes die Brustdrüse an mehreren Stellen, entweder zugleich oder in längeren Zwischenräumen entzündete, wie sich an den verschiedensten Punkten derselben Abscesse, fistulöse Oeffnungen und Indurationen bildeten, gerade so, wie in vielen jener Fälle, wo der Kleisterverband nicht in Anwendung kam." — Und S. 135: „Der Kompressivverband leistet bei der Behandlung dieser submammären Abscesse deshalb gute Dienste, weil durch ihn die vordere Wand des Eiterheerdes an die hintere angedrückt und so der Ansammlung des Eiters am besten vorgebeugt wird." — In beiden Fällen ist also von wirklicher Heilung nicht die Rede, der Grund der Krankheit wird nicht gehoben. Nun ist aber der mechanische Druck entschieden ein blos äußerliches und gewaltsames Verfahren; und der Arzt kann nie mit Bestimmtheit wissen, ob er durch dasselbe nicht irgend welche anderweitige metastatische Störungen im Organismus veranlasse, selbst in dem Falle, daß solche nicht augenblicklich zum Vorschein kommen.

Wenn man das örtlich auflösende Verfahren bei Warzen anwendet, deren Wiederkehr es zwar nicht verhüten kann, oder bei einfachen Infiltrationen des Zellgewebes nach Fall, Stoß, bei wuchernden Granulationen vernarbender Wunden, das mag noch hingehen. Aber wie man von einem solchen Verfahren Hülfe erwarten kann bei Verhärtungen und Anschwellungen, welche mit einem tiefen Allgemeinleiden in offenbarer Verbindung stehen, z. B. mit Skrophulosis, Tuberkelsucht, Krebsdyskrasie, das ist nicht zu begreifen; und doch ätzt man noch heut zu Tage bei Epithelialkrebs.

Eine allgemein auflösende Wirkung existirt also in der Wirklichkeit nicht; wenn eins der auflösenden Mittel Heilung hervorbringt, so wirkt es entweder als ungekanntes Specificum, oder es entfernt blos das äußere Symptom eines inneren Krankheitszustandes, und setzt den Kranken der Gefahr einer ungünstigen Metastase aus. —

3.) Das blutreinigende Heilverfahren, ein Glanzpunkt ärztlicher Gedankenlosigkeit, wird wenn auch von vielen wissenschaftlichen Aerzten als Unsinn erkannt und öffentlich verdammt, doch von der Mehrzahl der Aerzte noch ausgeübt, und ist in den neuesten therapeutischen Werken vertreten.

Seit vielen Jahrhunderten nämlich hat sich in der Krankheitslehre die Vorstellung eingeschlichen, es erzeuge sich im lebenden Blute öfters eine Art von Schärfe, wie man es nannte; es sammle sich mit der Zeit Unreinigkeit, gewissermaßen Bodensatz im Blute an, und diesen schlechten Säften sei alsdann die Entstehung vielfacher Krankheitszustände zuzuschreiben.

Solche unreine Säfte durften natürlich nicht im Blute geduldet werden; man sann deshalb auf Mittel, um das Blut von diesen nichtsnutzigen Bestandtheilen zu säubern, und da der gute Wille sehr viel in der Welt vermag, so fand man auch bald was man wünschte, nämlich blutreinigende Arzneimittel. Zu diesen gehören jetzt die sogenannten Holztränke, welche man aus verschiedenen pflanzlichen Stoffen, Ulmenrinde, Sassaparilla, Sassafras, Dulcamara, Guajac, Taraxacum u. a. zusammenbraute; ferner das Zittmannsche Dekokt, die Frühlingskräuterkuren, Pulvis Plummeri, Gratiola officinalis, Senega, Saponaria, Radix graminis, verschiedene Abführmittel, Glauber- und Bittersalz.

Diese Mittel wandte man nun bei einer großen Zahl von Krankheiten an, bei Verschleimungen, langwieriger Lustseuche, chronischen Hautausschlägen, Rheumatismus, Gicht, bei torpiden Geschwüren, Gelenkleiden, bei allen möglichen Skrophelfällen, bei hartnäckigen Kopf- und Gesichtsschmerzen, sowie bei verschiedenen anderen eingewurzelten und veralteten Uebeln, deren Auswahl der ärztlichen Willkühr überlassen bleibt. Sobald der Arzt irgend welche Unreinigkeiten, Schärfe im Blute wittert, so hat er das Recht, Blutreinigungsmittel zu verordnen; dies ist aber eine so allgemeine und vage Indication, daß die Blutreinigung recht gut zur Universalheilkur erhoben werden könnte, wie es auch von einigen Aerzten geschehen ist.

Schärfen, Unreinigkeiten im Blute sind nichtssagende, abgeschmackte Bezeichnungen, wenn man sie gleich tagtäglich von den

gebildetsten Laien, ja leider sogar noch von Aerzten zu hören bekommt. Was ist denn eigentlich dieses unbestimmte Etwas, dieses mystische Wesen? Hat es schon Jemand mit eigenen Augen gesehen? — „Freilich haben wir es schon gesehen — werden Viele sagen —; die aussickernde Feuchtigkeit chronischer Geschwüre, der Grind der Hautausschläge, die scharfe Flüssigkeit, welche beim Schnupfen aus der Nase läuft und die Umgebung wund frißt, das ist die Schärfe, die sich aus dem Blute absetzt und entfernt werden muß.“ — Haben denn aber diejenigen, welche diesen Einwurf machen, jene Schärfe schon bis ins Blut verfolgt? Haben sie z. B. bei Kranken, die an Hautausschlägen oder chronischen Geschwüren leiden, schon irgend einen fremdartigen Stoff im Blute gefunden, der im Blute Gesunder nicht enthalten wäre? Oder haben sie im Blute Kranker, die an tuberkulösen oder krebsigen Ablagerungen leiden, schon einen tuberkulösen oder krebsigen Stoff nachgewiesen? Nein, das haben sie nicht. *Niemals ist bei krankhaften Ausscheidungen in innere Gewebe des Körpers oder an die Oberfläche der Haut und Schleimhaut, bei Afterprodukten ein besonderer krankhafter Stoff im Blute vorräthig, der blos aus dem Kreislauf auszutreten brauchte, um Hautausschlag, Krebs, Eiter, Jauche u. s. w. zu erzeugen.* Noch Niemand hat Schleim im Blute gefunden; wenn aber die Schleimhaut der Nase, des Darmkanals, der Athemwerkzeuge allzureichlichen Schleim absondert, so faselt man trotzdem von verschleimtem Blute.

Daß allerdings in Krankheiten häufig Abweichungen von dem physiologischen Zustande des Blutes vorkommen, ist erwiesen; einestheils sind die Mischungsverhältnisse der normalen Blutbestandtheile geändert, anderntheils sind Stoffe, die sich bei dem naturgemäßen Ernährungsvorgange aus dem Blute bilden, im Blute zurückgehalten oder in dasselbe zurückgeführt worden, z. B. Gallenbestandtheile, Gallenfarbstoff, harnsaure Salze, oder es treten pathologische Bildungsstoffe, wie Eiter, Jauche, in das Blut zurück. Finden sich die normalen Blutbestandtheile in normwidrigen Verhältnissen, so hat man bereits einen Folge-

zustand irgend eines fehlerhaften Vorganges in der gesammten Blutbildung vor sich, und jedem bestimmten Mischungsverhältnisse muß auch ein besonderer Vorgang entsprechen. Der Faserstoffüberschuß fließt nothwendig aus einer anderen Quelle, wie das Ueberwiegen der Salze oder die Verminderung der rothen Blutkörperchen und des Eisens im Blute. Dasselbe ist der Fall, wenn sich Gallenbestandtheile, Ueberschuß an Harnsäure oder Harnstoff im Blute finden; dies sind ebenfalls Folgezustände, von welchen jeder seinen ihm besonders eigenthümlichen Ausgangspunkt im Organismus hat.

Es können aber auch bei völlig normaler Blutbeschaffenheit krankhafte Ausschwitzungen und Ablagerungen eintreten. Es ist früher der Satz ausgesprochen worden: sogut wie sich alle normalen Gewebe, Muskel, Knochen, Knorpel, Gehirnsubstanz u. s. w. an den verschiedenen Körperstellen aus einer und derselben Blutbeschaffenheit herausbilden, ebenso gut ist es möglich, daß sich Krebs, Tuberkulose, Ekzem, Impetigo, Furunkel, Speckgeschwulst, übermäßige Schleimabsonderung u. s. w. aus ein und demselben Mischungszustande des Blutes entwickeln. Es gehört hierzu nur eine krankhafte Veränderung der en- oder exosmotischen Gesetze, sodaß die aus dem Blute ausschwitzenden normalen Bildungsstoffe in ungewohnten Verhältnissen zusammentreten und dergestalt Gewebe bilden, die der regelmäßigen Ernährung fremd sind. Der letzte Grund liegt also auch hier, wie überall bei der Krankheitsentstehung, im Nervensysteme.

Das Nervensystem ist der Ausgangspunkt jeder Erkrankung, wie überhaupt der Ausgangspunkt alles Lebens. Krankheit tritt nirgends ein ohne Betheiligung des Nervensystems; und es ist unbegreiflich, daß noch jetzt die Aerzte, und zwar gerade die aus der sogenannten physiologischen Schule, stets von dem besonderen Mischungszustande des Blutes ausgehen und auf diesen auch unmittelbar durch äußere Heilkräfte einzuwirken streben.

Jede Blutreinigung muß demnach vom Nervensysteme ausgehen. Allgemein blutreinigende Mittel anzunehmen, die jedwede, wirklich vorhandene oder eingebildete, krankhafte Veränderung der norma-

len Blutmischung mit gleicher Bereitwilligkeit beseitigten, ist im höchsten Grade unphysiologisch, und wieder ein klägliches Ergebniß der überall durchschimmernden Sucht, in den Heilmethoden möglichst zu verallgemeinern. Die Blutreinigung nun vollends durch Wegschwemmung des angehäuften Unrathes nach außen bewerkstelligen zu wollen, mit Hülfe solcher Arzneimittel, welche die Ausscheidungen befördern, mit Abführmitteln, schweißtreibenden Arzneien, das ist ein Aberglaube, der mit Hexenprocessen und Teufelsbeschwörungen auf einer Stufe steht.

Soll ein krankhafter Blutzustand wirklich geheilt werden, so muß das Heilmittel auf die jedesmalige Störung, welche in der Thätigkeit eines bestimmten zur Blutbereitung mitwirkenden Organes eingetreten ist, einwirken und dieselbe beseitigen. Der Arzt muß also auch hier auf die Eigenthümlichkeit jedes einzelnen Krankheitsfalles Rücksicht nehmen; er muß individualisiren.

Man weiß nun bis jetzt erst außerordentlich wenig darüber, ob bei den einzelnen Hautausschlägen, Impetigo, Herpes, Ekzem, bei Gicht, Krebsdyskrasie, Schleimflüssen u. s. w. überhaupt eine krankhafte Blutveränderung vorhanden sei, und welche bestimmte jedem einzelnen Krankheitszustande zukomme. — Ferner kennt man die meisten der als Blutreinigungsmittel gebrauchten Arzneikräfte in ihren Wirkungen sehr wenig oder gar nicht, so z. B. Sassaparilla, Sassafras, Dulcamara, Guajac, Taraxacum, Senega; höchstens ist von einigen bekannt, daß sie eine Vermehrung mancher Ausscheidungen, des Urins, Stuhlgangs, Schweißes hervorrufen. — Aber Alles das macht die Aerzte nicht irre: obwohl sie nicht im Geringsten wissen, welche Blutbeschaffenheit z. B. jedem besonderen chronischen Ausschlage zukomme, und ob das Blut bei demselben überhaupt krankhaft verändert sei; obwohl sie ferner von keinem sogenannten blutreinigenden Mittel wissen, ob und wie es auf Veränderung der Blutmasse einwirke, — so bringen sie doch kühnlich Beides mit einander in Verbindung, und suchen eine Bluterkrankung, deren Dasein sie nicht einmal

kennen, geschweige ihr eigenthümliches Wesen, durch eine Arznei zu heilen, von deren blutverändernder Kraft sie keine Ahnung haben.

Wie kommt es denn endlich, daß Hautausschläge durch Teplitz, Karlsbad, Wiesbaden, durch Arsenik geheilt werden, Skropheln durch Jod, veralteter Rheumatismus durch Elektrizität, Wechselfieber, bei dem jedenfalls auch eine Blutveränderung eingetreten ist, durch Chinin? Sind Arsenik, Jod, Elektrizität, Teplitz, Chinin, Karlsbad, Wiesbaden auch blutreinigende Mittel? Welche Heilmittel würden aber dann wohl übrig bleiben, die nicht in das Bereich der Blutreinigungsmittel gezogen werden könnten!

Diese blutreinigende Methode ist wieder ein schlagendes Zeugniß von der überaus dürftigen und unzuverlässigen Kenntniß der wahren arzneilichen Heilwirkungen; bei einigermaßen wissenschaftlichem Standpunkte der Arzneimittellehre wäre ein solches Verfahren unmöglich. —

4.) Das ableitende Heilverfahren, eine der wichtigsten und ausgedehntesten Behandlungsweisen der alten Heilkunst. Es besteht darin, daß der Arzt gegen einen bestehenden Krankheitszustand eine künstliche Krankheit in dem Körper, namentlich äußerlich auf der Haut erzeugt, mit der Absicht, ersteren in letztere umzuwandeln, indem diese letztere künstliche Krankheit entweder von selbst wieder vergeht, oder auch bei fortwährendem Bestehen weniger Gefahr und Beschwerden für den Organismus bedingt, als die erstere spontane. Der Arzt beabsichtigt durch die Hervorrufung einer künstlichen Krankheit nicht allein der gesammten Nerventhätigkeit eine andere Richtung zu geben und sie aus der vorherrschenden krankhaften Umstimmung herauszureißen, sondern auch zugleich den Blutkreislauf etwas von den erkrankten Organen ab- und nach einer anderen Körperstelle hinzulenken.

Das ableitende Verfahren ist mit sehr verschiedenen Werkzeugen zur Ausführung gebracht worden, namentlich mit äußerlich auf der Haut angebrachten Reizmitteln, welche Blutandrang,

Bläschen- und Geschwürsbildung, oder selbst örtliche brandige Zerstörung an den betreffenden Hautstellen nach sich ziehen. Solche äußerliche Ableitungsmittel sind Spanischfliegenpflaster, Senfteig, Brechweinsteinsalbe, Fontanell, Haarseil, Moxen, Glüheisen, Crotonöl. Es werden aber auch innere Mittel zum Zwecke der Ableitung benutzt, Abführmittel, Calomel, Glauber- und Bittersalz, und Brechmittel, Brechweinstein, Kupfervitriol.

Dieses ableitende Heilverfahren wird bei einer zahlreichen Menge höchst verschiedenartiger Krankheitszustände zu Hülfe gezogen; und die Gränze, innerhalb welcher es zu gebrauchen ist, hängt sehr von der Willkühr jedes einzelnen Arztes ab. Es wird angewandt bei akuten, entzündlichen Krankheiten; bei Halsentzündung, häutiger Bräune, Augenentzündung, Gehirnentzündung verordnet der Arzt lege artis Blasenpflaster, ableitende Fußbäder, Senfteig, Abführmittel; beim Nervenfieber reicht er oft im Beginne ein Brechmittel, um die Krankheit zu coupiren; bei Gelenkentzündung kann er Glüheisen, Fontanell, Vesicator gar nicht entbehren. Wenn ein Kranker irgendwo Schmerzen aufzuweisen hat, welcher Art sie auch sein mögen, so ist er vor Senfteig, Blasenpflaster, Crotonöl, ableitenden Fußbädern nicht sicher; Kopfschmerzen, Zahnweh, akuter und chronischer Rheumatismus, Ischias, Gicht, Magenkrampf, Gesichtsschmerz, stechende Schmerzen auf der Brust gehören alle in das Bereich der Ableitung, und gegen manche, z. B. gegen Ischias, Gesichtsschmerz, wird oft sogar das schwere Geschütz der Ableitung, Moxen und Glüheisen, aufgefahren. Abgeleitet wird ferner bei chronischem Lungenkatarrh, Kehlkopfkatarrh, chronischer Heiserkeit, bei allen möglichen Arten von Asthma, Herzklopfen, Schnupfen, skrophulösen Augenentzündungen, schwarzem Staar, Schwerhörigkeit, bei Blutüberfüllung der Gefäße des Rückenmarks, Spinalirritation, bei Eplepsie, Wahnsinn, Wuth; bei allen nur denkbaren Lähmungen, Gesichtslähmung, Tabes dorsalis, Hemiplegie in Folge von Apoplexie, Blasenlähmung. Um Aufsaugung krankhafter, wässeriger Ausschwitzungen bei Gelenkwassersucht, Wasserkopf zu bewirken, greift der Arzt meistens ebenfalls zuerst zu Blasenpflaster, Fontanell, Glüheisen.

Das ableitende Verfahren kommt also bei so vielen und verschiedenartigen Krankheiten in Anwendung, daß man sich nothwendig verwundern muß, warum dasselbe nicht über alle nur denkbaren Krankheiten ausgedehnt worden ist. Ueberhaupt liegt in dem Verfahren selbst durchaus kein Hinderniß, es zur Universalheilkur zu erheben; denn es trägt einen so allgemeinen Charakter an sich, daß es vernünftigermaßen für keine Krankheit mehr paßt wie für die andere. Es verlangt durchaus keine nähere Beziehung zwischen der natürlichen und der ableitenden künstlichen Krankheit, nur die Oertlichkeit der Anwendung wechselt. Es verlangt keinen besonderen Krankheitscharakter; ob die Krankheit chronisch oder akut, allgemein oder örtlich, torpid oder erethisch, entzündlich oder nervös ist, hat keinen wesentlichen Einfluß.

Wenn also die Ableitungskur überhaupt bei Schmerzen heilsam ist, warum benutzt man noch außerdem Opium, Chloroform gegen alle möglichen Arten von Schmerzen? warum gegen Gesichtsschmerz oft noch Tinctura Fowleri? Wenn Blasenpflaster, Crotonöl in dem einen Falle von Zahnschmerz, Gesichtsschmerz sich heilsam erweist, worin liegt der Grund, daß nicht jedes Zahnweh, jeder Gesichtsschmerz diesen Ableitungsmitteln weicht, sondern der Arzt vielfach anderer Arzneien bedarf? Wenn die Ableitung bei Lähmungen helfen soll, warum benutzt man gegen dieselben außerdem noch Elektrizität und Bäder, Gastein, Wildbad? Warum soll das ableitende Verfahren bei Wechselfieber, Ruhr nicht eben so heilsam sein, wie bei Epilepsie, Gehirnentzündung? Warum bei Hautausschlägen, bei Gesichts- und Kopfgrind, nicht ebenso, wie bei Gelenkwassersucht oder schwarzem Staar? Warum bei Lungentuberkulose oder Krebs nicht ebenso, wie bei chronischem Lungenkatarrh, Gicht u. s. w.? Warum nicht in gleicher Weise bei Stuhlverstopfung und Durchfällen, bei Schmerzen und Unempfindlichkeit, bei Schlaflosigkeit und Schlafsucht? Bei Knochenfraß ist es erlaubt, abzuleiten; warum nicht auch bei syphilitischem Knochenfraß und bei Syphilis überhaupt? Es ist ja in allen diesen Fällen auf gleiche Weise die Gelegen-

heit geboten, einen Reiz auf ein anderes Gebiet der Nerventhätigkeit auszuüben, und dadurch die natürliche Krankheit zu überstimmen; sämmtliche Bedingungen zur Ableitung sind überall gegeben, und doch haben die Aerzte zu anderen Heilmethoden gegriffen. — Dies allein ist schon ein untrüglicher Beweis für die Unrichtigkeit oder wenigstens Mangelhaftigkeit der Ableitungskur.

Allerdings macht man als Arzt öfters die Beobachtung, daß mit dem Erscheinen einer äußeren Krankheit, besonders auf der Haut, ein inneres, weit gefährlicheres Leiden stillsteht oder verschwindet. Es kommt vor, daß Lungenvereiterung nach dem Auftreten eines Hautausschlags, oder äußerer Drüsenanschwellungen, oder skrophulöser Geschwüre in seinem Fortschreiten innehält; daß mehrere Glieder einer Familie an Lungentuberkulose zu Grunde gehen, während andere Glieder derselben Familie, bei welchen sich äußere Drüsenanschwellungen, Hautausschläge, Augenentzündungen, überhaupt verschiedene Symptome der sogenannten Skrophelsucht entwickeln, von dem erblichen Lungenleiden verschont bleiben. Man hat ferner beobachtet, daß viele Krankheitszustände während heftiger Seekrankheit vergehen und in einzelnen Fällen sogar nach überstandener Seereise nicht wiederkehren, oder daß nach zufälligen Verbrennungen anderweitige Leiden, Rheumatismus, Schmerzen, Krämpfe u. dergl. zurücktreten.

Wie sind nun diese Thatsachen zu erklären? Bestätigen sie die Wahrheit des ableitenden Heilverfahrens, oder nicht? — Um das zu erfahren, wollen wir zunächst die Frage stellen: Sind die äußeren Krankheitserscheinungen, Hautausschlag, skrophulöse Drüsenanschwellung, Augenentzündung oder Geschwüre ohne Weiteres als Ursache und unfehlbare Bedingung zu betrachten, daß die innere Tuberkelkrankheit stillstehe, oder sich gar nicht entwickle? Nein, entschieden nicht. Wenn eine innere Krankheit edler Organe in eine äußere, ungefährlichere übergeht, oder wenn eine mehr allgemeine Krankheit sich auf einen kleineren Umkreis beschränkt und dadurch an Gefahr verliert, so ist bei dieser Umwandlung, wie früher bereits erwähnt, stets die physiologische Gegenwirkung des Organismus thätig, indem dieselbe den krankhaften Lebensvorgang zwar nicht vollständig aus dem

Organismus zu verdrängen, aber doch örtlich einzuschränken oder in eine, durch vicarirende Thätigkeit anderer Organe leichter auszugleichende, Störung umzuwandeln vermag. Es entsteht hierdurch eine Metastase von innen nach außen, welche, wie bekannt, als eine günstige, aber unvollständige Krisis zur Genesung anzusehen ist. Die äußere Ersatzkrankheit, Hautausschlag, Drüsenanschwellung u. s. w., ist stets erst ein Folgezustand, und richtet sich in seiner Beschaffenheit genau nach der Eigenthümlichkeit des inneren ursprünglichen Leidens, mit welchem sie auf das Innigste zusammenhängt.

Wenn nun der Arzt mittelst eines Ableitungsmittels, Fontanell, Senfteig, Glüheisen, dem Organismus künstlich eine beliebige äußere Krankheit aufdringt, dann fehlt natürlich die innere organische Gegenwirkung, welche jener Metastase zu Grunde liegt; es fehlt der besondere innere Zusammenhang zwischen der zu heilenden Krankheit und der durch das Ableitungsmittel verursachten Störung. Letztere kann daher keine Ersatzkrankheit für erstere abgeben; von einer wirklichen Metastase, d. h. einer unvollständigen Krisis, ist bei der Ableitungskur nicht die Rede.

Es fragt sich nun zur Prüfung des ableitenden Heilverfahrens blos noch, ob im Allgemeinen, auch ohne die organische Gegenwirkung und jenen inneren Zusammenhang, durch das blose Erscheinen irgend einer äußeren Krankheit eine schon bestehende innere Krankheit gehoben werde. Das ist nun wiederum durchaus nicht der Fall. Durch Seekrankheit oder Verbrennung wird nicht etwa jede beliebige Krankheit geheilt; im Gegentheil gehören wirkliche Heilungen durch dieselben zu den seltneren Ausnahmen. Meist tritt die ursprüngliche Krankheit blos vorübergehend zurück, kommt aber nach Ueberwindung der Seekrankheit oder nach Heilung der Brandwunde wieder zum Vorschein. Der Organismus wird durch den 2. störenden Einfluß, durch Verbrennung oder Seekrankheit, so in Anspruch genommen, daß die Ernährungsthätigkeit und überhaupt die Nervenleitung sich vorzugsweise nach dieser 2. Richtung hinwendet.

Auch unser Geist und Gemüth vermag sich zu gleicher Zeit nicht zwei verschiedenen Eindrücken gleich stark hinzugeben; auch hier drängt oft ein Eindruck den anderen vorübergehend zurück. Ebenso geschieht es in der Sphäre der Körperernährung und Bewegung, in den vegetativen Lebensvorgängen. Es ist vorgekommen, daß Kinder, welche an epileptischen Anfällen litten, von starkem grindigem Kopfausschlag, Tinea capitis, heimgesucht wurden, und von der Zeit an frei von den epileptischen Anfällen blieben; sobald aber der Ausschlag verschwand, zeigte sich auch ihr altes Leiden, die Fallsucht, wieder. Schmerzliche Trauer in Folge eines herben Verlustes wird während unausgesetzter Berufsthätigkeit und dadurch bewirkter Ableitung der Gedanken allerdings weniger fühlbar sein; sobald aber die Thätigkeit aufhört, werden auch die schmerzlichen Gedanken und die Traurigkeit wieder stark hervorbrechen, bis endlich durch den heilsamen Einfluß der Zeit die frühere Heiterkeit wiederkehrt.

Wie hier die Traurigkeit nicht durch die beständige Berufsthätigkeit, sondern durch die Zeit schwindet, so wird öfters auch eine bestehende Krankheit nicht durch die Ableitungskur, sondern während derselben durch den Einfluß der organischen Gegenwirkung dauernd geheilt. Durch zufällige Verbrennungen, wie durch künstliche Ableitungsmittel, Blasenpflaster, Senfteig, Brechweinsteinsalbe, wird zuweilen Zahnschmerz, Kopfschmerz, Magenkrampf zurückgedrängt und erscheint nicht wieder. Daß aber dieses Nichtwiedererscheinen nicht auf ausschließliche Rechnung der Ableitungskur gebracht werden darf, geht bestimmt daraus hervor, daß eingewurzelte Neigung zu Kopfschmerzen, Zahnschmerzen, Magenkrampf nie durch Ableitungsmittel oder zufällige Verbrennungen dauernd geheilt wird.

Sehr oft verschwindet das ursprüngliche Leiden durch natürliche oder künstliche Ableitungsmittel nicht einmal vorübergehend; es können alle möglichen Krankheiten neben äußeren Geschwüren, Hautausschlägen, Drüsenanschwellungen, Verbrennung u. s. w. bestehen. Amaurose oder chronischer Kopfschmerz vertragen sich recht gut mit reichlich absondernden Fußgeschwüren; Lähmungen, Ischias, Gicht recht gut mit Haarseil, Vesicatoren, Fontanellen.

Schon aus diesen Beispielen läßt sich der bestimmte Schluß ziehen, daß von zwei in ihrem Wesen einander fremdartigen Krankheiten, die sich im Körper begegnen, nie die zuletzt hinzugetretene die erstere zu heilen vermag; entweder beide Krankheiten verlaufen neben einander, oder die 2. drängt die 1. zwar zurück, jedoch nur auf die Dauer ihres eigenen Bestehens. Dasselbe gilt natürlich auch, wenn die 2. krankhafte Störung durch eins der Ableitungsmittel künstlich vom Arzte hervorgerufen wird; es ist in dieser Beziehung gleichgültig, ob der krankmachende Reiz ein natürlicher oder künstlicher ist. Wie eben erwähnt, ist es vorgekommen, daß epileptische Anfälle während des Bestehens eines spontanen Kopfausschlags zeitweise wegblieben. Ebenso giebt es Beispiele, daß die epileptischen Anfälle wegblieben, solange der Kranke ein Fontanell oder fliegendes Vesicator mit sich herumschleppte, aber sofort wieder erschienen, sobald man das Fontanell zuheilen ließ oder das Vesicator abnahm.

Der Grund, warum von zwei in ihrem Wesen einander fremdartigen Krankheiten nie die zuletzt hinzugetretene die erstere zu heilen vermag, beruht einfach darauf, daß der Grundvorgang beider Krankheiten ein durchaus verschiedener ist, und die letztere nie den Heerd der ersteren berührt. Wenn eine 2. Krankheit den Grundvorgang einer ersten berühren und dauernd aufheben soll, so muß nothwendig eine nähere Beziehung, eine bestimmte Verwandtschaft zwischen beiden obwalten; denn nichts im Organismus ist zufällig, Alles geht nach festen Gesetzen vor sich.

Eine solche Verwandtschaft und nähere Beziehung liegt aber dem Begriffe des ableitenden Verfahrens ganz fern. In welchem Verhältniß der ableitende Reiz zu der Krankheit, die geheilt werden soll, stehe, darauf kommt bei der Ableitungskur nichts an; eine eigenthümliche, nach dem besonderen Krankheitscharakter wechselnde, Beschaffenheit des jedesmaligen Ableitungsmittels giebt es nicht. Gegen Kopfschmerz, Zahnweh wird ebenso gut Blasenpflaster gelegt, wie gegen Lähmungen und

Ohrenzwang oder gegen Epilepsie; gegen Gelenkwassersucht ebenso gut Glüheisen angewandt, wie gegen Lähmungen oder Ischias. Nur der Grad und Ort der Anwendung wechselt. Die Aerzte haben durch die besondere Oertlichkeit den Mangel der verwandtschaftlichen Beziehung zwischen Ableitungsmittel und Krankheit ersetzen wollen, gerade wie bei dem auflösenden Verfahren; bei Rückenmarksleiden werden deshalb die Derivantia längs der Wirbelsäule, bei Gelenkwassersucht, Tumor albus nahe dem Gelenk, bei Zahnschmerzen hinter dem Ohre angesetzt. Ein sehr vergebliches Bemühen! Die entsprechende Oertlichkeit der Ableitung genügt nicht, um den inneren Grund der Krankheit zu treffen und aufzuheben; der Keim zu dieser Krankheit bleibt stets, wenn auch die äußerlich sichtbaren Krankheitserscheinungen auf einige Zeit schwinden.

Es gleicht die Ableitungskur sehr dem Kampfe der Plebejer und Patrizier: Sobald nämlich ein äußerer Feind den römischen Staat bedrohte, verstummte der innere Zwist vor der allgemeinen Gefahr; und die Patrizier mögen wohl manches Mal einen äußeren Krieg angefacht haben, um sich vor den steten Forderungen der Plebejer zu schützen und Ruhe im Inneren herzustellen. Allein der innere Krebsschaden wurde dadurch nicht geheilt; der Grund zur Unzufriedenheit der Plebejer war ebenso wenig getilgt, wie der innere Grund einer Krankheit durch ein beliebiges Ableitungsmittel. Sobald also der Krieg zu Ende war, so tauchten auch die inneren Streitigkeiten mit derselben Beharrlichkeit wieder auf, und das alte Lied fing von vorn an.

Eine Krankheit wird also durch Ableitungsmittel entweder gar nicht, oder nur vorübergehend beseitigt. Und das Wiedererscheinen der Krankheit durch beständig fortgesetzte Ableitung, stets erneuerte Vesicatore oder unausgesetzte Fontanelle, verhindern zu wollen, ist erstlich ein sehr genügsames Verfahren, bei welchem der Kranke meist aus dem Regen in die Traufe kommt; zweitens hilft es in vielen Fällen gar nicht, indem die erstere Krankheit gleich anfangs neben dem Fontanell, Haarseil u. s. w. bestehen bleibt, oder es hilft in anderen Fällen nicht auf die Dauer, da sich endlich der Organismus an das

Ableitungsmittel gewöhnt, und die ursprüngliche Krankheit alsdann wieder zum Vorschein kommt.

Wenn ja einmal nach der Ableitungskur eine wirkliche Heilung eintritt, so verschwindet entweder, wie schon erwähnt, die Krankheit von selbst durch die organische Naturheilkraft, oder das Ableitungsmittel, Blasenpflaster, Brechweinsteinsalbe, Crotonöl, wirkt als ungekanntes Specificum. Das letztere haben auch bereits manche Aerzte erkannt.

Most (encyclopäd. Handwörterb. der Arzneimittell. 1841. S. 216.) schreibt: „Die topische Anwendung der spanischen Fliegen macht nicht allein örtliche Entzündung, sondern verbreitet sich viel häufiger als manche Praktiker glauben, auf den Gesammtorganismus." — „Daraus folgt, daß es falsch sei, stets anzunehmen, es habe im concreten Falle das Vesicans nur als lokales Derivans wohlthätig gewirkt, und durch den Hautreiz das etwa vorhandene rheumatische Leiden entfernt. Gar häufig geschah in solchen Fällen die Ableitung in Folge der Resorption des Mittels ins Blut, und von da als Specificum locale zu den Nieren, ferner durch seine erregende Wirkung auf die Rückenmarksnerven. So erklärt sich auch die herrliche Wirkung der fortgesetzten Application eines Vesicators auf das Kreuzbein in der Gegend der Cauda equina bei Lähmung der unteren Gliedmaßen." — Polli findet es unangemessen, die sogenannten revulsorischen Reizmittel unter dem allgemeinen Namen der Epispastica zusammenzufassen, und findet es rationeller, sie ihren besonderen Eigenthümlichkeiten gemäß zu unterscheiden (Schmidts Jahrb. Bd. XXXIII. S. 23.).

Bei näherer Betrachtung fällt es auch in die Augen, daß in dem ableitenden Heilverfahren durchaus keine klare Anschauung herrscht. Ableitung ist ein so unbestimmter Begriff, daß die Gränze, wo sie anfängt und aufhört, nicht scharf gezogen werden kann; sie streift deshalb vielfach an andere Heilmethoden, an die auflösende, antiplastische, ausleerende, an die später folgende krisenbefördernde, selbst an die antipathische Heilmethode. Calomel wird als antiplastisches und ableitendes Mittel gebraucht, Glaubersalz und Bittersalz werden angewandt als auflösende,

ableitende, antiplastische, ausleerende, blutreinigende, kühlende Mittel.

Die Ableitungsmethode mußte freilich den Aerzten bei der höchst dürftigen Kenntniß der Arzneiwirkungen sehr willkommen sein; denn die Aufgabe des ganzen Verfahrens bringt es mit sich, daß von allen Arzneistoffen, insofern sie als Ableitungsmittel in Anwendung gezogen werden, nur einige wenige oberflächliche Wirkungen in Betracht kommen und gerade die tiefer liegenden charakteristischen unberücksichtigt beiben, gerade wie bei dem antiplastischen, auflösenden, blutreinigenden Verfahren. Von den Canthariden bedarf man, um abzuleiten, blos der rein örtlichen Wirkung, daß sie, mit der Haut in Berührung gebracht, Schmerz, vermehrten Blutandrang, Entzündung, bläschenartige Erhebung der Oberhaut und endlich ein Geschwür hervorbringen; die bedeutenden Allgemeinerscheinungen, welche namentlich nach dem inneren Gebrauche der Canthariden entstehen, sind hierzu nicht allein überflüssig, sondern sogar, wenn sie sich zeigen, eine sehr unwillkommene Zugabe. Dasselbe gilt von Senfteig und Brechweinsteinsalbe. — Es giebt schwerlich Arzneistoffe, deren Wirkungen auf den menschlichen Körper damit erschöpft wären, daß sie Brechen erregen oder Durchfall bewirken; und doch werden verschiedene Arzneien nur als Brech- und Abführmittel von den Aerzten angewandt, und noch dazu willkürlich eins für das andere ohne individuelle Unterschiede, höchstens nach quantitativen Rücksichten. Ebenso wird in einem bestimmten Falle, in welchem abgeleitet werden soll, willkührlich Canthacidenpflaster, oder Brechweinsteinsalbe, oder Moxen, Glüheisen in Anwendung gezogen, z. B. bei Rückenmarksschwindsucht, Hüftgicht u. s. w.; und doch ist es einleuchtend, daß diese ableitenden Reize unter sich qualitativ verschieden sein müssen.

Nicht weniger bequem ist das ableitende Verfahren in Betreff der Diagnose. Der Arzt braucht sich nicht mit allzugenauer Individualisirung der Krankheit, mit ängstlicher Erforschung der eigenthümlichen Krankheitsbeschaffenheit zu plagen; es wird eben bei der einen Krankheit so gut oder so schlecht, wie bei der anderen, abgeleitet.

Wie man sieht, ist bei der Ableitungsmethode wenig Nachdenken erforderlich; sie empfiehlt sich sehr durch ihre Bequemlichkeit. Wie man aber glauben kann, daß ein so allgemeines, unbestimmtes Verfahren, bei welchem das Denken ziemlich überflüssig gemacht wird, ein wahres Heilverfahren sein könne, das ist schwer zu begreifen.

Nun kommt noch der schlimme Umstand hinzu, daß die Ableitungskur entschieden nachtheilig ist, indem sie die Kranken schwächt und quält. Erstlich werden reizbare Kranke durch die damit verbundenen Schmerzen natürlich sehr angegriffen, um Ruhe und Schlaf gebracht. Zweitens ist stets großer Substanzverlust mit der Ableitung verbunden, mit Haarseil, fortgesetztem Vesicator oder Fontanell, mit der Anwendung des Glüheisens und wiederholtem Purgiren. Die bei dem Zwecke der Ableitung unberücksichtigt bleibenden Nebenwirkungen der Canthariden, Brechweinsteinsalbe, des Senfteigs, Crotonöls, der Abführ- oder Brechmittel wirken gleichfalls nachtheilig auf den Kranken ein. So kommt es, daß nach der Ableitungskur die Krankheit zwar öfters an Heftigkeit abnimmt, dagegen aber hartnäckiger, chronisch wird; und daß bei lange dauernder Einwirkung von Derivantien nicht selten üble Folgezustände, Anschwellungen, Verhärtungen, Steifheit, Mangel an Muskelkraft u. s. w. im Organismus zurückbleiben.

Wenn die Aerzte übrigens für jeden Krankheitsfall, in welchem sie zur Ableitung greifen, ein direkt einwirkendes, specifisches Heilmittel besäßen, sie würden gewiß selbst gern das ganze Ableitungsverfahren über Bord werfen. Aber die Noth zwingt sie, sich mit dem Unvollkommenen zu begnügen, um nur wenigstens einen augenblicklichen scheinbaren Heilerfolg zu erzielen, wenn auch nachträglich Verschlimmerung folgen sollte. —

5.) Das stärkende Heilverfahren

erfreut sich ebenfalls noch eines großen Ansehens. — Ueber die in der Arzneimittellehre aufgestellte Klasse der stärkenden Arzneimittel, der sogenannten Tonica, ist schon früher abgeurtheilt worden. Wir haben damals gesehen, daß die stärkende Heilwirkung fast sämmtlicher Tonica auf ganz unzureichenden Grün-

den beruhe, und daß es überhaupt völlig ungerechtfertigt sei, eine Klasse von tonischen und antiplastischen Arzneien einander gegenüber zu stellen.

Hier kommt noch eine andere Frage in Betracht: ob nämlich ein allgemein stärkendes Heilverfahren überhaupt in der Praxis zulässig sei, d. h. ob durch die allgemeine Bekämpfung krankhafter Schwäche wirkliche Heilung erreicht werden könne.

Wie jeder Arzt weiß, ist eine Unzahl der verschiedenartigsten Erkrankungen mit Schwäche verbunden; namentlich befindet sich unter den akuten Krankheiten kaum eine, bei welcher nicht in höherem oder niederem Grade Schwäche vorhanden wäre, wenn sie auch der Kranke in der augenblicklichen Aufregung nicht fühlt. Man kann sogar behaupten, daß Schwäche überall vorhanden sein müsse, wo irgend ein krankhafter Zustand besteht; sobald der Organismus irgendwie und wo in seiner naturgemäßen Thätigkeit beeinträchtigt wird, so muß seine Energie im Verhältniß zu der Bedeutung und dem Umfange der vorhandenen Störung nothwendig um etwas sinken. Einzelne örtliche Störungen, z. B. Warzen, Balggeschwülste, Mitesser im Gesichte u. dergl. ausgenommen, lehrt der tägliche Augenschein, daß bei Weitem die meisten, selbst unbedeutenden, Erkrankungen eine wenn auch öfters kaum bemerkbare Abnahme der körperlichen Kraft und Ausdauer im Gefolge haben. Wie oft klagen Personen, die an Schnupfen, leichtem Katarrh, Kopfweh, gelinden rheumatischen Schmerzen, an Verdauungsbeschwerden, Appetitlosigkeit, Diarrhö, Hartleibigkeit leiden, über Mattigkeit! Jeder stärkere oder anhaltende Schmerz, jede Schlaflosigkeit führt Schwäche herbei. — *Schwäche ist also ein Folgezustand der verschiedenartigsten Störungen im Organismus*; und, *was besonders hervorgehoben werden muß, stets ein Folgezustand, nie ein selbstständiges ursprüngliches Leiden.*

Auf dieses vereinzelte, sekundäre, und noch dazu allgemeinste Symptom ist nun ein besonderes Heilverfahren gegründet worden. Dagegen läßt sich zunächst einwerfen: Wird denn der Arzt durch das einzelne Symptom, die Schwäche, über die besondere Beschaffenheit der vorliegenden Krankheit aufgeklärt?

bekommt er durch dasselbe eine Anschauung von ihrer materiellen Grundlage? Nicht im Geringsten. Gesetzt es ginge eine Uhr zu langsam, und der Uhrmacher wollte erklären, die Uhr leide an Schwäche, sie müsse gestärkt werden, Jedermann würde ihn auslachen. In diesem Falle weiß auch der Dümmste, daß es sich darum handelt, die besondere Stelle aufzusuchen, wo das Räderwerk der Uhr nicht in Ordnung ist. Gerade wie bei dem Uhrwerk, ist es auch bei unserem Lebenswerk; der Arzt muß auch im Organismus den jedesmaligen wunden Fleck aufsuchen, und sobald er die Grundkrankheit hebt, so beseitigt er zugleich die aus derselben entspringende Schwäche.

Jedes Arzneimittel kann unter Umständen zu einem Tonicum werden. Arsenik heilt zuweilen eingewurzeltes Wechselfieber bei sehr herabgekommenen Kranken; Quecksilber stärkt, indem es Syphilis heilt. Opium als schlafmachendes und schmerzstillendes Mittel müßte von den Aerzten auch zu den tonischen Mitteln gezählt werden. Die Adstringentien stärken, indem sie abnorme Absonderungen unterdrücken, z. B. übermäßige Eiterbildung, Blutflüsse, Schleimflüsse. Schnaps und Wein stärkt nach übermäßiger Anstrengung und Erhitzung; Wasser stärkt den Verschmachtenden; wenige Bissen Brod den Heißhungerigen. — Daraus geht unbedingt hervor, daß jede besondere Schwäche, je nach der zu Grunde liegenden Ursache, auch ihr besonderes Heilmittel verlange.

Nichtsdestoweniger verordnen die Aerzte China, Eisen, Radix Colombo, Isländisches Moos, und die anderen zur stärkenden Klasse gehörigen Arzneimittel als specifische Tonica ohne viel Besinnen, ganz im Allgemeinen überall da, wo sich ein merklicher Schwächezustand zeigt, zumal wenn sie mit der Anzeige für eine andere Behandlungsweise in Verlegenheit sind. Oft auch, wenn sie recht gescheid handeln wollen, verschreiben sie zwar irgend eine andere Arznei, die für den besonderen Krankheitsfall am passendsten erscheint, geben aber dieser noch ein Tonicum zur Unterstützung mit, um die mit der Krankheit verbundene Schwäche direkt anzugreifen. Eine weise Maßregel! Gesteht der Arzt dadurch nicht selbst zu, daß das gegen die

Krankheit gerichtete Hauptheilmittel nicht ausreiche? Wenn dieses aber nicht ausreicht, um die Krankheit von Grund aus zu heben, dann währt auch die Schwäche aller tonischen Mittel ungeachtet fort.

Sogar in der Genesungszeit sind die tonischen Mittel nicht blos überflüssig, sondern auch nachtheilig, aber gleichwohl sehr gebräuchlich; sie verderben nur den Appetit und stören den Organismus in seinem Bestreben, sich von der überstandenen Krankheit zu erholen. Sobald der Arzt sieht, daß durch das Naturheilbestreben die günstige Krisis eingeleitet worden ist und in ruhigem Gange zur völligen Genesung fortschreitet, so thut er überhaupt am besten, nicht mit Arzneimitteln einzuschreiten, da der Organismus alsdann, sich selbst überlassen, am besten den Weg findet, um die frühere Kraft wieder zu erlangen.

Bei dem stärkenden Heilverfahren kann man gerade so, wie bei dem ableitenden, die Frage aufwerfen: warum stärken denn die Aerzte nicht überall da, wo Schwäche besteht? warum machen sie diese Methode nicht zur Universalheilkur, da doch in den allermeisten Krankheiten auch größere oder geringere Schwäche anzutreffen ist? Warum greifen sie bei akuten fieberhaften Krankheiten noch zu anderen Heilmitteln als zu den tonischen, da gerade bei diesen bedeutende Schwäche zur Regel gehört? — Aber freilich, was sollen sie machen? Bei akuten Krankheiten findet sich häufig Faserstoffüberschuß im Blute und übermäßige Ernährungsthätigkeit; diese verlangt antiplastische Mittel. Und zugleich besteht meist ein hoher Grad von Schwäche, die den Kranken zum steten Liegen zwingt, Abmagerung, Verlust an Körpergewicht; dies verlangt dagegen ein Tonicum. Es bleibt demnach nichts Anderes übrig, als ein Antiplasticum nebst einem Tonicum zusammen zu einem Rezepte zu vereinigen; nur dadurch wird beiden Anforderungen genügt. Zwar setzt das antiplastische Mittel, z. B. Calomel, Glaubersalz, durch reichliche Ausleerungen den Ernährungszustand herab und befördert die allgemeine Schwäche, arbeitet folglich dem Tonicum geradezu entgegen; allein ein richtiger Arzt der alten Schule ist gewohnt, es mit der Logik nicht so genau zu nehmen; logisches Denken ist für ihn Pedanterie.

Allerdings kommen dem Arzte öfters Krankheitsfälle vor, wo der Schwächezustand entweder die einzige Krankheitserscheinung, oder wenigstens das Hauptsymptom ist. Hier muß natürlich die therapeutische Behandlung gegen diese Schwäche gerichtet werden. Indessen würde man sehr irren, wenn man glauben wollte, wenigstens hier mit einem allgemein stärkenden Verfahren auszukommen. Auch bei derartigen selbstständigen Schwächezuständen ist der innere materielle Grund, der Heerd, aus dem sie entspringen, ein sehr mannigfacher. Der Schwächezustand ist entweder durch Säfteverluste, Blutungen, starke Eiterungen, übermäßigen Geschlechtsgenuß herbeigeführt worden; oder hat seinen Grund in niederdrückenden Gemüthsbewegungen, anhaltendem Gram, übertriebenen geistigen oder körperlichen Anstrengungen, in zu raschem Wachsthume; oder er ist nach einer heftigen akuten Krankheit zurückgeblieben; oder ist eine Folge des eintretenden Alters, des Marasmus senilis; oder er zeigt sich als Bleichsucht bei jungen Mädchen. Alle diese verschiedenen ursächlichen Verhältnisse können unmöglich für das einzuschlagende Heilverfahren gleichgültig sein, und einer allgemein stärkenden Heilwirkung überantwortet werden.

Wie jeder Sage gewöhnlich etwas Wahres zu Grunde liegt, so auch der Fabel von der allgemein tonischen Heilwirkung. Die Erfahrung hat allerdings bewiesen, daß China bei manchen selbstständigen Schwächezuständen, zumal wenn diese durch Blut- und andere Säfteverluste entstanden, entschieden heilsam ist; desgleichen Eisen zuweilen in der bleichsüchtigen Schwäche. Und eben aus dieser Erfahrung hat man jedenfalls voreilig die allgemeinstärkende Heilwirkung der China und des Eisens gefolgert, diese Heilwirkung der China auf deren bitteren Geschmack bezogen, und so allmählig ohne weitere Prüfung aus verschiedenen bitterschmeckenden Stoffen eine förmliche Klasse von tonischen Arzneimitteln zusammengesetzt.

Es zeigt sich hier wieder einmal die schon mehrfach besprochene Verallgemeinerungssucht, die förmlich zum Grundsatz geworden ist, und ihren Hauptgrund in der dürftigen Kenntniß der arzneilichen Heilwirkungen hat, indem die Aerzte jede neu

aufgefundene arzneiliche Heilwirkung soweit als möglich ausdehnten, um den fühlbaren Mangel an wirklichen Heilmitteln einigermaßen zu verdecken. — Die Aerzte müssen zwar aus der täglichen Erfahrung erkennen, daß China nur sehr einzelne Schwächezustände wirklich zu heilen vermag; allein keinem fällt es deshalb ein zu erforschen, welche Fälle dieses Mittel heile und welche nicht, oder welche nähere Beziehung zwischen der China und dem krankhaften Schwächezustand bestehen müsse, damit letzterer durch erstere geheilt werde. Nur wenige denkende Aerzte sind zu der Schlußfolgerung gekommen, daß jede besondere Schwäche auch ihr besonderes Heilmittel verlange.

Das allgemein stärkende Verfahren ermangelt also vollständig der inneren Wahrheit; es ist ein Gewohnheitsschlendrian, der, von Alters her den Aerzten überliefert, sich nun ohne jede fernere Prüfung fort und fort erhält. Es ist, um es noch einmal zu wiederholen, deshalb falsch, weil es eine vereinzelte Erscheinung fortwährend mit denselben Waffen bekämpft, obgleich diese Erscheinung als Folgezustand aus den verschiedensten materiellen Ursachen entspringt; weil es die jedesmalige Grundkrankheit ganz unberücksichtigt läßt, und deshalb auch keine wirklichen Heilungen zu Stande bringen kann. Es ist dasselbe Verfahren, wie wenn man einen durch Hunger oder Kerkerluft Geschwächten mit China oder Eisen füttern wollte, statt ihm Speise zu verabreichen oder an die frische Luft zu bringen. Wenn ein in Hungersnoth gerathenes Volk unsittlich wird, raubt, stiehlt, selbst mordet, um sich Nahrung zu schaffen, was ist dann wohl vernünftiger, ihm zu seiner sittlichen Besserung Geistliche zuzuschicken, oder durch Wagen mit Fleisch, Brod u. dergl. die Alles verschuldende Noth wegzubannen? Doch gewiß das Letztere. Wer das einsieht, der kann auch der allgemein stärkenden Heilmethode das Wort nicht sprechen. —

6.) Obwohl wir bereits bei Besprechung des antiplastischen, ableitenden und blutreinigenden Heilverfahrens den ausleerenden Arzneien begegnet sind, so lohnt es sich doch der Mühe,

das ausleerende Heilverfahren
einer besonderen Aufmerksamkeit zu würdigen und getrennt von anderen zu behandeln, um recht deutlich ins Licht zu stellen, wie begierig die Aerzte jede grobsinnige Arzneiwirkung, die natürlich am leichtesten zu finden war, aufgegriffen und nach Möglichkeit ausgebeutet haben.

Daß verschiedene Arzneien Durchfall bewirken, mußte den Aerzten bald ins Auge springen. Desgleichen war es nicht schwer zu beobachten, daß manche Arzneien Erbrechen, andere bedeutenden Ausbruch von Schweiß hervorrufen, wieder andere die Urinausscheidung vermehren, oder Husten mit reichlichem Schleimauswurf erzeugen. Alle diese Arzneiwirkungen schwimmen sehr auf der Oberfläche. Aber trotzdem spielen sie eine große Rolle in der hergebrachten Therapie, und verschiedene noch jetzt gebräuchliche Heilmethoden, die abführende, brechenerregende, schweißtreibende, harntreibende, brustlösende oder expektorirende, sind auf dieselben gegründet.

Es giebt in dem Arzneischatze eine Anzahl von Mitteln, die bis jetzt vorzugsweise oder ausschließlich ihrer abführenden Wirkung wegen für den Heilkünstler Werth haben, indem als ihre wichtigste oder selbst alleinige Wirkung in den Arzneimittellehren eben die abführende verzeichnet ist. Ja selbst in Bezug auf die abführende Wirkung sind nur wenige Unterscheidungsmerkmale zwischen den einzelnen Arzneien bekannt; und diese beziehen sich hauptsächlich auf den größeren oder geringeren Grad, also auf ihr quantitatives Verhalten, weshalb auch längst dem Grade nach Laxantia, Purgantia und Drastica unterschieden worden sind. Solche Abführmittel sind: Ricinusöl, Glauber- und Bittersalz, Sennesblätter, Rhabarber, Aloe, Jalappe, Calomel, Crotonöl.

Der Scharfsinn der Aerzte hat nun die abführende Eigenschaft dieser Arzneien auf das Mannigfachste zu benutzen gewußt, um mittelst derselben Heilungen zu erzielen. Wie wir bereits gesehen haben, spielen die Abführmittel eine wichtige Rolle, um entzündliche Blutbeschaffenheit zu heben, überhaupt den Ernährungszustand des Körpers herabzusetzen, und dadurch

Ausschwitzungen in die Körpergewebe, Lungen, Herz, Gehirn u. s. w. zu verhüten. Bei allen Entzündungen ist demnach der rationelle Arzt berechtigt sie in Gebrauch zu ziehen. — Die Abführmittel üben ferner einen Reiz auf den Darmkanal aus, und ziehen dadurch die Krankheit von ihrem ursprünglichen Sitze ab; sie sind in diesem Betracht wichtige Ableitungsmittel, und bei allen den unzähligen Krankheiten anwendbar, für welche die Ableitungskur paßt. Ferner sind sie ganz unentbehrlich zur Reinigung des verdorbenen Blutes, zur Fortschaffung der Schärfen und Unreinigkeiten aus dem Blute; sie sind wichtige Blutreinigungsmittel. Endlich sind sie noch äußerst wichtig als antipathische Heilmittel, um nach dem Grundsatze Contraria Contrariis Stuhlverstopfungen zu beseitigen. — Die Laxantia, Purgantia und Drastica sind also vertreten in der antiplastischen, ableitenden, blutreinigenden und antipathischen Heilmethode, gewiß eine sehr ausgedehnte Heilfähigkeit für eine vereinzelte Arzneiwirkung! —

Ein würdiges Seitenstück zu dem Abführungsschlendrian ist die Brechheilkur. Auch bei dieser haben die Aerzte nach gewohnter Weise eine vereinzelte grobsinnige Arzneiwirkung begierig aufgegriffen und zu sehr verschiedenartigen Heilzwecken verwendet.

Es kommt z. B. ein Kranker und klagt über heftigen Kopfschmerz, Schnupfen in Folge von Erkältung; der Arzt giebt ihm nach den Regeln der Kunst ein Brechmittel. Bald darauf klopft es wieder, ein Kranker leidet an Uebelkeit, Magendrücken, belegter Zunge in Folge zu reichlichen Genusses einer schwerverdaulichen Speise; es wird wieder ein Brechmittel verabreicht. Der Arzt wird zu einem Kinde gerufen, das an häutiger Bräune erkrankt ist; das Brechmittel ist unentbehrlich, um das im Kehlkopf sitzende Exsudat herauszubefördern. Irgendwo ist eine Vergiftung vorgefallen; das Brechmittel kommt wieder zuerst an die Reihe, um das Gift aus dem Magen zu schaffen. Der Arzt kommt zu einem Kranken, bei welchem alle Erscheinungen auf beginnendes Nervenfieber hinweisen; er verschreibt ein Brechmittel. Er hat Gesichtsrose mit gastrischen Erscheinungen

oder frisches Wechselfieber zu behandeln; die rationelle Heilkunst erlaubt ihm, die Kur mit einem Brechmittel zu eröffnen. Gegen Grippe ist im Beginne ein Brechmittel dringend angezeigt; bei Mundfäule wird es ebenfalls empfohlen; auch bei beginnendem Scharlachfieber soll es zuweilen eine allzuheftige Halsaffektion verhüten (Choulant-Richter). Bei Gelbsucht versteht sich ein Brechmittel von selbst; überhaupt bei allen Krankheiten mit gastrisch-galliger Komplikation. Im Beginne des Keuchhustens oder der Ruhr gehört das Erbrechen ebenfalls zu den gebräuchlichen Heilkuren.

Welche bewußten Gründe, muß man fragen, leiten bei allen den genannten Krankheitszuständen den Arzt auf die Anwendung der Brechmittel? Inwiefern vermag das Erbrechen in diesen Fällen die Heilung herbeizuführen?

Bei vorkommender Vergiftung ist es allerdings die nächste Aufgabe des Arztes, das im Magen oder Darmkanal etwa noch vorhandene Gift unschädlich zu machen oder zu entfernen. Das Letztere geschieht durch Brech- und Abführmittel; hier ist demnach die Anwendung der Brechmittel gerechtfertigt.

Dagegen ist es ein höchst stümperhaftes Verfahren, Brechmittel gegen häutige Bräune in Anwendung zu ziehen; es erreicht selbst den bescheidenen Zweck der einmaligen Herausbeförderung der Croupmembran nur auf indirektem Wege, indem das Erbrechen in den Speisewegen vor sich geht, während die häutige Bräune in den Luftwegen, im Kehlkopfe, ihren Sitz hat. Zur Herausbeförderung der Croupmembran wären also hustenbefördernde, expektorirende Mittel viel direkter wirksam.

Wenn Jemand sich den Magen mit Speisen überladen hat, oder nach dem Genusse schwerverdaulicher, fetter Nahrungsstoffe Uebelkeit, Aufstoßen, schlechter Geschmack, Vollheit und Drücken im Magen, Eingenommenheit des Kopfes verspürt, dann wird ein Brechmittel zuweilen die Beschwerden rascher beseitigen helfen, zumal wenn trotz Aufstoßen, Ekel, Uebelkeit kein wirkliches Erbrechen eintritt. Wenigstens ebenso häufig aber ist das Brechmittel überflüssig und nur eine unnöthige Belästigung für den Kranken, da sich der Organismus in den meisten Fällen durch

spontanes Erbrechen selbst hilft, und das freiwillige Erbrechen natürlich stets willkommener sein muß, als das künstlich erzwungene.

Es treten aber auch die obengenannten Krankheitserscheinungen, Uebelkeit, belegte Zunge, schlechter Geschmack, Aufstoßen, Magendrücken, nicht selten auf, ohne daß durch unpassende oder zu reichliche Nahrung, oder durch andere in den Magen gebrachte nachtheilige Stoffe die Verdauung von außen her beeinträchtigt worden wäre. Sie entstehen theils als alleiniges Unwohlsein nach Aerger, Erkältung und ohne bekannte Veranlassung, theils kommen sie im Gefolge anderweitiger Erkrankungen zum Vorschein als allgemeine Vorläufer akuter Krankheiten, z. B. des Nervenfiebers, katarrhalischen Fiebers, der Lungenentzündung, des Scharlachs, Rothlaufs, Wechselfiebers u. s. w. Zu welchem Zwecke reicht der Arzt in diesen Fällen Brechmittel? Hat sich hier etwa ein Giftstoff in dem Magen gebildet, der entfernt werden müsse, um die Heilung möglich zu machen?

Es kommt allerdings öfters vor, daß sich Galle in den Magen ergießt; aber was nützt deren Entleerung nach außen, so lange die Ursache der Ergießung nicht gehoben ist? Und ist diese gehoben, dann verläßt die Galle den Magen schon von selbst wieder. Zuweilen sondert die Schleimhaut des Magens mehr als gewöhnlich ab, es entsteht Magenverschleimung; oder es bildet sich übermäßige Säure im Magen. In beiden Fällen wird durch blose Entleerung des Schleims oder der Säure nach außen keine wirkliche Heilung erzielt; die übermäßige Schleimabsonderung geht ihren Gang fort, und die Magensäure ersetzt sich wieder. — Durch Brechmittel werden also nicht einmal diese Verdauungsstörungen dauernd geheilt, geschweige diejenigen, in welchen nichts zu entleeren ist.

Die Aerzte verbinden nun mit der Brechkur noch einen allgemeinen Heilzweck, der über die speziellen Magen- und Verdauungsstörungen hinausgeht. Sie beabsichtigen nämlich durch die von dem Brechakte ausgehende einseitige Anstrengung eines Organes, des Magens, oder vielleicht auch durch die damit verbundene allgemeine Erschütterung des Körpers, eine Umwälzung im Organismus zu bewirken, die bestehende krankhafte Verstim-

mung gleichsam zu übertäuben und von ihrem ursprünglichen Sitze abzuziehen, oder, nach dem Kunstausdruck, die Krankheit zu koupiren, d. h. abzuschneiden. Das Brechmittel wirkt in dieser Beziehung lediglich als Ableitungsmittel, und wird in der Eigenschaft als solches vielfach da angewandt, wo durchaus keine Verdauungsstörungen zugegen sind, z. B. bei nervösem Kopfschmerz, allgemein fieberhaften Zuständen ohne gastrische Komplikation.

Diese Koupirmethode steht natürlich mit der Eigenthümlichkeit der einzelnen Krankheitszustände, in welchen sie gebraucht wird, ebenso wenig in besonderer Beziehung, wie die Ableitungskur überhaupt; sie läuft blos darauf hinaus, einen beliebigen Spektakel im Körper anzustellen, um die ursprüngliche Krankheit zum Schweigen zu bringen. Man könnte dem Kranken ebenso gut Schnupftabak in die Nase stopfen und so lange niesen lassen, bis er gesund wäre, indem überdies das Niesen eine weit angenehmere Erschütterung ist, als das Erbrechen; oder man könnte den Kranken durch einen plötzlichen Schreck erschüttern. Beides sind eben so gute Ableitungsmittel, wie die Brechkur. Aber die Aerzte haben vielleicht geglaubt, um die Krankheit abzubrechen, müsse auch nothwendig erbrochen sein. —

Die Aerzte haben endlich noch zu **künstlichen Ausleerungen** ihre Zuflucht genommen, um **durch dieselben eine für die Krankheit günstige Krisis** einzuleiten.

Wie früher auseinander gesetzt, kündigt sich die eintretende Besserung öfters durch reichlichere, sogenannte kritische Ausscheidungen an, namentlich durch wohlthätigen warmen Schweiß, durch vermehrte Urinabsonderung, oder beides zugleich, durch reichlichen Hustenauswurf, Fließschnupfen, ergiebigen Stuhlgang. Man meinte nun die Natur sehr klug nachzuahmen, wenn man in den entsprechenden Krankheitszuständen diese kritischen Ausscheidungen und mit ihnen die günstige kritische Wendung durch Arzneimittel künstlich herbeiführte. Es entstanden auf diese Weise die schweißtreibende, harntreibende und expektorirende Heilmethode.

Als **Diaphoretica** reichten die Aerzte Chamille, Flieder, Lindenblüthen, warmes Wasser, Brechweinstein; und zwar bei

allen Katarrhen und katarrhalischen Fiebern, im Beginne der akuten Exantheme, Masern, Scharlach, Blattern, Gesichtsrose, um den Ausbruch des Hautausschlags zu befördern; bei Erkältungskrankheiten, Rheumatismus, Zahnweh, Kopfschmerz, bei Grippe, Gicht u. a. — Für die Anregung der Nierenthätigkeit stellten sie eine große Zahl von Arzneien, die Diuretica, auf: warme Getränke, Weinsteinrahm, essigsaures Kali, Salpeter, Digitalis, Scilla maritima, Colchicum, Wachholder, Terpentin, Copaivabalsam, verdünnte Säuren, Canthariden, Uva ursi, Herba Pyrolae; und überweisen denselben zur Heilung alle wassersüchtigen Zustände, die Bright'sche Nierenkrankheit, Gicht, Rheumatismus. — Zur Beförderung der Schleimabsonderung aus den Lungen, wie des Hustenauswurfs überhaupt, bedienten sie sich der Expectorantia: Liquor ammonii anisatus, Salmiak, Benzoe, Scilla, Senega, Ipecacuanha, Brechweinstein, Goldschwefel.

Aus dem Abschnitt über Arzneimittellehre wird noch erinnerlich sein, daß namentlich die allgemein harntreibende und expektorirende Wirkung vieler Arzneien nichts weniger als zuverlässig und sicher ist. Die Kenntniß dieser beiden Wirkungsweisen ist größtentheils aus sehr getrübter Quelle geflossen, aus dem usus in morbis. Wenn nach Anwendung einer Arznei, der Eigenthümlichkeit der vorhandenen Krankheit entsprechend, entweder vermehrter Urinabgang oder reichlicherer Hustenauswurf eintrat, so dichtete man dieser Arznei ohne viel Bedenken eine allgemein harntreibende oder expektorirende Wirkung an. Viele Expectorantia und Diuretica können deshalb nur mit Mißtrauen in Anwendung gezogen werden. Diesem Mangel ließe sich indessen durch gründliche Forschungen abhelfen.

Es entsteht aber dann die zweite Frage: ist es möglich, durch künstliche Hervorrufung der gewöhnlichen kritischen Ausleerungen, Durchfall, Schweiß, vermehrte Urinabsonderung, Hustenauswurf, in den betreffenden Krankheitsfällen die günstige kritische Wendung herbeizuführen, wenn sie nicht freiwillig eintreten will? — Um diese Frage zu beantworten, muß man wissen, in welcher Beziehung die natürlichen kritischen Ausleerungen, Schweiß, Durchfall, Hustenauswurf, vermehrter Harn-

abgang, zum Zustandekommen der kritischen Entscheidung stehen; ob sie Ursache oder Wirkung der letzteren seien.

Zunächst ist hierauf zu bemerken, daß günstige Wendung der Krankheit häufig ohne vermehrte Ausscheidungen zu Stande komme, selbst bei raschem Uebergang zur Genesung, indem entweder natürlicher Schlaf die beginnende Krisis einleitet, oder erwachender Appetit den einzigen Vorläufer derselben bildet. In allen den unzähligen Fällen, wo die Genesung nicht durch ungestüme kritische Erscheinungen, sondern durch Lysis zu Stande kommt, sind ebenfalls keine vermehrten Excretionen anzutreffen. Alles das beweist, daß das Eintreten der günstigen kritischen Wendung nicht unumgänglich nothwendig an die genannten Ausleerungen gebunden sei.

Ferner bestehen in Krankheiten häufig genug erhöhte Ausleerungen, ohne daß ihnen die günstige kritische Wendung nachfolgt. Sie haben im Verlauf akuter Krankheiten sehr verschiedene Bedeutung; theils bestehen sie ohne den geringsten fördernden Einfluß auf die Genesung, theils machen sie die Krankheit sogar gefährlicher, weshalb die Aerzte schon längst kritische, symptomatische und colliquative Ausleerungen unterschieden haben. — Bei akutem Rheumatismus sind oft die heftigsten Schweiße vorhanden, ohne daß die Schmerzen deshalb gemindert oder aufgehoben werden; bei Lungenentzündung findet man zuweilen sehr kopiösen Auswurf, der Kranke geht aber trotzdem unter der heftigsten Athemnoth zu Grunde; bei Wassersucht kann der Urin ganz normal abgehen, ohne daß die Menge des angesammelten Wassers abnimmt. Alles das beweist, daß reichliche Ausleerungen im Allgemeinen nicht fähig sind, günstige Krisis einzuleiten, sondern daß erst noch andere Bedingungen hierzu mitwirken müssen.

Die natürlichen Ausleerungen sind begreiflicher Weise blos äußere Erscheinungen, denen ein innerer organischer Vorgang zu Grunde liegt; und zwar kann jede besondere Ausleerung aus sehr verschiedenen inneren Vorgängen entspringen. Keine Naturheilung kann nun, wie wir früher gesehen haben, weder durch Krisis noch Lysis, ohne die Mitwirkung der organischen Natur-

heilbestrebungen zu Stande kommen; das organische Beharrungsvermögen ruft für jeden Krankheitszustand bestimmte regulatorische Vorgänge ins Leben, durch welche die gestörte Einheit und Selbstständigkeit des Organismus wieder möglichst hergestellt wird. Diese regulatorischen Vorgänge sind folglich auch die Quelle der bei der günstigen Wendung zum Vorschein kommenden kritischen Ausleerungen. Letztere sind erst Folgezustände, und nicht sie, sondern die sie veranlassenden inneren Vorgänge sind Ursache der Genesung. Die natürlichen kritischen Ausleerungen entstehen durch die innere Thätigkeit des Organismus, und werden je nach der besonderen Krankheitsbeschaffenheit auch durch verschiedene Nervensphären vermittelt.

Offenbar ist hier der Vorgang ein anderer, als wenn von außen her eine Arzneikraft in den Organismus gelangt, und diesem Schweiß, vermehrte Urinabsonderung oder Hustenauswurf als die ihr eigenthümliche physiologische Wirkung aufdringt. Jedermann weiß, daß es ein großer Unterschied ist, ob ein Kind freiwillig aus innerer Ueberzeugung sein Unrecht eingesteht, weil es seinen Fehler eingesehen hat, oder ob es durch äußere Zwangsmaßregeln, Prügel, Hunger, Einstecken u. dergl. zu diesem Geständniß gezwungen wird. Die innere Ueberzeugung kann man durch diese äußerlichen Maßregeln nicht nach Gefallen ummodeln; und eben so wenig auch durch Diaphoretica, Diuretica und Expectorantia den inneren Vorgang herbeiführen, welcher den freiwilligen kritischen Ausleerungen zu Grunde liegt.

Durch die besondere Beschaffenheit des inneren Grundvorganges werden erst vorhandene natürliche Ausleerungen zu kritischen, d. h. mit Genesung verbundenen. Daraus folgt, daß der Arzt für jeden abweichenden Krankheitsfall gerade den speziell geeigneten Grundvorgang ins Leben rufen muß, wenn er wirkliche künstliche Krisis bewirken will. — Das ist aber mittelst der allgemein diaphoretischen, diuretischen, expektorirenden Arzneimittel unmöglich, wie überhaupt mittelst jeder so

allgemeinen Heilmethode. Dazu ist nur ein solches Heilverfahren fähig, welches die jedesmalige Krankheitseigenthümlichkeit genau ins Auge faßt.

In manchen Krankheitsfällen sind die durch Art und Maß ungewöhnlichen Ausscheidungen allerdings mittelbare Ursache zur Genesung, jedoch immer erst Folgezustände des durch die Naturheilbestrebungen bereits eingeleiteten Umschwungs. Sie gehen hier ebenfalls genau aus der Eigenthümlichkeit der krankhaften Veränderung hervor, und treten dem entsprechend in mannigfacher Gestalt auf.

Wenn ein entzündliches Exsudat in den Lungen besteht, so kann der normale Zustand nur durch Entfernung desselben erreicht werden. Die Entfernung geschieht durch innere Resorption oder durch Hustenauswurf. Dieser letztere ist also für den Organismus ein Mittel, den gesunden Zustand der Lungen wiederherzustellen; hilft jedoch nur dann zur Heilung, wenn keine neue Ablagerung in die Lungen mehr stattfindet. Die Wiedererzeugung der plastischen Ausschwitzung kann aber durch ein Expectorans nicht verhütet werden, weil dasselbe den jedesmaligen inneren Grund der die Ausschwitzung bedingenden Congestion und Stasis nicht zu heben vermag. Das expektorirende Mittel wird also im günstigsten Falle nur eine vorübergehende Erleichterung, nie aber wirkliche Heilung, mithin kritischen Hustenauswurf herbeiführen. Die Tilgung der ganzen Krankheitsanlage ist durch die ausleerende Methode nicht erreichbar. — Dazu kommt nun noch, daß die allgemein expektorirende Wirkung höchst unzuverlässig ist und es sich sehr fragt, ob eine solche überhaupt existire; sowie daß die Aerzte selbst dann noch Expectorantia reichen, wenn schon reichlicher Hustenauswurf vorhanden ist. Die expektorirende Heilmethode sinkt dadurch zum gedankenlosen Schlendrian herab.

Eine sehr verkehrte Anwendung des ausleerenden Verfahrens ist die der Diuretica bei wassersüchtigen Anschwellungen. Reichlicher Urinabgang ist allerdings ein Mittel, durch welches sich der Organismus der angesammelten Wassermenge entledigt, sobald der innere Grund der abnormen Wasseransammlung nicht

mehr fortwirkt. Solange dieser aber noch fortbesteht, so wird selbst durch wirkliche Diuretica die Wassermenge im günstigsten Falle nur vorübergehend vermindert. Heilung erfolgt durch dieselbe eben so wenig, wie durch den Bauchstich. Es ist ein übles Zeichen für den jetzigen Standpunkt der Therapie, daß die meisten Aerzte, obwohl sie recht gut wissen, daß Wassersucht nur ein Symptom ist, sich doch nicht scheuen, die therapeutische Behandlung derselben hauptsächlich auf die diuretischen Arzneimittel zu stützen.

Zuweilen sind in akuten Krankheiten vor Eintritt der kritischen Wendung die natürlichen Ausscheidungen zurückgedrängt; die Haut ist trocken, heiß, der Urin sparsam, gesättigt, der Stuhlgang hart, Mund und Nase ebenfalls trocken, kurz es besteht der Zustand, den man mit dem Namen der entzündlichen Striktur bezeichnet. Hier haben die Aerzte scheinbar den triftigsten Grund zu hoffen, daß durch unmittelbare Anregung dieser stockenden Exkretionen mittelst der Diaphoretica, Diuretica, Laxantia die wohlthätige Krisis vermittelt werde. Allein auch hier trügt die Hoffnung. — Die allgemeine Versiegung der normalen Exkretionen und der gleichwohl vorhandene Durst ist eine Folge der beschleunigten Respiration, durch welche dem Körper ungewöhnlich viel wässerige Bestandtheile entzogen werden. Was soll es demnach nützen, mittelst der harntreibenden, schweißtreibenden, laxirenden Arzneimittel reichlichere Exkretionen zu erzwingen? Der Grund der entzündlichen Striktur, die Beschleunigung der Respiration wird durch diese Arzneien nicht gehoben. Solange aber die Respiration beschleunigt bleibt, wird auch die Funktion der Haut, Nieren oder des Darmkanals nur höchstens so lange stärker hervortreten, als die Wirkung der Arznei andauert.

Aus Allem, was bisher angeführt worden ist, kann man den bestimmten Schluß ziehen: Es ist unmöglich, auf die durch Arzneimittel künstlich erzwungenen Ausscheidungen des Harns, Schweißes u. s. w. die Eigenschaften der sogenannten kritischen zu übertragen, d. h. man kann durch die ersteren nicht diejenigen Vorgänge herbeiführen, durch welche die natürlichen Ausleerungen erst zu kritischen werden.

Dasselbe Verhältniß findet bei allen kritischen Erscheinungen statt, nicht blos bei den kritischen Ausleerungen. Sie sind sämmtlich Folgezustände, und durch künstliche Nachahmung derselben im Allgemeinen werden die verschiedenen inneren Vorgänge, die ihre kritische Eigenschaft erst bedingen, nicht ins Dasein gerufen. Man hat überall die Wirkung mit der Ursache verwechselt, und gemeint, wenn nur die äußere Erscheinung des Schweißes, der Harnausleerung u. s. w. sichtbar sei, dann könne auch die gewünschte kritische Wendung nicht fehlen. Wenn Jemand, dem die Nacht zu lange währt, den Morgen dadurch herbeizwingen will, daß er seine Uhr einige Stunden vorrückt, der handelt nicht widersinniger, als hier die Aerzte mit ihren kritischen Ausleerungsmitteln. Ein Genie ist oft liederlich, ein Philosoph oft schweigsam; wird deshalb ein Dummkopf durch Liederlichkeit zum Genie, oder durch Schweigsamkeit zum Philosoph?

Wenn ein Kranker nach langem Fasten endlich etwas genießt und kurz darauf sich wohler fühlt, dann meinen vielleicht kurzsichtige Leute, die Speise habe die Besserung bewirkt; denkendere dagegen werden einsehen, daß der erwachende Appetit hier das erste Zeichen der bereits begonnenen Besserung sei. Dadurch daß man einem Kranken gegen sein Verlangen und natürliches Bedürfniß Speise und Trank aufzwingt, wird man ebenso wenig günstige Krisis zu Stande bringen, wie durch Nachäffung der kritischen Ausleerungen. — Es kommt öfters vor, daß Kranke, die wegen allgemeinen Unwohlseins viele Nächte schlaflos zubrachten oder ohne Bewußtsein heftig delirirten, aus diesem Zustande in längeren ruhigen Schlaf verfallen, aus dem sie erquickt erwachen und der Besserung mit sicherem Schritt entgegengehen. Man mag versuchen, ob ein durch Opium erzwungener Schlaf in solchen Fällen dieselben Dienste leistet, wie der natürliche; man wird eine künstliche Betäubung bewirken, der keine Besserung folgt. — Thränenausbruch wirkt außerordentlich erleichternd bei trüber, beklemmter Gemüthsstimmung, ist also in vielen Fällen ebenfalls eine kritische Ausleerung. Die Aerzte mögen probiren, ob durch erkünstelte Thränen mittelst Zwiebeln oder Meerrettig ein beklemmtes Herz erleichtert wird.

Es ist demnach unbedingt verwerflich, die natürliche Krisis durch künstliche Hervorrufung bestimmter kritischer Erscheinungen nachzuahmen, und dergestalt dem Organismus gleich das Mittel aufdringen zu wollen, vermöge dessen derselbe die Heilung bewirken soll, während doch die günstige Wendung der Krankheit oft ohne diese kritischen Erscheinungen eintritt, und letztere oft zum Vorschein kommen, ohne die erstere nach sich zu ziehen.

Wenn die Aerzte dagegen ihre Erfahrungen halten und einwerfen, daß in häufigen Fällen nach dem Gebrauch der Diaphoretica, Diuretica, Expectorantia die entsprechende Ausleerung und mit derselben rasche, vollständige Genesung erfolgt sei, so täuschen sie sich selbst. Wenn ein Arzt, wie es nicht ausbleiben kann, in einem Krankheitsfalle zufällig das wahre Heilmittel trifft, durch welches wirklich der zur Heilung nothwendige organische Vorgang angeregt und das Naturheilbestreben unterstützt wird, so tritt alsdann mit dem Beginne der kritischen Wendung möglicherweise auch die durch das Arzneimittel beabsichtigte kritische Erscheinung, Schweiß, vermehrter Urinabgang, Hustenauswurf oder Schlaf ein. Diese Erscheinung ist aber nicht mehr die primäre Wirkung der gereichten Arznei, sondern entspringt vielmehr aus den durch die Arznei angefachten Naturheilbestrebungen. Die Arznei hat nicht, wie der Arzt nun glaubt, in der Eigenschaft als diaphoretisches, diuretisches, expektorirendes oder schlafmachendes Mittel die Heilung bewirkt, sondern als sogenanntes Specificum. — Opium gilt als das beste Mittel gegen Delirium tremens, und zwar weil es Schlaf mache; denn man hat gesehen, daß von Säuferwahnsinn Befallene gerettet sind, sobald sie in ruhigen natürlichen Schlaf kommen. Diese Erklärung hat aber nicht etwa auf die Anwendung des Opium gegen Säuferwahnsinn hingeleitet; im Gegentheil hat die Beobachtung, daß Opium den Säuferwahnsinn heile, erst die genannte Erklärung ins Leben gerufen. Woher wissen nun die Aerzte, ob Opium nicht ein Specificum gegen den Säuferwahnsinn sei? Kein

Grund spricht gegen diese Annahme, wohl aber manche Gründe für dieselbe.

Ebenso liefern vorkommende Heilungen mittelst angeblicher Diuretica, Expectorantia oder Diaphoretica durchaus keinen Beweis für die Richtigkeit des allgemein krisenbefördernden Heilverfahrens, da die Aerzte nie sicher bestimmen können, ob eintretende Heilung nicht durch eine spezifische Heilkraft der verordneten Arznei bedingt werde.

Die ausleerenden Heilmethoden sind wieder ein Ergebniß der in der Therapie herrschenden Verallgemeinerungssucht; sie mußten willkommen sein, weil auch für sie die allergrobsinnigsten Arzneiwirkungen genügen, Wirkungen, die man einer ganzen Reihe von Arzneien gleichmäßig ohne charakteristische Unterscheidungsmerkmale beilegen kann, so daß der erbärmliche, dürftige Zustand der Arzneimittellehre weniger fühlbar gemacht wird. —

7.) Das antipathische Heilverfahren

besteht, wie bekannt, darin, in Krankheitsfällen dasjenige Arzneimittel anzuwenden, dessen physiologische Wirkungen dem gesammten Krankheitsbilde oder auch nur einer vereinzelten Krankheitserscheinung gerade entgegengesetzt sind; es beruht also auf dem Grundsatze: Contraria Contrariis curantur. Diese Heilmethode stammt von dem berühmten Arzte Galen, und hat sich seitdem in der Heilkunst in ungeschmälertem Ansehen erhalten; noch jetzt bildet sie einen Hauptgrundpfeiler der herrschenden Heilkunst.

Es erscheint auf den ersten Blick allerdings sehr natürlich und vernunftgemäß, gegen Stuhlverstopfung Arzneikräfte zu reichen, welche am gesunden Menschen Durchfall bewirken, oder umgekehrt Durchfall durch Arzneien zu heilen, welche Verstopfung nach sich ziehen. Opium ruft Schlafsucht hervor; was liegt näher, als diese Wirkung gegen Schlaflosigkeit zu benutzen? Es wird Jedermanns Verstande sehr einleuchten, gegen übermäßige Absonderungen Arzneien in Gebrauch zu ziehen, welche die normalen Absonderungen vermindern und austrocknend wirken. Zur Beseitigung aller möglichen Schmerzen muß ein Arzneimittel

sehr geeignet erscheinen, welches bei Gesunden allgemeine Unempfindlichkeit hervorruft, wie dies Opium und Chloroform thun. Nach demselben Grundsatze gebraucht man gegen krankhaft gesteigerte Thätigkeit des Nervensystems Arzneien, welche die normale Nerventhätigkeit herabstimmen; und umgekehrt gegen krankhaft niedergedrückte Nerventhätigkeit solche, welche erregend auf das Nervensystem einwirken, wie Baldrian, Wein, Moschus, Aether, Ammoniak; desgleichen Aromatica gegen Gangrän. Lähmungen behandelt man mit Arzneikräften, welche die normale Thätigkeit der Bewegungsnerven steigern, Krampf bewirken; z. B. Canthariden gegen Lähmung der Harnblase, Nux vomica gegen Lähmung der Extremitäten.

So vernünftig und naturgemäß indessen der Grundsatz Contraria Contrariis erscheinen mag, so beruht derselbe doch auf sehr oberflächlicher Anschauung, und erweist sich bei tieferem Eingehen als unbedingt unphysiologisch. — Wenn der Organismus sich gegen äußere auf ihn einwirkende Kräfte gerade so verhielte, wie die unorganischen Körper, dann würde allerdings das antipathische Heilverfahren seine Richtigkeit haben. Eine Kugel, von einer widerstrebenden Kraft in eine von der anfänglichen abweichende Richtung gedrängt, bewegt sich nun beständig in dieser neuen Richtung fort, ohne die geringste Neigung zu haben, nach der ersten ursprünglichen Richtung zurückzukehren. Wenn auf dieselbe Weise die organischen Thätigkeiten, sobald sie durch eine äußere Kraft in eine der naturgemäßen Entwicklung widerstreitende Richtung abgelenkt werden, diese Veränderung ohne Widerstreben fort und fort beibehielten, bis ein anderer äußerer Einfluß sie wieder nach einer dritten Richtung triebe, dann könnte allerdings eine Arzneikraft, welche der bestehenden Abweichung gerade entgegengesetzt wirkt, den Organismus wieder in die frühere naturgemäße Bahn zurückführen.

Aber, wie wir gesehen haben, besteht ein wesentlicher Unterschied zwischen unorganischen Körpern und organischen Wesen.

Die Molekularkräfte reichen nicht hin, um zusammengesetzte

Körper zu bilden; es gehört dazu stets eine dritte Kraft, welche die Grundstoffe in einen bestimmten Zustand versetzt. Diese dritte Kraft tritt bei den unorganischen Körpern von außen hinzu; die organischen Wesen dagegen enthalten sie in sich selbst. Die unorganischen Körper erleiden deshalb jede Veränderung nur durch äußere Einflüsse; die organischen Wesen hingegen bilden in sich abgeschlossene Ganze mit eigener Wärme und eigenthümlichem innerem Leben. Während die unorganischen Körper die Neigung haben, mit anderen äußeren Körpern in Verbindung zu treten, ihre Bestandtheile auszutauschen und sich in ihrer Gestalt auf das Mannigfachste zu verändern, besitzen die organischen Einzelwesen das beständige Streben, jeder von außen kommenden Einwirkung, welche ihrer organischen Natur widerspricht, entgegenzuwirken und dadurch ihre Einheit und Selbstständigkeit zu bewahren. Vermöge der ihnen innewohnenden dritten Kraft sind sie mit einem steten Beharrungsvermögen begabt, welches die Einwirkung störender äußerer Einflüsse theils abhält, theils wieder ausgleicht.

Ohne diese eigene Reaktionsthätigkeit des Organismns, die von der inneren Lebenskraft ausgeht, würde nothwendig jede einmal eingetretene Störung im Körper haften bleiben. Der Organismus würde jeder naturwidrigen Richtung, in welche er durch einen äußeren Einfluß einmal hineingetrieben worden ist, fort und fort folgen, bis diese Richtung durch einen anderen äußeren Einfluß wieder eine Veränderung erlitte, und bei der unendlichen Menge der störenden äußeren Einflüsse sich bald von der gesunden Thätigkeit so weit entfernen, daß sein Bestehen als selbstständiges Ganze in kurzer Zeit unmöglich gemacht worden wäre. — Daß dieses nicht geschieht, und selbst wirklich eingetretene Krankheiten ohne künstliche äußere Nachhülfe dem physiologischen Lebensvorgange sehr häufig vollständig wieder Platz machen, ist der sicherste Beweis für die unablässige organische Reaktions- oder Naturheilkraft.

Jedes Arzneimittel wirkt nun irgendwie störend auf den physiologischen Entwickelungsgang des Organismus ein, und ist daher für diesen ein feindlicher Eingriff, gegen welchen sofort die

organische Gegenwirkung ankämpft. Dieses allgemeine Gesetz erleidet natürlich deshalb keine Ausnahme, weil zufällig im Körper ein der Arzneiwirkung gerade entgegengesetzter Krankheitszustand besteht, indem der Organismus überhaupt keinen Unterschied zwischen Arzneimittel und Heilmittel machen kann, sondern jeder arzneilichen Kraft entgegen wirken muß, mag der Arzt mit derselben einen Heilzweck verbinden oder nicht.

Aus dem antipathischen Verhältniß ergiebt sich aber für Krankheit und Arzneiwirkung soviel mit Nothwendigkeit, daß sie Beide nicht neben einander zum Vorschein kommen können, sowenig wie zu gleicher Zeit Tag und Nacht sein kann. Die stärkere von Beiden muß stets die schwächere überdecken. Wenn also eine antipathische Arznei in hinreichend starker Gabe gereicht wird, so wird sie den entgegengesetzten Krankheitszustand überbieten und unbemerkbar machen; der durch Abführmittel bewirkte Durchfall überdeckt die vorhandene Verstopfung, die durch Opium erzeugte Schlafsucht läßt die krankhafte Schlaflosigkeit verschwinden. — Ist aber die Wirkung der antipathischen Arznei nicht stark genug, so bleibt die ursprüngliche Krankheitserscheinung; häufig läßt, wie die Erfahrung lehrt, trotz des Opium der Schmerz oder Durchfall nicht nach, oder niedergedrückte Nerventhätigkeit, Stupor, wird durch belebende Arzneistoffe nicht einmal vorübergehend gehoben.

Indessen war es doch für die Aerzte bei der dürftigen Heilfähigkeit ihrer Kunst schon ein werthvoller Erfolg, daß durch die antipathischen Arzneien eine gefährliche oder lästige Krankheitserscheinung, z. B. Schlaflosigkeit, Verstopfung, Schmerz, Durchfall, in vielen Fällen rasch verschwand, und das sehnlichst Gewünschte, Schlaf, Stuhlgang, Aufhören des Schmerzes, binnen kurzer Zeit erreicht wurde; und gerade diesem oft augenblicklichen Heilerfolge verdankt der Grundsatz Contraria Contrariis sein jetziges Ansehen.

Der Organismus sucht sich aber, wie erwähnt, jedes feindlichen Eingriffes zu entledigen; er strebt daher auch, die antipathische Arzneiwirkung wieder auszugleichen.

Hier sind zwei Fälle möglich: Entweder die Einwirkung der Arznei ist so stark, daß die organische Reaktionskraft dieselbe nicht wieder aus dem Körper zu verdrängen vermag; alsdann ist allerdings der ursprünglichen Krankheit ein dauernder Riegel vorgeschoben. Aber der Kranke ist um nichts gebessert, denn er vertauscht die natürliche Krankheit mit einer künstlichen, welcher er früher oder später unterliegt. Oder die Gegenwirkung des Organismus überwindet die Arzneiwirkung, wie es gewöhnlich geschieht, sodaß das Arzneisymptom, welches die natürliche Krankheitserscheinung verdeckte, wieder hinweggenommen wird.

Es fragt sich nun, ob die antipathische Arznei während ihrer Einwirkung auf den Organismus den inneren Grund der vorhandenen Krankheit beseitige oder nicht; und ob dem entsprechend die letztere trotz der Hinwegnahme der bemäntelnden Arzneiwirkung ebenfalls wegbleibe oder wieder zum Vorschein komme. Wir finden das Letztere.

Der Arzt ist nach dem Grundsatze Contraria Contrariis nicht im Stande, streng zu individualisiren, d. h. die Eigenthümlichkeit jedes einzelnen Krankheitszustandes genau zu berücksichtigen. Ohne strenge Individualisirung ist es aber nicht möglich, den jedesmaligen inneren Grund der Krankheit zu entfernen.

Die Aerzte wenden z. B. Opium als antipathisches Mittel gegen Schlaflosigkeit an; aber Schlaflosigkeit ist ein Folgezustand der verschiedenartigsten Grundvorgänge: Der Eine kann nicht schlafen wegen Nervenaufgeregtheit, Gemüthsunruhe, der Zweite wegen Schmerzen, der Dritte kommt vor übergroßer Mattigkeit nicht zum Schlaf, den Vierten plagt starkes Jucken, den Fünften hindert häufiges Herzklopfen am Schlafe, den Sechsten quälender Husten, der Siebente kann nicht schlafen wegen beständiger Munterkeit, wofür er sich selbst keinen Grund anzugeben weiß, der Achte wegen mannigfacher Verdauungsbeschwerden, Vollheit, Blähungen u. dergl. Häufig tritt die Schlaflosigkeit als selbstständiges und langwieriges Leiden auf, dessen innere materielle Grundlage zwar bis jetzt meistentheils unbekannt ist, jedoch nach den auf das Mannigfachste abweichenden Nebenerscheinungen in den einzelnen Fällen als eine sehr verschiedenartige angenom-

men werden muß. — Von diesen mannigfachen Grundvorgängen der Schlaflosigkeit muß man bei dem antipathischen Heilverfahren mittelst Opium völlig absehen und sich blos und allein an das Wort Schlaflosigkeit anklammern; denn Opium erstreckt sich blos auf dieses, weil es schlechtweg Schlaf macht, d. h. eigentlich Betäubung hervorruft. Zu den verschiedenen Grundursachen steht es nicht in der geringsten Beziehung, kann diese deshalb auch nicht vernichten; und doch steht und fällt jeder Fall von Schlaflosigkeit mit der ihn besonders bedingenden krankhaften Veränderung im Inneren des Organismus.

Man reicht ferner Opium und Chloroform als schmerzstillende Mittel, und zwar bei allen möglichen Schmerzen, Gesichts-, Zahn-, Kopf-, Leib-, Brustschmerzen, Magenkrampf u. s. w.; es giebt kein Contrarium ins Besondere für Zahnschmerz oder Magenkrampf oder Kolik oder für rheumatische und neuralgische Schmerzen, sondern man glaubt, die spezifische Beziehung durch die Oertlichkeit der Anwendung ersetzen zu können. Zahnschmerz hat seinen primären Grund oft in Verdauungsstörungen, Magenverderbniß, in Menstruationsstörungen, in Kopfkongestionen, entsteht durch Aerger, Erkältung, Diätfehler u. s. w., kann also von sehr verschiedenen Nervensphären ausgehen. Wie können denn alle diese besonderen Grundvorgänge durch allgemein schmerzstillende Arzneimittel getroffen und beseitigt werden? Das ist ganz und gar unmöglich.

Durchfall tritt auf: mit Leibweh, Stuhlzwang, oder ohne Schmerzen, selbst unwillkührlich abgehend; nach Farbe, Konsistenz, Geruch sehr verschieden, mit Schleim oder Eiter oder Epithelialflocken oder Blut gemischt, durch Magenverderbniß oder Erkältung hervorgerufen, im Gefolge von Nervenfieber, Cholera, als Ruhr, theils akut, theils chronisch, bei skrophulösen Kindern u. s. w. Alle diese Umstände bleiben unberücksichtigt, sobald der Arzt nach dem Grundsatze Contraria Contrariis durch eine verstopfende Arznei die Heilung erzwingen will. Die verschiedenen Grundvorgänge vorkommender Durchfälle und die Verstopfung bewirkende Eigenschaft des Opium sind einander ganz fremdartig, und gehen in so verschiedenen Nervenspären vor sich,

daß sie sich gegenseitig nicht von der Wurzel aus heben können.

Das austrocknende, abstringirende Verfahren wird benutzt bei Speichelfluß, chronischem Lungenkatarrh, Lungentuberkulose mit reichlichem Auswurf, bei stark absondernden Geschwüren, Blutungen, chronischem Schnupfen, bei allen möglichen Schleimflüssen, weißem Flusse, bei nässenden Hautausschlägen, Tripper, als wenn es überall nur darauf ankäme, das Uebermaß einzuschränken, statt daß Sitz, Beschaffenheit, Veranlassung der Ausscheidungen, anderweitige Nebenerscheinungen, also die jedesmalige innere materielle Grundlage der Krankheit, den Ausschlag bei dem einzuschlagenden Heilverfahren geben sollte.

Bei fieberhaften Zuständen fassen die Aerzte oft das eine Symptom, die Beschleunigung des Pulses, ins Auge, und meinen das Fieber zu heilen, wenn sie nach dem Grundsatze Contraria Contrariis mittelst Digitalis den Puls verlangsamen. Fieber ist eine der allgemeinsten Krankheitserscheinungen, bei den verschiedenartigsten Krankheiten vorhanden. Es ist sonach schon falsch, gegen das Fieber überhaupt eine allgemeine Behandlungsweise zu richten, d. h. dasselbe stets mit ein und denselben Waffen zu bekämpfen, und nun vollends dadurch, daß man eine einzelne Erscheinung des Fiebers, die Beschleunigung des Pulses, mit einem allgemein pulsverlangsamenden Arzneimittel überdeckt. Was haben denn die außerordentlich mannigfachen Grundvorgänge des Fiebers und der Pulsbeschleunigung, welche möglicher Weise von jedem Organe ausgehen können, mit der allgemein pulsverlangsamenden Eigenschaft der Digitalis zu schaffen? Beide gehen einander nichts an. Wenn eine Uhr in Folge eines inneren Fehlers zu rasch läuft, wird dieser Fehler etwa dadurch geheilt, daß man die Uhrzeiger mit dem Finger eine Zeit lang zurückhält?

Das antipathische Heilverfahren ist fast stets nur gegen eine vereinzelte Krankheitserscheinung, selten gegen die gesammte Krankheit gerichtet, umfaßt aber nie die ganze Eigenthümlichkeit eines Krankheitszustandes; es verleitet in Folge dessen dazu, blos symptomatisch zu verfahren. Gegen verschiedene Krankheiten ist

es geradezu unmöglich den Grundsatz Contraria Contrariis in Anwendung zu ziehen, z. B. gegen Nervenfieber, Wechselfieber, Wassersucht, Epilepsie, Gelbsucht; die Aerzte müssen sich deshalb damit helfen, daß sie gegen einzelne herausgerissene Symptome dieser Krankheiten ihre antipathischen Arzneien verordnen.

Das antipathische Heilverfahren ist also so allgemein, und geht so wenig auf die charakteristischen Eigenthümlichkeiten der Krankheiten ein, daß die nach dem Grundsatze Contraria Contrariis gewählte Arznei auch nie in näherer Beziehung zu den besonderen inneren Krankheitsursachen stehen kann, und folglich nie fähig ist, den inneren Grund einer Krankheit dauernd zu entfernen und damit zugleich die Krankheit selbst zu heilen.

Daß dies so ist, wird Niemandem auffallen, wenn er die Arzneiwirkungen betrachtet, welche für den antipathischen Heilzweck in Gebrauch gezogen werden. Diese sind ebenso grobsinnig und oberflächlich, wie bei allen vorher abgehandelten Methoden; so die betäubende Wirkung des Opium und Chloroform, die abführende der Laxantien, die allgemein austrocknende der Adstringentien, die Pulsverlangsamung der Digitalis, die allgemein erregende Wirkung der Aromatica u. s. w. Man sagt gewöhnlich: wie der Herr, so das Geschirr; ebenso gut kann man sagen: wie die Arzneimittelkenntniß, so die Heilmethoden. Auf grobsinnige Arzneiwirkungen läßt sich auch nur ein grobsinniges Heilverfahren bauen. —

Die antipathische Arznei hebt also nie den inneren Grund der Krankheiten. Sobald sie demnach von der organischen Gegenwirkung überwunden und aus dem Körper verdrängt worden ist, muß auch die innere ungeheilte Krankheit wieder vollständig zum Vorschein kommen. Das anfängliche Verschwinden einer der gereichten Arznei entgegengesetzten Krankheitserscheinung, z. B. des Schmerzes, Durchfalles, der Schlaflosigkeit, Verstopfung, kann wohl bei oberflächlicher Betrachtung eine wirkliche Heilung vorspiegeln, muß sich aber bei fortgesetzter gründlicher Beobachtung bald als

Scheinheilung offenbaren. So scheint es wohl auch, als habe der Fluß einen entgegengesetzten Lauf angenommen, wenn der Wind der Strömung entgegenweht, und doch verfolgt das Wasser unter der rückwärts rollenden Oberfläche seinen alten Lauf weiter. Ebenso wird die krankhafte Richtung der organischen Thätigkeiten, welche bekämpft werden soll, durch das antipathische Arzneimittel scheinbar in die entgegengesetzte übergeführt. Die Bewegung in jener ursprünglichen Richtung wird jedoch nur an der Oberfläche, d. h. in ihrer äußeren Erscheinung gehemmt; in ihrem inneren Grunde nicht aufgehoben, da die antipathische Arznei die jedesmalige innere Krankheitsursache nicht berührt, sowenig wie das Gesetz der Schwere, dem das Wasser folgt, durch den Wind beseitigt wird.

Die Erfahrung bestätigt nicht allein das nachträgliche Wiedererscheinen der Krankheiten, sondern hat auch gezeigt, daß nach dem Gebrauche der antipathischen Arzneien jedes Uebel sogar hartnäckiger und stärker auftrete, als vorher. Nach vielfach gebrauchten Abführmitteln wird der Stuhlgang härter und seltener, und bestehende Neigung zu Verstopfung durch Mißbrauch von Laxantien nur hartnäckiger, sodaß zuletzt ohne künstliche Nachhülfe gar kein Stuhl mehr erfolgt. Leute, die wegen gewohnter Schlaflosigkeit fortwährend zu Opium greifen, verfallen um so mehr in dieses Leiden, sodaß sie zuletzt ohne Opium gar nicht schlafen; sie müssen zu immer größeren Gaben des Opium schreiten, weil sich der Organismus an das Arzneimittel gewöhnt. Kaltes Wasser lindert für den Augenblick sehr die Schmerzen eines verbrannten Gliedes; befördert aber nachträglich die Entzündung, und die Schmerzen sind um so heftiger, sobald man den verbrannten Theil aus dem Wasser zieht. Wenn eine Person von traurigem, melancholischem Gemüthszustande in heitere ausgelassene Gesellschaft gebracht wird, so steigert sich der Trübsinn oft schon mitten in der fröhlichsten Umgebung oder nachträglich in der Einsamkeit.

Der Grund dieser nachträglichen Verschlimmerung ist folgender: Die antipathischen Heilmittel erzeugen eine Arzneikrankheit,

welche ihrem Heilobjekte, der natürlichen Krankheit, gerade entgegengesetzt ist. Gegen beide, sowohl die natürliche als künstliche Krankheit, ruft der Organismus zur Wahrung seiner Einheit und Selbstständigkeit antagonistische Thätigkeiten ins Leben. Jede antagonistische Thätigkeit strebt natürlich stets derjenigen Störung, durch welche sie veranlaßt worden ist, direkt entgegen. In welchem Verhältnisse daher zwei Krankheitszustände zu einander stehen, in demselben stehen auch die beiderseitigen organischen Thätigkeiten zu einander, welche die Aufgabe haben, diese beiden Störungen wieder auszugleichen, nur daß letztere das entgegengesetzte Ziel verfolgen als erstere. Daraus folgt, daß die beiderseitigen antagonistischen Thätigkeiten, welche auf der einen Seite durch die natürliche Krankheit, auf der anderen durch die antipathische Arzneikrankheit hervorgerufen werden, sich ebenso direkt entgegenstehen, als diese Grundkrankheiten selbst. — Oder mit anderen Worten: Die antipathischen Arzneien ziehen organische Reaktionsthätigkeiten nach sich, welche auf dasselbe Ziel lossteuern, was die bestehende Krankheit bereits verfolgt, und das Gegentheil von dem bezwecken, was das gegen diese Krankheit gerichtete Naturheilbestreben zur Aufgabe hat. Sie heben also den Einfluß des letzteren theilweise auf, schwächen die Energie desselben im Verhältniß zur bestehenden Krankheit; und wenn die Naturheilkraft vorher nicht im Stande war, die Störung zu überwinden, so vermag sie dies jetzt um so weniger.

Ohne Mitwirkung der organischen Naturheilkraft kann aber keine Krankheit in Heilung übergehen. Die Anwendung antipathischer Arzneien macht demnach jede Krankheit eingreifender und hartnäckiger; günstige kritische Wendung wird durch dieselben nie angebahnt, vielmehr gerade das Gegentheil derselben befördert. Die **antipathische Heilmethode** ist deshalb ein völlig unphysiologisches, unorganisches Verfahren. — Alle antipathischen Mittel

wirken wie der Blitz, der die dunkle Nacht plötzlich erhellt und blendet, rasch aber wieder verschwindet und die Dunkelheit um so fühlbarer macht; sie sind blose Gewaltmittel, die einen inneren Uebelstand nur so lange niederhalten, als ihre eigene Wirkung auf den Körper fortdauert, nie aber vollständige bleibende Heilung herbeiführen.

Manche Aerzte werden dieser Erörterung die Erfahrung entgegenhalten, daß durch Opium oder Chloroform öfters Zahnschmerz verdrängt worden sei, ohne wieder zu erscheinen, oder Durchfall nach Opium sich dauernd verloren habe. Aber erstlich ist das dauernde Wegbleiben eine seltene Ausnahme, das Wiedererscheinen des Uebels dagegen die Regel, und überall muß die Regel und nicht die Ausnahme gelten. Zweitens kann es wohl vorkommen, daß leichte Uebel während der antipathischen Kur von selbst wegbleiben. Chronische Schmerzen, hartnäckiges, eingewurzeltes Zahnweh, veraltete Gesichtsschmerzen, chronische Schlaflosigkeit, habituelle Stuhlverstopfung, chronischer Durchfall, sowie die Neigung zur Wiederkehr eines Uebels werden nach dem Grundsatze Contraria Contrariis niemals geheilt.

Der einzige Nutzen der antipathischen Heilmethode ist im günstigsten Falle vorübergehende Linderung; so kann man betäubende Mittel anwenden, um heftige Schmerzen für kurze Zeit unfühlbar zu machen, oder abstringirende Stoffe, Aetzmittel bei Gefahr der Verblutung, Abführmittel oder Klystier bei gefahrdrohender Verstopfung, um Frist für die wirkliche Heilung zu gewinnen u. s. w.

Aber auch mit dieser vorübergehenden Linderung muß der Arzt äußerst vorsichtig sein, wenn er dieselbe nicht mit nachfolgender Verschlimmerung theuer erkaufen will. Mancher Kranke muß es mit der Gesundheit oder dem Leben bezahlen, daß die Aerzte so häufig zu Opium greifen, weil sie in Ermangelung von specifischen Heilmitteln nichts Besseres zu thun wissen. Es ist deshalb eine weit getriebene Gedankenlosigkeit, wenn sich manche Aerzte auf ihren Opiumschlendrian noch viel einbilden, statt sich zu bemühen, das Opium allmählig durch Specifica zu verdrängen. Wenn Sydenham gesagt hat, er möchte ohne Opium

nicht Arzt sein, so hatte er von seinem Standpunkte aus vielleicht Recht; er legte aber dadurch zugleich ein trauriges Bekenntniß von der Heilunfähigkeit seiner Kunst ab. Man kann wohl sagen, der Gebrauch des Opium ist ein richtiger Maßstab für die Heilfähigkeit der ars medica; je mehr Opium verordnet wird, desto geringer ist die Zahl der wirklichen Heilmittel. Der berühmte Arzt Stahl, welcher Opium als unbedingt schädlich verdammte, blickte deshalb weiter als Sydenham, über den kläglichen Zustand der bestehenden Heilkunst hinaus; er übersah deutlich den ungeheuren Schaden, der durch die Aerzte mittelst des Opium angerichtet wurde.

Mögen die Aerzte also recht viel Specifica in die Heilkunst einzuführen streben, und den Gebrauch der höchstens zur Linderung tauglichen antipathischen Heilmethode stets nur als eine unwillkommene Ausnahme von der Regel betrachten. — —

Wir sind nun mit den hauptsächlichsten Heilmethoden der herkömmlichen Heilkunst zu Ende. Es giebt zwar einige, die noch nicht besprochen worden sind, z. B. die einhüllende, kühlende, reizmildernde, alterirende, Menstruation befördernde; allein diese sind theils so unbedeutend, theils so verwandt mit den bereits besprochenen, daß wir sie mit Recht übergehen dürfen. Da sich die abgehandelten Methoden theils als völlig falsch, theils als höchst unvollkommen erwiesen haben, so kann man die übrigen getrost hinter diesen drein werfen.

Sämmtliche Heilmethoden sind hauptsächlich durch den Mangel an Arzneikenntnissen entstanden; da die Aerzte von den Arzneien nichts als grobsinnige, oberflächliche Wirkungen kannten, so mußten sie auch zu grobsinnigen, oberflächlichen Heilmethoden greifen, und sich bemühen, die dürftigen Arzneikenntnisse soviel als möglich auszubeuten, indem sie recht allgemeine Verfahrungsarten aufstellten, die gleich auf ein ganzes Heer von Krankheiten übertragen werden konnten. Aber was ursprünglich die Noth hervorgerufen hat, das preist man jetzt als wohlthätige Erfindung, obwohl in der Noth Manches für schmackhaft und

genießbar gefunden wird, was bei besserer Wahl Niemand anrühren würde.

Daß die Heilkunst aus so verschiedenartigen Methoden, die meistens nichts mit einander gemein haben, zusammengeflickt worden ist, das allein weist schon mit Sicherheit darauf hin, daß keine Methode von allen die richtige sei. Eine wahrhafte Heilmethode, die den Namen in der That verdienen soll, muß allgemeingültig sein, weil der Organismus ein eng verbundenes harmonisches Ganze bildet, und in den Beinen oder in der Haut nicht anderen Gesetzen folgt, wie im Gehirn oder in den Lungen. Gleichwie der Organismus ein einheitliches Ganze ist, ebenso muß auch die Heilkunst eine Einheit bilden. —

Aus diesen verschiedenartigen, einander ganz fremdartigen Heilmethoden ist außerdem noch eine für die Heilkunst höchst nachtheilige Einrichtung entsprungen, nämlich das Zusammenmischen mehrerer Arzneistoffe zu einem sogenannten Rezepte. — Dieses Zusammenmischen ist ein uralter Gebrauch, der schon bald nach Hippokrates auftauchte; es wurde allmählig zu einer förmlichen Kunst, der Rezeptirkunst, ausgedehnt, und noch jetzt gilt es für eine lobenswerthe Eigenschaft des Arztes, ein gutes und richtiges Rezept schreiben zu können.

Das Rezeptiren verdankt seine Entstehung, wie gesagt, den vielen Heilmethoden. Es ist ein nothwendiges Ergebniß derselben gewesen, sonst würden die Aerzte doch wohl das Einfache und Natürliche dem Zusammengesetzten und Gesuchten vorgezogen haben; und das Einfachste und Natürlichste ist unstreitig, nur eine Arznei auf einmal zu verordnen. Aber an das Falsche, Unreine krystallisirt sich immer mehr Falsches, Unreines an, an das Wahre immer mehr Wahres.

Gesetzten Falls der Arzt habe folgendes Krankheitsbild vor sich: katarrhalischen Husten mit Schleimauswurf, Verstopfung der Nase, Kopfschmerz, allgemeines Frösteln, fieberhaften Zustand, Schlaflosigkeit. — Gegen diesen Krankheitszustand würde zwar mancher Arzt sofort ein einziges Heilmittel in Bereitschaft haben, z. B. Brech- oder Ableitungsmittel. Andere aber, die näher

auf alle anwesenden Krankheitserscheinungen eingehen wollen, finden kein Mittel, welches allen diesen zusammen entspräche; wohl aber besitzen sie besondere Mittel gegen das Fieber, besondere gegen Schlaflosigkeit, und wieder andere gegen den katarrhalischen Husten. Was ist nun natürlicher, als diese verschiedenen Arzneimittel zusammen zu verbinden und jeder einzelnen Krankheitserscheinung mit einem besonderen Heilmittel aufzuwarten? also Digitalis gegen das Fieber, Salmiak gegen den Husten zu verordnen, und gegen Schlaflosigkeit und Kopfschmerz etwas Opium zuzusetzen?

Oder es leidet ein Kranker an Lungenschwindsucht; heftige Schweiße und öfterer Durchfall quälen ihn, er kann Nachts nicht schlafen und fühlt sich unendlich matt und schwach, der Husten ist mit reichlichem Eiterauswurf begleitet, der Ernährungszustand tief gesunken und zugleich Fieber vorhanden. — Sämmtliche anwesende Krankheitserscheinungen vermag der Arzt mit einem einzigen Arzneimittel nicht zu decken, er hat kein Specificum, um die tuberkulöse Ablagerung zum Stillstand zu bringen; es bleibt ihm deshalb nichts übrig, als jedes einzelne Symptom getrennt für sich ins Auge zu fassen. Er giebt Plumbum aceticum als austrocknendes Mittel gegen die übermäßigen Schweiße und den Hustenauswurf, bekämpft die Schlaflosigkeit und den Durchfall mit Opium, reicht Digitalis gegen das Fieber, und begegnet dem Sinken der Kräfte mit China oder Eisen, sodaß das fertige Rezept aus Bleiessig, Opium, Digitalis und China besteht.

Ferner kommt es vor, daß der Arzt einen herabgekommenen Kranken mit China stärken will; die China fällt aber aus der ihr zugedachten Rolle, extemporirt und bewirkt unerwünschten Durchfall. Soll der Arzt deshalb von der China abstehen? Das thut er nicht, sondern fügt der China etwas Opium bei, um jene mißliebige Wirkung auszugleichen; Opium wirkt dann als sogenanntes Corrigens virtutis. — Oder es klagt ein Kranker über den unausstehlichen Geschmack einer Arznei, und versichert, dieselbe nicht mehr einnehmen zu können. Der Arzt will aber nicht gern von seinem Mittel ablassen; er hilft sich

deshalb damit, diesem Arzneimittel einen wohlschmeckenden Stoff zuzusetzen, z. B. Pommeranzenschalen, Himbeersyrup, Fenchel, Anis, Zimmt, Pfeffermünze, bei Salmiak Succus Liquiritiae. Diese Stoffe heißen dann Corrigentia saporis.

Durch solche und ähnliche Fälle ist das Zusammenmischen der Arzneien in die Heilkunst eingeführt worden. Die Aerzte suchten offenbar durch die Vereinigung verschiedener Arzneien zu einem Rezepte allen Anforderungen in einem Krankheitsfalle zu genügen, da sie es meist mit einem Arzneimittel nicht vermochten, oder sie beabsichtigten, irgend welche unwillkommene und störende Nebenwirkungen des eigentlichen Hauptmittels durch Zusetzen eines oder mehrerer anderer Arzneien in Schach zu halten.

Dieses Zusammenmischen blieb aber keineswegs auf das Nothwendigste beschränkt, sondern gewann mit der Zeit immer mehr an Ausdehnung; man fand diese Mischungen schön und entwöhnte sich förmlich der einfachen Arzneien. Die Willkühr machte sich auch hier, wie überall in der Heilkunst, breit; man mischte zuletzt zusammen, ohne eigentlich zu wissen warum, und vermöge der verschiedenen Arzneiformen, Pulver, Pillen, Aufguß, Abkochung, Mixturen, Bissen, Zeltchen, Emulsionen, Tropfen, Syrupe, Latwergen, Salben, Pflaster, giebt es kaum zwei Arzneien, die man nicht zusammen verschreiben könnte. Wenn die Aerzte heut zu Tage abführen wollen, so verordnen sie häufig 2 bis 3 Abführmittel zusammen, z. B. Calomel und Jalappe, Sennesblätter und Glaubersalz, Aloe und Rhabarber; warum, das ist schwer zu errathen. Thun sie es blos in der Absicht, die Abführwirkung zu verstärken, so können sie ja ein einziges Abführmittel in stärkerer Gabe reichen oder ein eindringlicheres Purgirmittel verschreiben. Ebenso mischen sie China und Eisen als Stärkungsmittel zusammen, und setzen wohl noch Radix Colombo zu; begnügen sich ferner selten mit einem blutreinigenden Mittel, sondern mischen 4, 5 und mehr zu einem Rezepte zusammen und brauen daraus ihre Holztränke, z. B. aus Dulcamara, Sassaparilla, Guajacum, Taraxacum, Saponaria. Sie finden es endlich ganz unbedenklich, dem Kranken neben der innerlichen

Arznei, welche gewöhnlich schon eine Mischung ist, noch Chamillen-, Fliederthee trinken zu lassen, oder nebenher äußerlich ein Blasenpflaster oder Senfteig anzuordnen.

Wenn der Arzt solche Mischungen verordnet, so beabsichtigt er offenbar, daß jedes der gleichzeitig gereichten Arzneimittel selbstständig seinen Weg verfolge und genau diejenigen Wirkungen entfalte, die es, soweit ihm bekannt ist, für sich gegeben auf den Organismus äußert. Die zusammen verordneten Arzneien sollen neben einander, nicht in einander laufen; keine soll sich durch die andere in den ihr eigenthümlichen Wirkungen stören lassen. — Der Arzt verordnet z. B. in einem Falle von Typhus ein Infusum Valerianae zur Hebung der gesunkenen Nerventhätigkeit; dazu setzt er wegen häufiger Durchfälle etwas Opiumtinktur, und löst darin wegen großer Hitze des Kranken noch ein kühlendes Mittel, Cremor tartari, auf. Keins von diesen Mitteln darf sich nun von den anderen in seinen eigenthümlichen Wirkungen beeinträchtigen lassen; sie dürfen sich gegenseitig nicht um einander bekümmern: Valeriana hat die Aufgabe, das Nervensystem zu beleben, und darf sich darin durch die nervenbetäubende Wirkung des Opium nicht stören lassen; Opium soll den Durchfall hemmen, und Weinsteinrahm darf sich nicht unterstehen, diesen Bestrebungen entgegenzuwirken. — Das Alles ist freilich eher gesagt, als gethan.

Der Organismus bildet, wie mehrfach auseinandergesetzt, ein innig zusammenhängendes Ganze. Das ganze Nervensystem steht durch das Gehirn in der engsten gegenseitigen Verbindung, das Gefäßsystem ist eine zusammenhängende Röhrenleitung; ohne Betheiligung der Nerventhätigkeit kommt keine Krankheit zu Stande. Im Gehirn können zwei Eindrücke unmöglich völlig getrennt von einander bleiben, sie müssen einander berühren. S o w e n i g e s ö r t l i c h e K r a n k h e i t e n g i e b t, e b e n s o w e n i g k ö n n e n i m O r g a n i s m u s z w e i v o n e i n a n d e r v ö l l i g u n a b h ä n g i g e K r a n k h e i t e n b e s t e h e n; d i e e i n e K r a n k h e i t w i r k t n o t h w e n d i g a u f d i e a n d e r e z u r ü c k.

Zwei dem Organismus gleichzeitig einverleibte Arzneikräfte rufen demnach nicht zwei von einander unabhängige Krankheiten

ins Leben, im Gegentheil berühren sich ihre Wirkungen und gerathen vermöge der in einander greifenden Nerventhätigkeiten in gegenseitige Verbindung. In Folge dessen wird zwar die jeder Arznei eigenthümliche Kraft durch Darreichung einer zweiten Arznei nicht abgeändert, jedoch das durch die erstere Arznei bewirkte Krankheitsbild verwischt und unkenntlich gemacht. Die jeder der beiden Arzneien eigenthümlichen Krankheitserscheinungen laufen in einander, sodaß man fernerhin nicht mehr mit Sicherheit unterscheiden kann, welche Erscheinungen von der einen Arznei und welche von der anderen herrühren. Es treten ferner neue Krankheitserscheinungen auf, die weder der einen noch anderen Arznei allein eigenthümlich sind; wogegen andere Erscheinungen wegbleiben, die bei alleiniger Einwirkung der 1. oder 2. Arznei zum Vorschein gekommen wären. — Es entsteht dasselbe, wie bei der Einwirkung zweier mechanischer Kräfte auf einen Körper: Die Wirkungen der beiden Kräfte können in Bezug auf ein und denselben Körper nicht ungestört zur Entwicklung kommen, sondern gehen in einander über; der Körper bewegt sich in einer mittleren Richtung, die sich bald mehr nach der einen Kraft, bald nach der anderen hinneigt, je nach dem Verhältnisse der beiderseitigen Einwirkung. Es ist dies das bekannte Gesetz vom Parallelogramm der Kräfte. Daß die organische Reaktion gegen die beiden Arzneiwirkungen ankämpft und sie wieder auszugleichen strebt, während bei den unorganischen Körpern dieser Widerstand fehlt, kommt hier nicht in Betracht.

Es entstehen also durch zwei gleichzeitig einverleibte Arzneikräfte nicht zwei getrennt von einander verlaufende Krankheiten im Organismus, sondern eine einzige mittlere, gleichwie aus den Grundfarben blau und gelb die Mischfarbe grün wird.

Gesetzten Falls es ginge jedes Arzneimittel, ohne von anderen gestört zu werden, im Organismus seinen eigenen Weg, dann könnte man getrost 10 und 20 Arzneistoffe zugleich verschreiben, sogut wie 3 und 4, oder alle Arzneimittel, die man in einem besonderen Krankheitsfalle für möglicherweise heilsam

hielte, zusammenmischen, um mit desto größerer Sicherheit das richtige zu treffen. Soweit versteigen sich aber die Aerzte nicht; obwohl sie 6 und selbst 8 Arzneien ohne Anstoß zusammenmischen, so halten sie doch wenigstens an dem Grundsatze fest, daß man jeden Unsinn mit Maß und Ziel treiben müsse. — Oefters fügen die Aerzte sogar ein Arzneimittel dem anderen in der Absicht bei, um durch jenes bestimmte unwillkommene Wirkungen des anderen nicht zum Vorschein kommen zu lassen; sie setzen z. B. zu China noch Opium, damit erstere keinen Durchfall bewirke, oder zu Salmiak Succus Liquiritiae, damit der üble Geschmack des ersteren unfühlbar gemacht werde. Sie wünschen also in diesen Fällen sogar, daß die Wirkungen der beiden Arzneien nicht neben einander herlaufen, sondern in einander greifen und sich gegenseitig beeinflussen sollen.

Warum ist es denn den Aerzten nicht gleichgültig, wenn während ihrer Behandlung Erkältung, Gemüthsbewegungen, Diätfehler auf den Organismus einwirken? Offenbar deshalb, weil sie gesehen haben, daß durch derartige äußere Einflüsse die Heilwirkung ihrer Mittel gestört oder geradezu aufgehoben wird. Ein Arzneimittel ist aber für den Organismus gerade so gut ein störender äußerer Einfluß, wie Erkältung, Diätfehler u. dergl., und auf gleiche Weise geeignet, die Wirkung einer anderen Arznei abzuändern und ihre etwaige Heilwirkung aufzuheben.

Mittelst dieser Zusammenmischungen verschiedener Arzneien zu einem Rezepte behandeln die Aerzte den Organismus als einen aus mehrfachen einander nichts angehenden Systemen zusammengesetzten Bau, sodaß demzufolge jede vorhandene Krankheitserscheinung einem besonderen Systeme angehört und ihr eigenes Heilmittel verlangt. — In England soll es vorgekommen sein, daß ein Arzt, zu einem Falle von Blasenentzündung gerufen, gegen das vorhandene Fieber etwas verordnete, vielleicht Digitalis, und dann den Kranken anwies zum Chirurgen zu schicken, damit dieser gegen die örtliche Entzündung verfahre. Darüber werden die Meisten lachen. Aber ist es nicht ebenso lächerlich, wenn ein und derselbe Arzt gegen das Fieber Digitalis und gegen die örtliche Entzündung Salpeter verordnet? Und

giebt es denn bei uns nicht auch noch Chirurgen, die blos äußerliche, aber keine innerlichen Krankheiten behandeln dürfen, ächt zunftgemäß, gleichwie der Schmied keine Schlosserarbeit, der Drechsler keine Schreinerarbeit vornehmen darf?

Sobald es nun wirklich festgestellt ist, daß zwei Arzneimittel sich gegenseitig in ihren Wirkungen abändern und eine mittlere Arzneikrankheit bedingen, so stehen die willkührlichen Arzneigemische, wie sie noch jetzt im Schwung sind, in entschiedenem Widerspruche mit der medizinischen Wissenschaftlichkeit, und widerstreiten jedem bewußten Handeln, da der Arzt nie im Voraus den Erfolg seiner Rezepte zu berechnen vermag. — Der Spielraum zur Entfaltung der ohnehin eingerissenen Willkühr wird durch diese Arzneimischungen ins Unübersehbare erweitert, und Uebereinstimmung, gemeinsame treue Beobachtungen noch bedeutend mehr erschwert. Jeder Arzt experimentirt mit anderen Werkzeugen, denn die Arzneimischungen ändern sich nach jeder Persönlichkeit. Wiederholte, zuverlässige Erfahrungen sind fast unmöglich gemacht, denn der Arzt ist selten im Stande, die reinen und unverfälschten Wirkungen der einzelnen Arzneimittel aus den Gemischen herauszufinden. Wer den Geschmack eines Gewürzes noch nicht kennt, der wird ihn nie rein kennen lernen, wenn er das Gewürz, mit 2, 3 anderen vermischt, auf die Zunge bringt. Wenn ein Arzt gegen Magenkrampf Bismuthum nitricum, Magnesia usta und Oleum Cajeputi zusammen verordnet, und der Magenkrampf verschwindet, wer will dann bestimmen, welches Mittel das heilende gewesen sei? — Da die Aerzte von jeher aus den Heilerfolgen solcher Gemische auf die Wirkungen der einzelnen Arzneien geschlossen haben, so kann man sich einen Begriff machen, welche zahllosen Irrthümer sich dadurch in die Arzneimittellehren haben einschleichen müssen.

Endlich ist noch ein Umstand zu berücksichtigen: Wenn nämlich der Arzt zwei, drei und mehr verschiedenartige Arzneikräfte auf den Organismus einwirken läßt, und zwar jede in Betreff einer einzelnen Wirkung, welche nur einen Theil von dem Wir-

kungskreise derselben ausmacht, z. B. Durchfall, Verlangsamung des Pulses, so werden von jeder Arznei auch anderweitige Wirkungen zum Vorschein kommen, die mit der beabsichtigten Heilwirkung nichts zu thun haben, dagegen aber die Heilwirkung eines anderen Mittels aufheben, sich gegenseitig durchkreuzen, und eine heillose Verwirrung im Organismus anrichten.

Die Aerzte mögen sich hier durch eine einfache Geschichte belehren lassen: Es war einmal ein Volk, das wollte gern einen in jeder Beziehung vortrefflichen Fürsten haben. Da es aber einen solchen nicht gleich finden konnte, so suchte es erstlich einen Mann, der einen hohen Grad von Rechtlichkeit besaß, dann einen, der alle Anderen durch seinen Scharfsinn überragte, ferner einen dritten von gewaltigem Muth und Feldherrntalent, einen vierten, der um seines ausgezeichneten Gedächtnisses und seiner ausgebreiteten Kenntnisse willen in Ansehen stand, einen fünften, der mit lobenswerther Sparsamkeit begabt war, und so für jede einzelne Fürstentugend einen besonderen Mann. Und nachdem das Volk solche Männer gefunden hatte, ertheilte es ihnen zusammen die Macht, das Land zu beherrschen. Aber es fand sich in seinen Erwartungen sehr betrogen. Der Rechtliche war sehr beschränkten Geistes, er durchkreuzte die Pläne des Scharfsinnigen mit verkehrten Maßregeln. Der Scharfsinnige war unredlich und eigennützig; soviel er dem Lande auf der einen Seite durch seinen Scharfsinn nützte, soviel schadete er auf der anderen durch seinen Eigennutz. Der Tapfere wollte immer Krieg, um darin glänzen zu können. Der Gelehrte und Gedächtnißreiche war ein Verschwender, und vergeudete das, was der Sparsame zurücklegte. Dieser wollte weniger auf Schulen verwenden, dagegen stritt der Gelehrte als Kultusminister. Der Sparsame wollte nun mehr Steuern erheben, dagegen erhob sich der Rechtliche. — So nahm Keiner auf den Anderen Rücksicht; neben der guten Eigenschaft eines Jeden kamen auch seine Schattenseiten zum Vorschein, die das Volk anfangs übersehen hatte. Jeder verfuhr einseitig nach seiner Denkungsart; die Wirkungen ihrer guten Eigenschaften wurden durch die Aeußerungen ihrer schlechten wieder aufgehoben, und da Einer

soviel Macht hatte wie der Andere, so fehlte jede Einheit und jedes planmäßige Zusammenwirken in der Regierung des Landes. Es entstand eine entsetzliche Verwirrung, und statt daß die Wohlfahrt des Landes sich gehoben hätte, wurde sie von Tag zu Tag zerrütteter. Da traten die Weisen im Volke zusammen zur Berathung und sagten: „Das darf nicht mehr so fortgehen; wir müssen gehen und suchen, daß wir einen Mann finden, der alle Herrschertugenden in sich vereinigt." — Mögen die Aerzte desgleichen thun! —

Es giebt nur einen einzigen Weg, in diese Arzneigemische Sinn und Verstand zu bringen. Dieser besteht darin, daß man die Mischungen in feststehenden Verhältnissen und nach allgemein eingeführten Formeln zu Heilzwecken verwendet, und sie gleichsam als neue, unveränderliche Einheiten betrachtet. Solcher feststehenden Arzneimischungen finden sich allerdings schon mehrere in der Arzneimittellehre, z. B. das Zittmannsche Dekokt, Pulvis Plummeri (Guajac, Goldschwefel und Calomel), Pulvis Doveri (Ipecacuanha, schwefelsaures Kali, Opium), das Horstische Augenwasser oder Collyrium adstringens luteum u. a.

Indessen ist es doch begreiflicher Weise sehr ungereimt, die Heilwirkungen von Arzneigemischen bestimmen zu wollen, ehe man die sie zusammensetzenden einfachen Arzneistoffe gründlich und erschöpfend kennen gelernt hat. Das Collyrium adstringens luteum besteht z. B. aus Salmiak, schwefelsaurem Zink in destillirtem Wasser aufgelöst, dazu Kampher und Crocus zugesetzt. Ueber die Heilwirkungen dieser vier Arzneistoffe weiß man außerordentlich wenig, über Crocus eigentlich gar nichts. Wie widersinnig ist es nun, dieser Mischung, dem Horstischen Wasser, bestimmte Heilwirkungen beizulegen, ohne zuvor ihre Grundbestandtheile einigermaßen kennen gelernt zu haben! Und welcher rationelle Grund mag wohl diese 4 Substanzen zusammen geführt haben? — Das Zittmannsche Dekokt besteht aus Sassaparilla, Zinnober, Calomel, Senna, Anis, Fenchel, Radix Liquiritiae. Hier wiederholt sich dasselbe. Von Sassaparilla, Anis, Zinnober, Fenchel und Radix Liquiritiae kennt man eigentlich noch keine einzige, auf reine Erfahrung gegründete, untrüg-

liche Heilwirkung. Die Aerzte haben also ein großes Feld der Arzneiprüfung vor sich, ehe sie nach rationellen Gründen an die Anwendung des Zittmannischen Gebräues gehen können.

Wenn folglich die Arzneimittellehre sich auf Wissenschaftlichkeit und wahrhafte Naturforschung stützen soll, so müssen die Aerzte vorerst die Heilwirkungen sämmtlicher einfachen Arneikräfte in ihrem ganzen Umfange zu erforschen streben. Dann erst dürfen sie, falls es nöthig scheinen sollte, derartige aus mehreren Arzneien zusammengesetzte neue Einheiten in die Arzneimittellehre hineinziehen. Aber selbst dann dürfen diese Arzneigemische nicht so willkührlich, wie jetzt, aus 5, 6 beliebigen Stoffen gebildet werden; vielmehr müssen bei der Wahl der Stoffe, welche zusammengesetzt werden sollen, streng wissenschaftliche Gründe entscheiden. — Die Arzneigemische, wie sie jetzt bestehen, sind von jeder Seite betrachtet, unwissenschaftlich und verwerflich. —

Tuto, Cito, Jucunde.

Es ist eine alte Regel in der Heilkunst, daß der Arzt 1.) tuto, 2.) cito, und 3.) jucunde, also sicher, rasch und angenehm heile. Diese 3 Bedingungen sind sehr vortrefflich, und je vollständiger eine Heilkunst dieselben erfüllt, auf um so höherer Entwickelungsstufe steht sie. Die ersteren sind ein sicherer Maßstab für die letztere. Diesen Maßstab wollen wir auch an die herrschende Heilkunst anlegen.

1. Tuto.

Eine wahrhafte Heilkunst muß vor Allem tuto heilen; sie muß dem Arzte die nöthigen Anhaltepunkte bieten, daß er in jedem Krankheitsfalle nach sorgfältiger Benutzung aller ihm gebotenen diagnostischen Hülfsmittel, bei vollständiger Kenntniß der Arzneimittellehre, das wirkliche Heilmittel sofort nach bewußten

Gründen herauszufinden vermag, und nicht erst 10, 20 andere Arzneien durchzuprobiren gezwungen ist, ehe er zufällig die rechte trifft.

Bietet die Heilkunst solche Anhaltepunkte? Man kann sagen: nicht einen. Selbst im günstigsten Falle geht sie nur annähernd zu Werke, z. B. bei den spezifischen Heilmitteln. Die Heilwirkung der China im Wechselfieber, des Quecksilbers bei Lustseuche bietet nur annähernde Sicherheit; nicht alle Fälle von Wechselfieber werden durch Chinin, nicht alle Fälle von Syphilis durch Quecksilber geheilt, und einsichtsvolle Aerzte haben deshalb das Vorhandensein spezifischer Heilmittel geradezu geleugnet. Gegen Syphilis wendet man außer Quecksilber noch verschiedene andere Heilmittel an: Jodkali, Gold, Zittmannisches Dekokt, Kupfer, Arsenik, Silber, Eisen, Säuren, Salpeter- und Salzsäure, Lebensbaum. In welchen besonderen Fällen von Syphilis jedoch jedes einzelne dieser Arzneimittel heilsam sei, dafür liefert die Arzneimittellehre nur äußerst dürftige und unsichere Unterscheidungsmerkmale. Der Arzt muß sich aufs Probiren verlassen, und hat überdies nicht die mindeste Gewähr dafür, wie viele noch ungekannte Specifica gegen Syphilis es gebe, da erfahrungsgemäß trotz aller jener Heilmittel viele Fälle von Syphilis ungeheilt bleiben.

Noch schlimmer sieht es bei anderen Krankheiten mit dem tuto curare aus. Gegen Skrophelsucht sind eine ganze Masse von Arzneimitteln vorräthig: Leberthran, Jodkali, Spongia, Seebad, Ems, Obersalzbrunnen, Kissingen, Eichelkaffee, Bäder von Wallnußblättern oder Fichtensprossen u. a. Aber die Arzneimittellehre offenbart dem Arzte nicht, welche von allen diesen Arzneikräften in jedem besonderen Falle von Skrophulosis das wahre Heilmittel sei. Der Arzt muß alle Mittel durchprobiren, und hat dann nicht einmal die Sicherheit, daß das wirkliche Heilmittel sich unter denselben befinde. Er wird bei der Wahl des bestimmten Heilmittels nicht von bewußten Gründen geleitet, woher es denn kommt, daß in einem besonderen Skrophelfalle jeder Arzt ein anderes von diesen Mitteln anräth.

Wenn ein Kranker, der an einem chronischen Hautausschlage

Eczema chronicum oder Psoriasis, leidet, eine Anzahl von Aerzten um Rath fragt, so kann er darauf rechnen, daß ihm der erste Mineralsäuren, Schwefel- oder Salpetersäure empfiehlt, der 2. Dampfbad, der 3. Kaltwasserkur, der 4. Schröpfköpfe, der 5. blutreinigende Mittel, Holztränke oder Frühlingskräuterkur, der 6. Jodquecksilber, der 7. Liquor Kali caustici oder irgend ein Geheimmittel, der 8. Seebad, der 9. Schwefelbäder, Aachen, oder Teplitz, Kreuznach, der 10. ein Adstringens, schwefelsauren Zink, zur äußerlichen Kur, der 11. Traubenkur, der 12. ableitende Mittel, drastische Abführmittel, Fontanelle u. s. f.

Gegen Veitstanz enthält die Arzneimittellehre eine große Menge gepriesener Heilmittel: Jodkali, kalte Bäder und Begießungen, Brechweinstein, Moschus, Baldrian, Kupfer, Artemisia, Höllenstein, Arsenik, drastische Abführmittel, Crotonöl, Jalappe; ferner schwefelsauren Zink, Alaun, Asa foetida, Kampher, Kreosot, Digitalis, Nicotiana, Belladonna. Aber der Arzt muß wiederum alle diese Mittel blindlings durchprobiren, um möglicher Weise früher oder später das richtige zu treffen. Verschiedene dieser Mittel sind deshalb von vielen Aerzten wieder verworfen worden, und man besitzt keinen Maßstab, um zu beurtheilen, ob mit Recht oder Unrecht.

Bei Gehirnentzündung hat der Arzt ebenfalls reiche Auswahl, je nach Liebhaberei setzt der eine Blutigel oder läßt zur Ader, ein anderer verordnet blos kalte Wasserumschläge auf den Kopf und eifert heftig gegen die Blutentziehungen, ein dritter reicht in allen Fällen Calomel in recht großen Dosen, während andere Zetermordio über eine solche Behandlung schreien, ein vierter nimmt seine Zuflucht zur Ableitungskur, Senfteig, Blasenpflaster, ableitenden Fußbädern. Die Entscheidung für die eine oder andere dieser therapeutischen Verfahrungsarten hängt nicht von wissenschaftlichen Gründen, sondern blos und allein von der persönlichen Anschauung des Arztes ab.

Gegen Gesichtsschmerz, Prosopalgia, giebt es eine Menge von Heilmitteln, aber natürlich wieder ohne alle tiefer eingehenden Unterscheidungsmerkmale. Der Arzt kann beliebig wählen, ob er schröpfen, oder endermatisch Morphium, Veratrin einreiben,

oder mit Sublimatwaschungen die Heilung probiren, oder Brechweinsteinsalbe aufstreichen, oder Vesicator anlegen, oder zum Plummer'schen Pulver greifen, oder Crotonöl, Moschus, Baldrian, Zink, Nux vomica anwenden will; er darf auch den Kranken in ein Bad schicken, Seebad, Schwefelbad, Eisenbad, oder die Durchschneidung des betreffenden Nerven vornehmen.

Als Ersatz für den Mangel entscheidender Gründe und wissenschaftlicher Anhaltepunkte schaffen sich nun die Aerzte ihre besonderen Lieblingsmittel an. So giebt es Manche, die im Frühjahr alle anderen Arzneien bei Seite setzen und ihre Kranken einer ausführlichen Frühlingskräuterkur unterwerfen; d. h. sie lassen den Saft verschiedener frischer Pflanzen auspressen und zusammenmischen, und dieses Mixtum compositum, dessen Wirkungen auf den menschlichen Organismus Niemand, auch der Scharfsinnigste nicht, errathen kann, wird alsdann den Kranken zum Trinken verordnet, auf daß die Frühlingskraft, die in dieser Brühe steckt, ihnen in die Glieder fahre und sie verjünge.

Andere Aerzte wiederum wissen bei den verschiedensten Krankheitszuständen nichts Besseres zu thun, als die Leibesöffnung zu regeln, den Stuhlgang wie ein Sicherheitsventil offen zu erhalten. Andere wittern überall Schwäche und Blutarmuth, und füttern deshalb ihre Kranken fast sämmtlich mit Eisen. Viele haben irgend ein Lieblingsbad, wohin sie jeden Kranken, der es ermöglichen kann, versenden, was bei der bodenlosen Unkenntniß von den Heilwirkungen der Bäder sehr bequem angeht. Auch giebt es Aerzte, welche die Krankheit stets koupiren wollen, und zu diesem Zwecke jede Kur mit einem Brechmittel eröffnen. Andere wollen alle Krankheiten in kaltem Wasser ersäufen; andere machen die Fichtennadelbäder oder den Apfelwein zum Universalheilmittel.

So hat fast jeder Arzt sein Steckenpferd, auf dem er, so oft er kann, herumreitet. Einigkeit, Uebereinstimmung in der therapeutischen Behandlung ist höchst selten unter den Aerzten zu finden; und wenn sie vorkommt, so beruht sie mehr auf Gleichgültigkeit, als auf wissenschaftlicher Ueberzeugung. Da der Arzt

selten in der Lage ist, sagen zu können: hier muß dieses oder jenes bestimmte Mittel gereicht werden, jedes andere ist verkehrt, — da er im Gegentheil fast stets unter einer größeren oder geringeren Anzahl von Heilmitteln und Heilmethoden beliebig zu würfeln angewiesen ist, so muß seine jedesmalige Laune entscheiden, und soviele ärztliche Launen es giebt, soviele verschiedene Ansichten über das einzuschlagende Heilverfahren müssen auftauchen. Die Heilkunst giebt Jedem Recht, Keiner kann den Anderen durch unabweisbare Gründe von der Richtigkeit seiner Ansicht überzeugen; es giebt in streitigen Fällen keinen obersten Richter, keine unwandelbare Sonne, von der sich die Aerzte in ihren Streitfragen Licht holen könnten. — Und wenn nun gar eine neue, noch nie dagewesene Krankheit auftritt, wie die Cholera, dann stehen die Aerzte vollends rath- und thatlos da, da ist ein Wirrwar, wie in einem schlecht eingeübten Kriegsheer, welches plötzlich von einem ungeahnten Feinde überrascht wird, ein endloses Durcheinanderrennen von verschiedenen abweichenden Meinungen, da wird das und jenes probirt und wieder verworfen, da werden Bände voll gelehrter Abhandlungen über das Wesen der neuen Krankheit geschrieben, aber der Opfer werden nicht weniger; kurz in einem solchen Falle erkennt man erst recht die Unbehülflichkeit, Kläglichkeit der alten Heilkunst, wie die Mängel einer Kriegsverfassung am besten in einem plötzlichen Kriege zu Tage kommen.

Nirgends ist in der therapeutischen Behandlung Klarheit und Bestimmtheit, der Willkühr ist Thür und Thor geöffnet, und jeder Arzt verläßt sich aus Mangel einer sicheren Richtschnur und zuverlässiger Anweisungen aufs Probiren; er wird ja durch seine Heilkunst eigenhändig dazu aufgefordert. Und doch behauptet jeder Arzt, lege artis zu handeln! Wie kann aber von einem Gesetz die Rede sein, wo stete Willkühr herrscht, wo die Widersprüche kein Ende nehmen? und wie von Kunst, wo kein Gesetz und selten Wahrheit ist? Jeder dünkt sich ein rationeller Arzt zu sein, denn er schöpft seine Behandlungsweise aus der rationellen Heilkunst. Freilich so gut seine Heilkunst den Namen rationell verdient, mit demselben Rechte kann auch er diesen

in Anspruch nehmen; daß aber eine Kunst, wie die ebengeschilderte, nicht einmal den Namen einer Kunst, geschweige den Ehrentitel rationell, vernunftgemäß, verdient, das muß Jedem einleuchten, der selbst Vernunft hat.

Sicherheit kann nicht bestehen, wo keine Wahrheit und kein bewußtes Handeln ist; aber Beides trifft man in der Heilkunst selten an. Die sichersten Heilmittel sind immer noch die Specifica; von bewußtem Handeln ist jedoch mittelst ihrer nicht die Rede, denn die Art ihrer Heilwirkung ist in tiefes Dunkel gehüllt. Das Wort „spezifisch" deutet auf eine nähere Verwandtschaft zwischen Krankheit und Arzneimittel, welche indessen völlig unbekannt ist. Warum streben die Aerzte nicht, sich diese nähere Verwandtschaft zu erklären? Vielleicht wären sie nach erlangter Aufklärung hierüber im Stande, planmäßig neue Specifica in die Heilkunst einzuführen; vielleicht hätten sie dann z. B. für diejenigen Fälle von Wechselfieber, welche Chinin nicht heilt, andere Specifica gefunden, und überhaupt den Wirkungskreis jedes spezifischen Heilmittels näher zu bezeichnen und in engere Gränzen einzuschließen vermocht.

Was haben sie aber statt dieses löblichen Strebens gethan? Die alleroberflächlichsten Wirkungen der Arzneien, z. B. Durchfall, Erbrechen, Schweiß zu erregen, die Urinabsonderung zu vermehren, örtliche Entzündung auf der Haut zu bewirken, Stuhlverstopfung, Betäubung, Unempfindlichkeit hervorzurufen u. s. w., — haben sie hervorgeholt, und mittelst derselben nach meist falschen Voraussetzungen möglichst allgemeine Heilmethoden der verschiedensten Art aufgebaut, so die antiplastische, tonische, auflösende, ableitende, ausleerende u. a. Diese Methoden sind, wie wir gesehen haben, entweder völlig falsch, oder zum Wenigsten höchst unvollkommen; sie ergänzen sich nicht etwa gegenseitig, sodaß sie zusammen ein vollständiges Ganze bilden, sondern sind vielmehr so angelegt, daß jedes für sich allein ein Universalheilverfahren bilden könnte.

Ueberall kommt nun die in der therapeutischen Behandlung herrschende Verallgemeinerungssucht in Konflikt mit der Erfah-

rung am Krankenbette, welche eine unerschöpfliche Mannigfaltigkeit der Krankheitsbilder zeigt. Ein allgemein stärkendes Verfahren muß eigentlich in jedem Falle von Schwäche stärken, ein allgemein ableitendes Mittel in jedem Falle ableiten, ein allgemein auflösendes in jedem Falle auflösen, ein allgemein verstopfendes Mittel, z. B. Opium, jeden Durchfall beseitigen, ein allgemein antiphlogistisches Mittel, wie Salpeter, jede Entzündung heben u. dergl. — Das Alles geschieht aber nicht, und schon diese Erfahrung allein beweist, daß man nicht nach Verallgemeinerung streben, sondern soviel als möglich auf das Besondere, Einzelne eingehen müsse.

Ein unentbehrliches Erforderniß zur Sicherheit der Heilung ist strenges **Individualisiren**; beim **Generalisiren** muß stets Willkühr und beliebige Wahl zwischen verschiedenen Heilmitteln stattfinden.

Um individuelle Behandlung zu ermöglichen, dazu sind freilich die üblichen Quellen der Arzneierforschung völlig unfähig, weil sie nicht im Stande sind, die feineren charakteristischen Heilwirkungen jeder Arznei im ganzen Umfange planmäßig aufzudecken. Die bestehende Heilkunst ist deshalb, solange sie aus diesen üblichen Quellen, namentlich aus dem usus in morbis schöpft, unfähig, das Haupterforderniß, wahrhafte Sicherheit der Heilung, zu erlangen.

Die Aerzte haben sich indessen die Sache leicht gemacht: sie erklären die Weintrauben für sauer, weil diese zu hoch hängen; das Generalisiren wird förmlich zum Grundsatz erhoben, und Individualisiren für thörichte und überflüssige Pedanterie erklärt. Den Vorzug der Bequemlichkeit hat natürlich ein verallgemeinerndes Heilverfahren, es geht rascher, der Arzt kann mehr Kranke in gleicher Zeit abfertigen. — Wenn man einmal grundsätzlich verallgemeinert, so ist es am gerathensten, jeder Arzt schafft sich ein Repositorium an mit verschiedenen Fächern, sehr viele brauchen es nicht zu sein, klebt über jedes Fach einen Zettel mit den verschiedenen Heilanzeigen, welche dem gewöhnlichen Praktiker vorzukommen pflegen, z. B. in Sachen Blutlassens, Stärkens, Schmerzstillens, Ableitens, Blutreinigens, Abführens,

Schweißtreibens, Auflösens u. dergl.; legt in die einzelnen Fächer alsdann etwelche Rezepte, welche dem darübergeklebten Zettel entsprechen, und etablirt so ausgerüstet sein Heilgeschäft. Kommt dann ein Kranker, so wird ein ordentlich eingelernter Arzt gleich herausfinden, ob hier schmerzgestillt, oder schweißgemacht, oder aufgelöst, blutgereinigt, oder abgeleitet werden müsse; er langt also aus dem betreffenden Fache ein Rezept heraus, reicht es dem Kranken dar, und die Behandlung ist fertig.

Sollte manchen Aerzten dieses Verfahren noch nicht bequem genug sein, so mögen sie sich ein Universalheilmittel für alle Krankheitsfälle anschaffen, das erspart ihnen doch das Denken ganz und gar. Und wenn einmal verallgemeinert werden soll, so ist streng genommen ein Gesammtheilmittel das folgerichtigste; denn es bringt sofort unbedingte Sicherheit und ärztliche Uebereinstimmung in die therapeutische Behandlung. Wenn dagegen der Arzt einmal anfängt, je nach der besonderen Krankheitsbeschaffenheit verschiedene Heilmittel zu verordnen, dann ist es schwer, eine bestimmte Gränze festzusetzen und zu sagen: bis hierher und nicht weiter! Dann muß der Arzt, wenn er logisch handeln will, in die Berücksichtigung der Krankheitseigenthümlichkeiten bei der Wahl der besonderen Heilmittel auch so lange immer tiefer eingehen, bis er vollständige Sicherheit der Heilung erreicht hat.

Es ist von großem Interesse, über diesen Gegenstand einige Aeußerungen bekannter Aerzte anzuführen: Schon Celsus äußert sich: „Non eadem omnibus in similibus etiam casibus opitulantur.“ —

Huxham sagt: „Nichts hat mehr Unheil über die Heilkunst gebracht, als die Krankheiten in einige allgemeine Namen einzuzwängen, und diesen irgend ein allgemeingültiges Arzneimittel anpassen zu wollen.“

Pfeufer (Täuschungen am Krankenbette) sagt: „Jede Krankheit stellt, ungeachtet ihrer gemeinsamen Physiognomie, eine eigene Welt dar, und alle Schulweisheit scheitert unter gewissen Umständen an ihrer Individualität. Die Fähigkeit zu individualisiren charakterisirt eben den gottgeweihten Arzt vor dem

Routinier, dessen Regeln und Lehren in fortschreitender Progression immer magerer und verkehrter werden."

Krüger-Hansen in seinen Kurbildern: „Eine sorgfältige Beobachtung läßt es höchst unrichtig erscheinen, die Kranken en gros zu behandeln, da die Krankheitsbilder, genau erwogen, ebenso verschieden sind, wie die Gesichtsgestalt und die Charaktere der Menschen." — Und an einer anderen Stelle: „Das in verba magistri Schwören, dem Namen der Krankheit, nicht der Individualität des Kranken nach, die Mittel zu erwählen, ist so bequem, daß manche Aerzte mit denselben praktischen Ansichten, mit denselben buchstäblichen Rezepten, trotz aller Niederlagen, von ihrer Laufbahn abtreten, als womit sie sie begannen." —

Solange sich noch die abgehandelten allgemeinen Methoden, die ableitende, auflösende, antiplastische ausleerende, stärkende u. s. w. in der Heilkunst erhalten, solange ist an Sicherheit der Heilung nicht zu denken. Diese müssen vor Allem entfernt und durch andere ersetzt werden. Ueberhaupt dürfen keine allgemeinen Redensarten geduldet werden, wie: auf die Schleimhäute wirken, Verdauung regeln, Blutmischung verbessern, Reproduktion heben.

Wahrhafte Sicherheit und Verbannung jeder Willkühr in der therapeutischen Behandlung ist nur dann denkbar, wenn der Arzt durch seine Heilkunst in jedem einzelnen Krankheitsfalle mit Bestimmtheit auf ein einziges Heilmittel hingeleitet wird, sodaß er sich sagen kann: „Dieses Mittel muß heilen, jedes andere ist unpassend," und wenn der Erfolg seine Wahl rechtfertigt. Das ist zwar eine Forderung, die dem Ideale einer Heilkunst entspricht und bei den Meisten deshalb für überspannt gelten wird; indessen muß man doch verlangen, daß die Aerzte wenigstens das Streben haben, einen Weg nach diesem Ideale ausfindig zu machen und dasselbe möglichst annähernd zu erreichen. — Freilich liegt die Möglichkeit zur Erreichung dieses Ideales der bisherigen Heilkunst so fern, daß die Aerzte sich nicht scheuen dürfen, ihre gewohnten Anschauungen, wo es nöthig ist, bereitwillig fahren zu lassen und Wege einzuschlagen, die sie bisher noch nie betreten haben. Sie müssen vor Allem den Grundsatz befolgen,

Nichts als wahr anzunehmen, wovon sie sich nicht zuvor genaue Rechenschaft abgelegt haben, und keinen Schritt ohne Bewußtsein und überdachten Plan zu thun, vielmehr überall nur zweifellose Thatsachen gelten zu lassen, aber jede einmal festgestellte Wahrheit mit logischer Schärfe bis auf das Kleinste zu verfolgen und auszubeuten.

Seit den neueren Forschungen auf dem Gebiete der Pathologie, seit der Ausbildung der pathologischen Anatomie und der physikalischen Untersuchungsmethode hat sich die Diagnose zur sogenannten differentiellen Diagnostik emporgeschwungen. Nachdem nämlich in einem Krankheitsfalle durch Besehen, Befühlen, Beklopfen, Behorchen, sowie durch Ausfragen des Kranken alle gegenwärtigen Krankheitserscheinungen vollständig ermittelt worden sind, werden alle Krankheitsformen oder pathologischen Veränderungen aufgezählt, welche jenen Erscheinungen denkbarer Weise zu Grunde liegen können. Hierauf werden alle feineren Unterscheidungsmerkmale hervorgesucht, welche einerseits gegen das Vorhandensein einer dieser bestimmten Krankheitsformen, andererseits für das Vorhandensein einer anderen sprechen, bis man endlich durch dieses ausschließende Verfahren mit Bestimmtheit auf eine einzige charakteristische Krankheitsform oder pathologisch-anatomische Veränderung hingewiesen wird. Dergestalt erfährt man z. B. den inneren Grund blutigen Urins, ob das Blut aus der Harnröhre, oder Harnblase, oder aus den Nieren stamme; oder welche innere Veränderung einer bestehenden Wassersucht zu Grunde liege. Die differentielle Diagnostik ist also ein bedeutender Fortschritt auf dem Gebiete der Pathologie.

Warum behandelt man die Therapie nicht ebenso? Wie kommt es, daß auf den Kliniken die Feststellung der Diagnose häufig für einen einzigen Fall 1—2 Stunden in Anspruch nimmt, die Feststellung des einzuschlagenden Heilverfahrens dagegen oft nicht mehr Minuten? Warum endlich haben die Aerzte der **differentiellen Diagnostik** nicht eine **differentielle Therapeutik** an die Seite gestellt? — Die Antwort ist einfach: weil sie es nicht können. Weil der Arzt bei der Wahl des Heilmittels nicht von bestimmten Gründen, sondern von Willkühr

geleitet wird, deshalb ist auch jeder rasch mit der therapeutischen Entscheidung fertig; er oktroyirt seinen Zuhörern das ihm zusagende Heilmittel, statt das Passende seiner Wahl mit wissenschaftlichen Gründen zu belegen. Ein deutlicher Beweis, daß die Heilkunst die erste und oberste Bedingung, das tuto curare, bis jetzt nicht erfülle! —

2.) Cito.

Eine ächte Heilkunst muß cito heilen, also auf dem kürzesten Wege die Heilung erreichen. Ebenso wie zwischen 2 Punkten nur eine gerade Linie gezogen werden kann, wohl aber viele krumme möglich sind, ebenso kann es nur einen direkten Heilweg geben, ein unmittelbares Heilverfahren, wohl aber viele krumme und mittelbare. Eine vollkommene Heilkunst muß stets den geraden Weg zum Heilen verfolgen; je mehr sie Umschweife zu machen gezwungen ist, desto unvollkommener und mangelhafter ist sie.

Wie steht es nun mit der herrschenden Heilkunst? ist diese im Besitz des geraden Heilwegs, oder macht sie Umschweife?

Wir stoßen zunächst auf die Specifica, deren Heilfähigkeit in bestimmten Krankheitsfällen zwar durch die Erfahrung erprobt, aber wissenschaftlich durchaus unerklärt ist. Ist deren Heilwirkung eine direkte, unmittelbare? Bei der gebräuchlichen Anwendungsweise derselben kann man wohl behaupten, sie heilen nicht auf dem kürzesten Wege. Wenn z. B. Quecksilber bis zum Speichelfluß oder die große Schmierkur angewandt wird, sodaß in Folge dessen der Organismus selbst nach völliger Beseitigung der ursprünglichen Krankheit noch lange Zeit hindurch ein Quecksilbersiechthum mit sich herumschleppt, so kann man in der That nicht von einem direkten, unmittelbaren Heilverfahren reden; man kann unmöglich sagen, die Krankheit sei durch Quecksilber auf dem kürzesten Wege geheilt worden.

Direkt kann überhaupt kein Heilverfahren genannt werden, bei welchem außer der wirklichen arzneilichen Heilwirkung noch vielfache Nebenwirkungen der Arznei auftreten, die nicht nur überflüssig sind, sondern so=

gar störend einwirken und erst nachträglich durch die organische Gegenwirkung wieder ausgeglichen werden. Der Arzt heilt auf solche Weise durchaus nicht cito, denn der Organismus braucht geraume Zeit, ehe er nach Verdrängung der oft bedeutenden Arzneikrankheit zur Gesundheit gelangt. — Dieser Fall tritt aber leider unzählig oft ein, weil meistentheils die Arzneien in so großen Gaben verordnet werden, daß sich eine förmliche Arzneikrankheit im Körper bilden muß.

Daß man mittelst der Blutentziehungen nicht cito heilen könne, ist deutlich genug dargethan worden; von der überlaufenden Milch immer das Oberste abzuschöpfen, statt den Topf vom Feuer zu heben, das ist gewiß kein direktes Mittel, das Ueberlaufen zu verhüten. Der Grund der Krankheit wird nie durch Blutentziehungen gehoben; wo aber dies nicht geschieht, ist auch ein unmittelbares, direktes Heilverfahren undenkbar. — Das antiplastische Heilverfahren ist ebenfalls kein direktes; sowenig wie das kürzeste Mittel, um einen Schuldigen zu treffen, darin besteht, daß der Lehrer die ganze Klasse durchprügelt. Es wird auch hier nicht der örtliche Grund der Krankheit gehoben, sondern die gesammte Ernährung des Körpers in hohem Grade herabgesetzt, um die plastische Ausschwitzung in einem einzelnen Organe zu mäßigen.

Das auflösende Heilverfahren, sowie das ableitende, stärkende, blutreinigende, krisenbefördernde, beruhen alle auf ganz falschen Voraussetzungen und bewirken sämmtlich keine wirklichen Heilungen, können also hier gar nicht in Frage kommen. Wenn irgend ein Schmerz nach Blasenpflaster oder Opium sofort verschwindet, so ist das allerdings ein unbedingt rascher Erfolg, aber nur ein vorübergehender und nichts weniger als wirkliche Heilung, denn der Schmerz kommt fast stets nach abgelaufener Wirkung des Blasenpflaster oder Opium wieder zum Vorschein.

Jede symptomatische Behandlungsweise gehört dem direkten Heilverfahren nicht an, denn sie ist nicht auf den gesammten Krankheitszustand gerichtet, sondern trägt blos mittelbar durch Milderung einzelner Beschwerden oder gefährlicher Krank-

heitserscheinungen zur Heilung bei. Wenn der Arzt bei Nervenfieber gegen vorhandenen Kopfschmerz kalte Wasserumschläge, gegen Verstopfung Klystiere, gegen den Bronchialkatarrh Salmiak, gegen die fieberhafte Hitze kühlende Getränke verordnet, so kann man dieses therapeutische Verfahren zusammengenommen durchaus kein direktes nennen; die Heilung soll mittelbar, auf Umwegen erreicht werden. — Der Grundsatz Contraria Contrariis verleitet aber vorzugsweise zu einer solchen blos symptomatischen Behandlung, und ist schon deshalb nicht geeignet für ein direktes Heilverfahren, abgesehen davon daß er den physiologischen Gesetzen des Organismus widerspricht.

Die Aerzte werden jedoch einwerfen: „verschwinden nicht chronische Geschwüre sehr rasch durch abstringirende Mittel, durch Bleisalbe, Zinksalbe, Bleiwasser, durch Auflösung von Kupfervitriol oder Höllenstein? Wird nicht Tripper oft binnen Kurzem durch Auflösung von Höllenstein, Goulard'sches Wasser, durch Cubeben verdrängt? Werden nicht chronische Hautausschläge durch Kaltwasserkuren, durch Einreibung von Zinksalbe dauernd beseitigt? Ist es nicht soweit gekommen, daß Krätze durch äußere Einreibung von schwarzer Seife und Schwefel binnen wenigen Tagen von der Haut verschwindet?"

Diese Thatsachen sind allerdings richtig, derartige Fälle kommen oft vor; ob dieselben aber wirkliche Heilungen genannt zu werden verdienen, das ist eine andere Frage.

Die Aerzte klammern sich in den genannten Fällen einzig und allein an ein äußeres Symptom, gewöhnlich der Haut, und wähnen, wenn nur dieses verschwinde, so sei die ganze Krankheit gehoben; was etwa weiter noch im Organismus vor sich gehe, das kümmert sie nicht. Aber kommt es denn nicht öfters vor, daß z. B. ein akutes Exanthem, Scharlach, Masern in Folge eines äußeren ungünstigen Einflusses plötzlich von der Haut verschwindet, ohne daß deshalb Heilung eingetreten wäre? Die Aerzte fürchten ja bekanntlich dieses Zurücktreten des äußeren Hautausschlages, weil in Folge davon leicht gefährliche innere Erkrankungen sich einstellen. Man sagt, das Scharlach habe sich aufs Gehirn geworfen, und nicht mit Unrecht, da sich zu-

weilen akute Gehirnwassersucht in Folge des zurückgetretenen Scharlachausschlages entwickelt.

Die Lehre von den Metastasen ist seit langer Zeit in der medizinischen Wissenschaft einheimisch; aber trotzdem haben die Aerzte sich selten darüber Rechenschaft gegeben, ob sie mit ihren adstringirenden Mitteln, mit äußerlicher Vertreibung der Krätze nicht etwa blose Metastasen von außen nach innen, welche stets eine ungünstige Veränderung der Krankheit mit sich bringen, hervorrufen. — Die äußerlich angewandten Arzneien, wie Bleiwasser, Zinksalbe, Höllensteinauflösung, schwarze Seife, Schwefel sind störende äußere Einflüsse, sogut wie Erkältung, Zugluft, Schreck, Aerger u. dergl. Könnte denn nun das Verschwinden des Ausschlages von der Haut, das Austrocknen der Geschwüre, das Versiegen des Tripperausflusses nach jenen Arzneimitteln nicht ebenfalls ein bloser Zurücktritt der Krankheit, eine Metastase von außen nach innen sein?

Virchow (Handb. der spez. Path. u. Therap. S. 353.) sagt: „Ich habe öfters Fälle erlebt, wo nach der akuten Unterdrückung profuser Eiterungen allgemeine Perturbation des Körpers mit fieberhaftem Charakter eintrat, die durch große Hinfälligkeit, Eingenommenheit des Kopfes, Störungen der Digestion und Sekretion sehr bedenklich wurde, und nach partieller Herstellung der Eiterung, Anlegung von neuen Sekretionsflächen, bald wieder verschwand."

Diese Aeußerung bestätigt offenbar, daß mit der Unterdrückung äußerer Geschwüre stets die Gefahr einer gefährlichen Metastase nach innen verknüpft ist. Was aber von Geschwüren gilt, das findet seine Anwendung auch auf Hautausschläge, namentlich chronische. Die stete Abschilferung oder Abstoßung von Schuppen, Krusten und Borken, das beständige Nässen mancher Ausschläge ist eiternden Geschwürsflächen ganz gleich zu achten; hier wie dort werden Produkte krankhafter Ernährung nach außen abgeschieden. Und wenn die plötzliche Unterdrückung profuser Eiterungen allgemeine Perturbation des Körpers mit Fieber erzeugen kann, so ist dasselbe auch bei

Unterdrückung nässender oder sich abschuppender Hautausschläge zu befürchten.

Die Mehrzahl der Aerzte kann natürlich schon deshalb nichts Bedenkliches in diesen äußerlichen Unterdrückungskuren sehen, weil sie von der vorgefaßten Meinung ausgehen, Hautausschläge ohne Fieber, besonders chronische, und äußere Geschwüre seien durchaus örtliche Krankheiten. Es giebt aber, wie sich erwiesen hat, keine örtlichen Krankheiten. Scheinbare örtliche Hautkrankheiten stehen stets in Wechselverhältniß mit inneren Organen, und müssen deshalb auch von innen heraus geheilt, dürfen dagegen nicht von außen nach innen gedrängt werden, wenn der Arzt den Kranken nicht der Gefahr einer bedenklichen Metastase aussetzen will.

Daß die Kranken sich öfters unmittelbar nach der äußeren Unterdrückung einer Hautkrankheit vollständig wohl befinden, das ist kein Gegenbeweis für die Ungefährlichkeit solcher Kuren. Der Keim zu einer inneren Krankheit wuchert zuweilen lange unbemerkt im Organismus fort und bricht erst später hervor. Und wenn die Aerzte auch nicht zugestehen, daß eine später hervorbrechende innere Krankheit noch die Folge ihrer Unterdrückungskur sei, so müssen sie doch soviel einräumen, daß sie bei den angeführten örtlichen Behandlungsweisen nie eine sichere Gewähr für wirkliche Heilung besitzen, sondern stets der Möglichkeit ausgesetzt sind, das blose Uebertragen eines äußeren örtlichen Symptomes auf innere Organe mit dauerhafter Heilung zu verwechseln.

Viele Leiden, z. B. Hautausschläge, Geschwüre, Gicht, Rheumatismus verschwinden zwar durch systematische Kaltwasserkuren, aber die Garantie für wirkliche Heilung fehlt auch hier. Den jedesmaligen örtlichen Grund einer Krankheit berührt die Kaltwasserkur nicht; sie ist ein so allgemeines Verfahren, daß sie recht gut zur Universalheilkur erhoben werden kann, wie es manche Aerzte auch bereits gethan haben. Dagegen wird durch dieselbe die gesammte Hautthätigkeit auf eine sehr energische, nichts weniger als sanfte Art afficirt und alterirt. Wenn der Kranke nach einem starken warmen Schweiße sofort in ein kaltes

Bad kommt, so entsteht durch diese plötzliche Umänderung der Temperaturverhältnisse eine höchst gewaltsame Einwirkung auf die Hautnerven, und dieser gewaltsame Reiz ist wohl geeignet, eine Krankheit der äußerlich gelegenen Organe, der Haut oder Gelenke, aus ihrem Sitze zu verdrängen. Diese Verdrängung bietet jedoch nicht die mindeste Gewähr für wirkliche Heilung.

Die Kaltwasserkur ist ein ganz allgemein erschütternder und, bei der wichtigen Bedeutung der Hautthätigkeit für den physiologischen Gang des Organismus, höchst eingreifender Eindruck, und somit vorzugsweise geeignet, eine äußerliche Krankheit nach innen zu drängen, also eine gefährliche Metastase nach edlen Organen zu bewirken.

Eine Dame, die wegen Mandelbräune und Rheumatismus der Halsmuskeln äußerliche Kaltwasserumschläge anwandte, wurde zwar dadurch rasch von ihrem Uebel befreit, mußte aber diesen raschen Heilerfolg mit nachträglicher Encarditis büßen, in Folge dessen sich bei ihr ein organischer Herzfehler und Bauchwassersucht ausbildete. Und, wie bekannt, ist Encarditis keine seltene Metastase nach rheumatischen Leiden. —

Noch bleibt der Stolz der Aerzte, die Heilung der Krätze, zu erwähnen übrig. — Es ist nicht zu leugnen, daß man mittelst äußerlicher Einreibung von schwarzer Seife und Schwefel sehr rasch mit der Krätze fertig wird, und der Ausschlag meist binnen wenigen Tagen spurlos von der Haut verschwindet. Aber, wie mehrfach erwähnt, ist das Verschwinden des Hautausschlags an und für sich noch kein Beweis für wirkliche innere Heilung; ob diese vorhanden sei, muß erst noch bewiesen werden.

Die Aerzte gehen von der Ansicht aus, die einzige Aufgabe bei der therapeutischen Behandlung der Krätze sei die Tödtung der Milbe; und diese Aufgabe werde durch äußerliche Einreibung von schwarzer Seife und Schwefel vollständig erreicht. Sie betrachten die Krätze eigentlich nur als eine Unreinigkeit der Haut, indem der Ausschlag seinen Grund in einer allgemeinen Reizung der Hautnerven durch die Krätzmilbe habe. Professor Hebra sagt sogar, der Ausschlag entstehe nicht durch die Milbe, son-

dern nur durch das beständige Kratzen der Kranken; ein Kranker, der nicht kratze, bekomme trotz der Milbe keinen Ausschlag.

Daß die Milbe der stoffliche Träger der Krätze sei und zur Ansteckung nothwendig gehöre, das kann wohl kaum bezweifelt werden.

Unwahr ist aber zunächst, daß der Ausschlag blos durch das Kratzen bedingt werde. Liedbeck (Hygea VIII. 308) erwähnt einen Fall, wo eine Gelähmte, die folglich nicht kratzen konnte, angesteckt und mit Krätzausschlag behaftet war. — Der Ansicht Hebra's zufolge wäre die Milbe zur Entstehung des Ausschlags völlig überflüssig, und es müßte durch jedes Kratzen ein Krätzausschlag erzeugt werden. Durch beständiges Kratzen entsteht aber wohl Prurigo, aber nie ein der Krätze völlig gleicher Ausschlag. Auch ist die Milbe durchaus nicht die alleinige Ursache des Juckens; wenn der Ausschlag einmal an einer Stelle sich entwickelt hat, so stellt sich auch ohne vorhandene Milbe das Jucken ein. Nach der Ansicht Hebra's wäre das einfachste Heilmittel des Krätzausschlags, das Kratzen unbedingt zu verbieten; das Vorhandensein der Milbe in der Haut wäre nur wegen des lästigen Juckens beachtenswerth, sonst gleichgültig.

Unrichtig ist ferner die Behauptung, daß eine unmittelbare mechanische Reizung der Hautnerven durch die Milbe Schuld an der Entstehung des Ausschlags sei. Mechanische Reizung ist stets nur örtlich; durch Kratzen entsteht Prurigo nur an den Stellen, wo gekratzt worden ist. Die Krätzbläschen verbreiten sich dagegen stets auch über solche Körpertheile, welche sehr weit von dem Sitze der Krätzmilbe entfernt sind, und an welchen sich nicht eine einzige Milbe vorfindet. Durch Kratzen können solche entferntere Krätzbläschen nicht entstanden sein, denn wo keine Milbe und kein Ausschlag ist, fehlt auch die Ursache des Kratzens, das Jucken. — Unmittelbare mechanische Reizung der Hautnerven durch die Milbe kann also nicht der alleinige und wesentliche Entstehungsgrund der Krätzbläschen sein.

Man muß annehmen, daß durch die sich in die Haut eingrabende Milbe ein dem Organismus schädlicher Stoff in den Blutkreislauf übergehe, resorbirt werde, welcher eine Art von Vergiftung im Organismus erzeuge, daß demnach die Milbe eine

spezifische Hauterkrankung bewirke. Dafür spricht auch, daß man bei veralteter, habitueller Krätze keine Milbe mehr findet, während sich der Hautausschlag immer mehr verbreitet, und theilweise zu Impetigo, selbst zu Hautgeschwüren, ausartet.

Es steht allerdings fest, daß Ekzem als Folgezustand sehr verschiedener äußerer Einflüsse auftritt, durch Hitze und Sonnenschein als Eczema aestivum u. solare, nach Quecksilbereinreibungen als Eczema mercuriale, nach dem Gebrauch warmer Bäder als Badefriesel, ferner als Wollarbeiterkrätze, Gewürzkrämerkrätze, nach örtlicher Einreibung von Canthariden, Crotonöl u. s. w. Diese einzelnen Arten von Ekzem unterscheiden sich jedoch vielfach von einander. — Aber ganz abgesehen davon ist es bei keiner Art von Ekzem gerathen, den Ausschlag durch äußere Mittel rasch von der Haut zu verdrängen. Auch durch gewaltsame Unterdrückung von Eczema mercuriale, solare, von Badefriesel, Gewürzkrämerkrätze u. a. ist der Arzt in Gefahr, keine wirkliche Heilung, sondern nur eine bedenkliche Metastase nach inneren Organen hervorzurufen.

Die Einreibung von schwarzer Seife und Schwefelsalbe bei Milbenkrätze ist nun sehr geeignet, den Ausschlag nach innen zu treiben; sie beeinträchtigt die normale Hautthätigkeit in hohem Grade, sodaß der krankhafte Prozeß in der Haut, der Krätzausschlag, in seinem ruhigen Fortgange gehemmt wird, und sich, um zur Aeußerung zu gelangen, einen anderen Weg bahnen muß. Die Aerzte behaupten zwar, daß durch diese äußere Einreibung nichts weiter bezweckt und erreicht werde als die Tödtung der Milbe; dies ist aber Täuschung. Gerade das äußerst rasche Verschwinden des Hautausschlages nach den Einreibungen beweist klar, daß dieser auf gewaltsame Weise weggeschafft wird. Wenn durch die Einreibungskur blos die Milbe getödtet und das Gift derselben zerstört würde, so könnte alsdann der Hautausschlag wohl durch die Naturheilkraft allein geheilt werden, aber sicher nicht in zwei bis drei Tagen; der Organismus allein würde hierzu längere Zeit brauchen. Aber jede rasche Vertreibung eines Hautausschlages oder Hautgeschwüres bedingt die Gefahr einer Metastase.

Die erste Aufgabe bei Heilung der Krätze ist allerdings die Tödtung der Milbe; diese muß aber durch solche Mittel geschehen, welche den Hautausschlag ganz unberührt lassen. — Die zweite Aufgabe ist alsdann, den Hautausschlag selbst zu beseitigen, wenn er nicht bald durch die Naturheilkraft allein entfernt wird. Diese Heilung des Ausschlages muß jedoch die Möglichkeit einer gefährlichen Metastase mit Bestimmtheit ausschließen.

Die Erfahrung bestätigt diese Folgerungen, denn man hat an zahlreichen Beispielen beobachtet, daß nach der raschen äußeren Vertreibung des Krätzausschlags die mannigfachsten Leiden sich ausbildeten. Man hat danach Engbrüstigkeit, Erstickungsanfälle, wassersüchtige Anschwellungen, Lungentuberkulose, Bluthusten beobachtet; ferner chronische Augenentzündungen, Magengeschwüre, Drüsengeschwülste, Abnahme der Sehkraft, Schwerhörigkeit; Harnverhaltung, fieberhafte Zustände, Schwindel, Epilepsie, Krämpfe, Lähmungen, Gemüthsverstimmungen, selbst Blödsinn. Zuweilen bleibt fortwährendes Hautjucken ohne sichtbaren Hautausschlag zurück.

Einige von früheren Aerzten mitgetheilte Beispiele mögen hier als Belege dienen.

F. H. L. Muzell (Wahrnehm. Samml. II. Cas. 8.): „Ein Mann von 30—40 Jahren hatte vor langer Zeit die Krätze gehabt, die ihm durch Schmieren vertrieben wurde; von welcher Zeit an er nach und nach engbrüstig geworden. Das Athmen ward ihm endlich, auch wenn er sich nicht bewegte, sehr kurz und höchst mühsam, wobei ein beständig pfeifender Ton war, doch wenig Husten. Man verordnete ihm ein Klystier von ein Quentchen Squille und innerlich 3 gr. Squille in Pulver zu nehmen. Aber man verwechselte es, und er nahm das Quentchen Squille durch den Mund ein. Er gerieth in Lebensgefahr mit unbeschreiblichen Uebelkeiten und Brechwürgen. Bald darauf aber erschien die Krätze wieder an den Händen, Füßen und am ganzen Leibe in Menge, wodurch die Engbrüstigkeit auf einmal gehoben war.

Pelarg (Observ. clin. Jahrg. 1723, S. 15.): „Einem Mädchen von 12 Jahren wurde ihre Krätze durch eine Salbe von der Haut vertrieben, worauf sie in hitziges Fieber verfiel mit Stickhusten, Engbrüstigkeit und Geschwulst, nachgehends auch Seitenstechen. Sechs Tage hernach kam auf eine Arznei, welche Schwefel enthielt, die Krätze wieder zum Vorschein, und die Uebel (die Geschwulst ausgenommen) verschwanden; aber nach 24 Tagen vertrocknete die Krätze abermals unter Entstehung einer neuen Brustentzündung mit Seitenstechen und Erbrechen."

Morgagni (de sed. et caus. morb. XVI. art. 34.): „Ein Mädchen zu Bologna vertrieb sich die Krätze mit einer Salbe und verfiel in die höchste Engbrüstigkeit, ohne Fieber; nach zweimaligem Aderlaß sanken ihre Kräfte dermaßen und die Engbrüstigkeit nahm so zu, daß sie Tags darauf starb. Die ganze Brust strotzte voll bläulichem Wasser, sowie auch der Herzbeutel." — „Ein robust scheinender Kandidat, der am nächsten Tage predigen sollte, und sich deshalb von seiner alten Krätze befreien wollte, bestrich sich mit Krätzsalbe, und binnen wenigen Stunden war er unter Aengstlichkeit, kurzem Athem und Stuhlzwang verschieden. Die Leichenöffnung zeigte, daß die ganze Lunge von flüssigem Eiter angefüllt war."

Fr. Hoffmann (Med. rat. system. T. III. S. 175): „Nach vertriebener Krätze entstehen am häufigsten hitzige Fieber mit großem Sinken der Kräfte. In einem solchen Falle hatte das Fieber 7 Tage angehalten, worauf der Krätzausschlag wieder auf die Haut kam und das Fieber aufhob."

Northof (Dissert. de scabie, Götting. 1792, S. 10): „Von äußerlich vertriebener Krätze entstand Amaurose, die, als der Ausschlag wieder auf der Haut erschien, verging."

In allen diesen Fällen war kurz nach der Vertreibung der Krätze das innere Leiden entstanden. Wie häufig mag nun in Folge dieser äußerlichen Behandlung erst nach Jahren ein langwieriges Siechthum sich entwickeln, welches wegen der Länge der dazwischenliegenden Zeit Niemand mehr mit der Krätze in Verbindung bringt!

Die Aerzte mögen freilich auch viele Fälle aufzuweisen ha-

ben, wo trotz der raschen Unterdrückung der Krätze die Gesundheit dauernd ungestört blieb; denn der menschliche Organismus überwindet oft die nachtheiligsten Einflüsse. Aber sie sollen dann wenigstens diese äußerliche Behandlung der Krätze nicht als Musterkur hinstellen, und sich damit in kläglicher Befangenheit breit machen, sondern lieber streben ein Heilverfahren zu finden, welches den Kranken von seinem Ausschlage befreit, ohne ihn der Gefahr einer inneren gefährlicheren Erkrankung auszusetzen.

Als Muster rascher, direkter Heilung, des cito curare, kann die äußerliche Krätzkur nicht dienen. Ueberhaupt ist kein Heilverfahren ein vollkommenes, bei welchem der Arzt ohne die zuverlässige Gewähr bleibt, nicht etwa blos eine Metastase nach inneren Organen bewirkt zu haben. —

Den sichersten Beweis, daß noch kein direktes Heilverfahren besteht, liefert die Heilkunst selbst, indem sie aus vielen einzelnen, größtentheils einander fremdartigen Methoden zusammengesetzt ist. Das direkte Heilverfahren muß nothwendig allgemeingültig sein, d. h. auf alle nur denkbaren Krankheitszustände sich erstrecken; es kann unmöglich noch verschiedene andere Methoden und Kuren als gleichberechtigt neben sich dulden, denn alle Heilmethoden außer ihm müssen auf Umwegen beruhen, und sind deshalb unvollkommen. Der kürzeste unmittelbare Weg zur Heilung muß in allen Fällen von einem gemeinschaftlichen organischen Gesetze ausgehen; denn da die Gesetze, welche den Organismus beherrschen, stets dieselben sind, so muß auch das Gesetz, nach welchem die direkte Heilung vor sich geht, in jedem Falle dasselbe bleiben. Es muß ein gemeinschaftliches Band das gesammte direkte unmittelbare Heilverfahren umschließen.

Mit den krummen, indirekten Heilwegen verhält es sich anders; deren kann es schon für ein und denselben Krankheitsfall verschiedene geben, wie verschiedene krumme Wege zu einem Ziele, für verschiedenartige Krankheitszustände sind deren aber

unzählige ganz heterogene möglich. Solange demnach eine Heilkunst auf krummen Wegen wandelt, wird sie auch keine innere Einheit besitzen, sie wird zu einer Menge der fremdartigsten Verfahrungsarten ihre Zuflucht nehmen müssen. — Das ist denn auch bei der herrschenden Heilkunst auf das Deutlichste sichtbar. Kein oberstes Gesetz hält das Ganze zusammen; die Heilkunst besteht aus zahlreichen einzelnen Theilen, die ohne innere Verbindung neben einander hinlaufen, und jeder Tag kann neue Theile bringen. Aber aus Theilen, und sind ihrer noch so viele, die keine gegenseitige Anziehungskraft, keine Verwandtschaft zu einander besitzen, entsteht nimmermehr ein zusammenhängendes Ganze.

Das Zusammenmischen mehrerer Arzneien zu einem Rezepte fällt natürlich bei einer direkten Heilkunst ebenfalls weg, denn es ist erst eine Folge der vielen Methoden und Methödchen, sowie der symptomatischen, also indirekten therapeutischen Behandlung.

Die zweite Bedingung einer vollkommenen Heilkunst, das cito curare, erfüllt demnach die Heilkunst nicht. —

3.) Jucunde.

Eine ächte Heilkunst muß endlich jucunde heilen. Diese 3. Bedingung erfüllt die herrschende Heilkunst ebenso wenig, wie die beiden vorigen.

Niemand wird es angenehme, sanfte Heilungen nennen, wenn der Arzt dem Kranken 10—20 Schröpfköpfe anhängt, oder ihm eine Brühe zu trinken giebt, deren Geschmack mit wahrem Löwenmuthe überwunden werden muß, oder ihn Wochen und Monate lang Blasenpflaster, Fontanell, Haarseil mit sich herumschleppen läßt, oder bei jeder Gelegenheit mit Brech- und Abführmitteln bei der Hand ist, oder den Kranken durch die große Schmierkur durchquält, oder ihn mit Aetzmitteln, Glüheisen, Moxen traktirt, oder ihm beim Favengrind sämmtliche Kopfhaare ausreißt, oder bei Geschwülsten, Fingergeschwüren, Furunkel, Carbunkel sofort

mit dem Messer zu schneiden anfängt, und was dergleichen Marterkuren mehr sind.

Das jucunde hat aber noch eine höhere Bedeutung. Eine vollkommene Heilkunst darf nämlich den Arzt nie der Gefahr aussetzen, einem Kranken möglicher Weise Nachtheil zuzufügen; das dargereichte Arzneimittel muß entweder heilend einwirken, oder, wenn es dieses nicht thut, gänzlich wirkungslos bleiben. Eine vollkommene Heilkunst muß so beschaffen sein, daß selbst ein angehender oder unwissender Arzt mittelst derselben keinen positiven Schaden anzurichten im Stande ist.

Die allermeisten Aerzte werden freilich diese Forderung für ein überspanntes Hirngespinnst halten, da sie nicht einsehen, wie sie dieselbe erfüllen sollen. Aber das ist von keinem Belange; eine Wissenschaft muß auch den strengsten logischen Folgerungen genügen. Das ist aber gewiß eine sehr bescheidene Forderung, daß der Arzt überall da, wo er eine Krankheit nicht zu heilen oder zu lindern vermag, wenigstens jede auch die geringste nachtheilige Einwirkung unbedingt vermeide.

Wie sieht es nun in den bis jetzt gebräuchlichen Heilmethoden aus? — Wir wollen uns zunächst die Specifica betrachten.

Es giebt, wie wir gesehen haben, keine allgemeingültigen Specifica für ganze Krankheitsgattungen; Quecksilber ist kein Specificum für alle Fälle von Syphilis, Chinin kein spezifisches Heilmittel für jedwedes Wechselfieber. Nun werden aber Quecksilber, Chinin und alle Specifica meist in so großen Gaben verordnet, daß auch der gesunde Organismus von ihnen afficirt werden muß. Auch in den Krankheitsfällen also, wo die Specifica ohne Heilerfolg bleiben, kommen doch die ihnen eigenthümlichen physiologischen Wirkungen an den Kranken zum Vorschein; der Arzt macht z. B. den Kranken in höherem oder niederem Grade quecksilber- oder chininkrank. Diese künstliche Arzneikrankheit kann selbst dann, wenn sie unbedeutend ist, doch unter Umständen bei sehr reizbaren empfänglichen Kranken von sehr nachtheiligen Folgen werden; oft ist dieselbe jedoch schon für einen Gesunden ziemlich bedeutend, geschweige für einen Kranken.

Jedes Arzneimittel wirkt bekanntlich störend auf den naturgemäßen Gang des Organismus ein, und lenkt diesen in irgend einer Art von seiner einheitlichen Thätigkeit ab; und wenn diese arzneiliche Störung nicht zur Hebung des bereits vorhandenen Krankheitszustandes verwendet wird und in der Beseitigung desselben aufgeht, so muß der Organismus neben der Bekämpfung der bestehenden Krankheit seine reaktive Thätigkeit auch noch auf die mehr oder weniger eingreifende Arzneikrankheit richten. Die Energie der organischen Naturheilbestrebungen wird also zwischen beiden Krankheiten zersplittert, und die Heilung der natürlichen Krankheit mindestens etwas aufgehalten und erschwert, wenn nicht sogar unmöglich gemacht.

Selbst die Specifica sind deshalb in den gebräuchlichen großen Gaben häufig mit unvermeidlichem Nachtheile für die Kranken verbunden, weil der Arzt in keinem Falle die Heilung mittelst derselben sicher gewährleisten kann.

Hieraus ergiebt sich der allgemeine Satz: Wenn ein Arzneimittel dem Kranken in solcher Gabe einverleibt wird, daß es auf alle Fälle hin, mag es zur Heilung beitragen oder nicht, die ihm eigenthümlichen physiologischen Wirkungen äußert, so ist Nachtheil für den Kranken sehr oft nicht zu vermeiden.

Die allgemeinen Heilmethoden zeigen diesen Nachtheil in noch viel bedeutenderem Grade. Blutentziehungen wirken durch den Verlust des unentbehrlichsten Lebenssaftes schon auf den gesunden Organismus schwächend ein, um so mehr auf den kranken, und sind vielmehr geeignet, die Naturheilung unmöglich zu machen, als sie zu befördern. Auch in mäßiger Quantität angewendet können sie bei besonders reizbaren Kranken sehr bedeutenden Schaden, ja selbst tödtliche Wirkung nach sich ziehen. — Das antiplastische Heilverfahren ist um nichts besser. Es bezweckt den gesammten Organismus in meist bedeutendem Grade zu schwächen, um die Ernährungsthätigkeit eines einzelnen Organes verhältnißmäßig herabzusetzen, und dringt zu diesem Zwecke dem Körper eine Arznei auf, die einem gesunden kräftigen Menschen übel bekommen würde, z. B. Calomel in großen Dosen,

ohne zugleich den Grund der Krankheit aufzuheben. — Die Ableitungswerkzeuge, Blasenpflaster, Fontanell, Haarseil, Glüheisen, Brechweinsteinsalbe kümmern sich nicht darum, ob sie heilsam sein werden oder nicht; an Gesunden wie Kranken äußern sie ihre eingreifende Wirkung. Und wenn nun, wie fast stets, trotz ihnen das natürliche Leiden ungeheilt bleibt und höchstens auf einige Zeit zurücktritt, so hat der Arzt dem Kranken eine Last mehr aufgebürdet, hat ihn geschwächt, gequält und die Krankheit hartnäckiger und verwickelter gemacht.

Bei allen diesen Behandlungsweisen muß der Arzt, um seinen Heilzweck auszuführen, eine bedeutende Arzneikrankheit in dem ohnehin kranken Körper hervorrufen. Dasselbe muß er thun bei der ausleerenden, krisenbefördernden, schweiß-, harntreibenden, bei der antipathischen Heilmethode. Erbrechen, Durchfall, starker Schweiß sind physiologische Arzneiwirkungen, und oft die ersten Anzeigen von Arzneivergiftung; desgleichen die betäubende Wirkung, die Schlafsucht des Opium, die Verlangsamung des Pulses durch Digitalis, und wenn diese Wirkungen, wie gewöhnlich, nicht zur Heilung der Krankheit verwandt werden, so müssen sie nothwendig von störendem Einflusse sein und die Naturheilung mindestens erschweren.

Aber die meisten Aerzte wissen hiervon nichts. Wenn der Kranke nach ihren Arzneien nicht eines plötzlichen Todes stirbt, dann denken sie nicht im Entferntesten daran, daß sie trotzdem großen Schaden angerichtet haben könnten; sie haben keine Ahnung, wie häufig sie allein dadurch schaden, daß sie statt Heilung blos eine Metastase nach inneren wichtigen Organen bewirken.

In unzähligen Fällen wird lange Zeit hindurch mit stets wechselnden Arzneien auf den Organismus eingestürmt: Es verordnet z. B. der Arzt gegen Keuchhusten ein Brechmittel, um die Krankheit zu coupiren; die Krankheit wird aber nicht coupirt, folglich muß weiter verordnet werden. Der Arzt legt ein Blasenpflaster auf die Brust, und giebt innerlich Belladonna mit Sulphur auratum Antimonii zu mehreren Granen, 3—4mal täglich. Das wird einige Tage fortgebraucht, aber der Keuchhusten mindert

sich nicht. Der Arzt wechselt sofort; er giebt Extractum Hyoscyami mit Vinum stibiatum und Syrupus Senegae. Hilft das nicht, so kommt die Reihe an Aqua Laurocerasi, Pulvis Doveri, Ipecacuanha, Conium maculatum, Nux vomica, Argentum nitricum, Asa foetida, auf die mannigfachste Art unter einander vermischt und in Dosen, nach denen sich auch gesunde kräftige Kinder unwohl fühlen würden.

Wenn nun der kindliche Organismus 4—6 Wochen lang mit solchen stets wechselnden Arzneien bestürmt worden ist und der Keuchhusten endlich verschwindet, so wird das Kind sich doch sehr schwer und langsam erholen; ja manche Kinder kränkeln oft noch lange Zeit fort, sind bleich, mager, ihre körperliche Entwicklung, ihr Wachsthum wird beeinträchtigt.

Chamille gilt in den Augen der Aerzte für ein höchst unschuldiges Arzneimittel, mit welchem sie bei Kindern sehr freigebig sind; Neugeborenen Chamillenthee trinken zu lassen, ist zum stehenden Gebrauch geworden, auch wenn durchaus nichts Krankhaftes zu sehen ist. Und doch ist es bekannt, daß Chamille vielfache Verdauungsstörungen, Blähungsbeschwerden, Durchfall, Schweiß, selbst Krampfzufälle bewirkt. Sind denn derartige Wirkungen bei dem zarten kindlichen Organismus gleichgültig, der in der ersten Zeit nur die Muttermilch verträgt? Wenn aber das Kind nach Chamillenthee krank wird, so kommt weder der Arzt noch die Hebamme auf den gescheidten Einfall, daß möglicherweise der Thee die Schuld trage. Wenn nun vollends das neugeborene Kind schwächlich ist und sein Fortleben nur an einem schwachen Faden hängt, so kann die geringste Störung den tödtlichen Ausschlag geben. Und Chamillenthee verursacht jedesmal eine Störung im kindlichen Organismus; er ist daher, wie ein tüchtiger Arzt mit Recht gesagt hat, der Arsenik der Kinderstuben.

Das Schlimmste ist aber, daß kein Arzt, selbst bei der größten Vorsicht, es umgehen kann, seinen Kranken Schaden zuzufügen; und zwar, weil er seine Heilwerkzeuge, die Arzneien, in allen Fällen in solchen Gaben reicht, die auch den gesunden Organismus mehr oder weniger krank machen, und deshalb, wenn

sie nicht heilen, eine nur störende Arzneikrankheit in dem ohnehin kranken Körper anrichten. Da nun wirkliche Heilungen vermittelst der üblichen Heilmethoden zu den Ausnahmen gehören, so ist es umgekehrt Regel, daß die Aerzte ihren Kranken schaden. Dieser Schaden ist oft unbeträchtlich und vorübergehend, ja kaum sichtbar, oft aber auch sehr bedeutend, selbst bis zum tödtlichen Ausgang.

Die Aerzte ändern zwar die Größe der Arzneigaben, je nachdem sie Kinder oder Erwachsene, schwächliche oder kräftige, reizbare oder unempfindliche Kranke, akute oder chronische Krankheiten vor sich haben, — aber sie verringern dieselbe erstlich nie so weit, daß nicht auch Gesunde davon in ihrem Befinden gestört würden, und zweitens ist die Empfänglichkeit für bestimmte Arzneikräfte bei den einzelnen Menschen außerordentlich verschieden und im Voraus durchaus nicht zu bestimmen. Manche scheinbar schwächliche Personen vertragen Aderlaß von bedeutender Quantität, anderen viel kräftiger aussehenden Individuen bringt ein kleiner Aderlaß Siechthum, Ohnmacht, selbst den Tod. Die Einen bekommen nach verhältnißmäßig kleinen Gaben Quecksilbers Speichelfluß, die Anderen verspüren nach viel größereren Portionen weder Speichelfluß noch andere Beschwerden. Manche vertragen 10—20 Seidel Bier oder mehrere Flaschen Wein, Andere werden schon nach 2—3 Seideln Bier oder ebenso viel Gläsern Wein betrunken. Manche müssen große Mengen von Chloroform einathmen, um vollständig narkotisirt zu werden, bei Anderen genügt eine viel geringere Menge. — Und alle diese Verschiedenheiten in der individuellen Empfänglichkeit lassen sich nie im Voraus berechnen, sondern nur durch den unmittelbaren Augenschein erkennen. Deshalb verträgt der eine Kranke zuweilen große Arzneigaben besser, als der Arzt erwartet hatte, während ein Anderer wider die Vermuthung und Berechnung des Arztes von kleineren Gaben sehr heftig angegriffen wird.

Alle diese Umstände berechtigen zu dem Schlusse: *Die bestehende Heilkunst macht es nicht allein dem unwissenden, unvorsichtigen Arzte nicht unmöglich,* Scha-

den anzurichten, sondern sie macht es sogar dem geschicktesten und vorsichtigsten Arzte unmöglich, bedeutenden positiven Schaden unbedingt zu vermeiden.

Belege aus der Erfahrung giebt es hierfür genug, trotzdem daß die Aerzte selten so offenherzig sind, ihre mißlungenen Heilversuche zur Warnung und Belehrung Anderer zu veröffentlichen.

Dr. Adair Lawrie (London med. Gaz., July 1840. — Neue Notizen aus dem Gebiete der Natur- und Heilkunde von Froriep, No. 351, Dezemb. 1840) theilt einen Aufsatz über die nachtheilige Einwirkung des Kali hydrojodicum mit, die er selbst an verschiedenen Kranken zu beobachten Gelegenheit hatte. Zwei Fälle, der 3. und 5. von denen, welche er anführt, verliefen tödtlich.

Der 3. Fall war folgender: „Am 10. Mai 1839 wurde ein Mann, wegen eines Krebsgeschwüres in der Gegend der Zungenwurzel, in dem Spitale aufgenommen. Am 11. bekam er eine Drachme Jodstärke (1 Drachme enthält 1 gr. Jod) Morgens und Mittags, und 8 gr. Extractum Hyoscyami vor Schlafengehen. Am 16.: Tags zuvor hat er sich ohne irgend ein Lokalleiden unwohl gefühlt, und durfte nur die Hälfte der Jodstärke nehmen. An diesem Morgen nun wurde er von sehr beträchtlicher Dyspnö befallen, sein Gesicht war ängstlich und blaß, der Puls auf der rechten Halsseite intermittirend; es fand sich vom Unterkieferwinkel nach unten eine umschriebene beträchtliche und feste Geschwulst, welche aber scheinbar mit dem larynx oder der trachea nicht in Verbindung stand. Es wurden 12 Blutigel angesetzt; auf der rechten Brustseite ist die Perkussion dumpf, besonders nach hinten; das Respirationsgeräusch ist überall schwach, und nach vorn hört man starkes Schleimrasseln. Auf der linken Seite fanden sich dieselben Erscheinungen weniger ausgebildet; es wurde ein Brechmittel verordnet, welches reichlich wirkte; es wurde mit Erleichterung eine große Quantität zähen Schleims ausgeworfen. Am Abend wurde der Puls sehr matt, der Kranke bekam etwas Wein; um 10 Uhr nahm die Dyspnö zu, und um Mitternacht erfolgte der Tod plötzlich."

Der 5. Fall: „Eine Frau, 30 Jahre alt, wurde am 22. Mai 1840 wegen sinuöser Geschwüre nach Bubonen und wegen sekundärer Geschwüre der Schenkel aufgenommen; sie erhielt Quassia mit Jod, wie in dem 2. Falle. Am 31. Mai war eine reichliche Eruption von Papeln im Gesichte erschienen; die Geschwüre hatten sich gebessert, das Jod wurde weggelassen. Bald darauf verschwand der Ausschlag wieder; das Jod wurde wieder verordnet, der Ausschlag kehrte aber sogleich wieder, und wurde sehr stark. Am 7. Juni wurde das Jod wiederum ausgesetzt, am 8. klagte die Kranke über Schmerz am Halse, wo jedoch weder Röthe noch Geschwulst bemerkbar waren. Am 9. Juni in der Nacht wurde die Kranke plötzlich von heftiger Dyspnö und Heiserkeit befallen; Druck auf die Trachea war schmerzhaft, und an der inneren Seite der rechten Submaxillardrüse zeigte sich Geschwulst und Schmerz; der Puls war voll, 103; es wurde sogleich ein Aderlaß bis zur Ohnmacht angestellt; es wurden 12 Blutigel an den larynx angesetzt und starke Dosen Tartarus stibiatus innerlich gegeben. Ich sah die Kranke um 11 Uhr Vormittags; um 3 Uhr starb sie fast plötzlich.“

Lawrie sagt selbst hierüber: „Ich, für mein Theil, bin überzeugt, daß der Tod in dem 3. und 5. Falle Folge des Mittels war.“ — Folge der Behandlung war er gewiß, wenn auch im 3. Falle die Blutigel, im 5. der Aderlaß bis zur Ohnmacht sicher ihre Betheiligung an dem unglücklichen Ausgange gehabt haben.

Ueber das Kali hydrojodicum und die Jodstärke äußert Lawrie schließlich noch: „Die Unsicherheit des Präparates als Heilmittel ist jedoch noch mehr zu beklagen als seine Gefährlichkeit. Wäre das Mittel bedenklich in großen, und zuträglich in kleinen Dosen, oder hätte Krankheit und Konstitution einen bestimmten Einfluß auf die giftige Wirkung des Mittels, so möchte man dasselbe immer noch mit ziemlicher Sicherheit gebrauchen; bis jetzt jedoch kenne ich keine Merkmale, wonach man zum Voraus auf die wahrscheinliche Wirkung schließen könnte; daß die Quantität nichts Bestimmendes hat, ist sicher. In dem 3. Falle war blos 5 Tage lang 2mal täglich 1 gr. Jod genom-

men worden, und es war der Tod erfolgt, während manche Patienten des Dr. Buchanan in gleicher Form täglich 72 gr. Jod genommen haben, ohne selbst bei wochenlang fortgesetztem Gebrauche eine schädliche Einwirkung zu empfinden. In dem 5. Falle war die Frau gestorben, nachdem sie eine Woche lang, 2mal täglich, 5 gr. genommen hatte, während nach M'Symont ein Mann von 50 Jahren bei Gangrän des Penis 11 Tage lang täglich 1 Drachme nahm, ohne irgend eine nachtheilige Einwirkung und mit scheinbar sehr gutem Erfolge für die Krankheit. Ich habe Dosen von 2 Drachmen gegeben, und es sind mir Fälle bekannt, in welchen ½ Unze täglich ohne Nachtheil gegeben worden ist."

Im Mai 1828 verordnete zu Paris im Bicetre ein Arzt einer Abtheilung von 14 Epileptischen Blausäure in solcher Gabe, daß der 1. Kranke bereits unter Zuckungen verschied, als eben der 7. das Mittel erhalten hatte, worauf natürlich mit dem Darreichen des Mittels eingehalten wurde; aber die Hälfte der Epileptischen, die das Mittel erhalten hatten, starben sämmtlich. Und der Arzt hatte durchaus nicht willkührlich nach seinem eigenen Ermessen gehandelt, sondern die Blausäure genau nach einer im Codex Paris. enthaltenen Formel verordnet (S. Pariser Clinique des hospitaux, II. N. 66.; in Froriep's Notizen No. 441.).

Wenn man nun bedenkt, daß noch jetzt Jod und Jodkali in eben solchen Gaben gebräuchlich sind, wie früher, daß die Kranken mit Höllenstein gefüttert werden, bis sie wörtlich schwarz werden, daß Calomel bis zum Speichelfluß, Aderlaß bis zur Ohnmacht noch jetzt lege artis dem Arzte erlaubt ist, wenn man ferner an die großen und lange fortgesetzten Gaben des Chinin denkt, die gegen Wechselfieber in Gebrauch sind, und an die große Quecksilberschmierkur, wenn man beobachtet, wie leichtfertig gewöhnlich mit Opium umgesprungen wird, oder mit angreifenden Brechmitteln, mit Kupfervitriol bei Kindern, — so sieht man mit Schaudern, daß die Aerzte mehr Gewalt über Leben und Tod haben, als der tyrannischste Fürst. Man wird dann nicht übertrieben finden, was Jean Paul im Siebenkäs sagt:

„Wie nach dem europäischen Völkerrecht kein Heer das andere mit gläsernen oder giftigen Kugeln niederschießen darf, sondern blos mit bleiernen; wie ferner keines in feindliche Lebensmittel oder Brunnen Gift einwerfen darf, sondern nur Dreck: so verstattet die medizinische Polizei einem (die oberste Gerichtsbarkeit) ausübenden Arzte zwar narcotica, drastica, emetica, diuretica und die ganze Heilmittellehre zu seinem freien Gebrauch, und es wäre sogar polizeiwidrig, wenn man ihn nicht machen ließe; — hingegen wollt' es der größte Stadt- und Landphysikus wagen, seinem Gerichtsbezirke statt der Pillen ordentliche Giftkugeln, statt heftiger Brechpulver Rattenpulver einzugeben: so würde es von dem obersten Justizkollegium ernsthaft angesehen werden: ja ich glaube, ein ganzes medizinisches Kollegium würde nicht von aller Untersuchung frei bleiben, suchte es einem Menschen, dem es mit Lanzetten jede Stunde die Adern öffnen darf, solche mit dem Seitengewehr zu durchstechen und ihn mit einem Instrument, das ein kriegerisches, aber kein chirurgisches ist, über den Haufen zu stoßen: so findet man auch in den Kriminalakten, daß Aerzte nicht durchkamen, die einen Menschen von einer Brücke ins Wasser stürzten — anstatt in ein kleineres entweder mineralisches oder anderes Bad." — —

Die herrschende Heilkunst vermag also weder tuto, noch cito, noch jucunde zu heilen. Diese alte Regel scheint blos deshalb aufgestellt worden zu sein, um die Heilkunst recht in ihrer ganzen Blöße und Erbärmlichkeit zu zeigen.

Und das ist die stolze, tausendjährige Heilkunst, für die schon unzählige geistvolle und strebsame Männer ihre Lebenszeit zum Opfer gebracht haben! Der klägliche Erfolg innerhalb der langen Zeitdauer hätte längst lehren sollen, daß man in das Faß der Danaiden schöpfe, daß das ganze Gebäude der Heilkunst keinen Boden habe.

Die Hülfswissenschaften der Medizin sind, zumal in neuerer Zeit, erstaunlich vorgeschritten, die Pathologie und Diagnostik hat sich von unzähligem altem Wuste gereinigt und durch neue sichere Erfahrungen bereichert, die Physiologie bildet sich immer rascher aus,

die pathologische Anatomie gewinnt mehr und mehr an Thatsachen, die organische Chemie wächst mit jedem Tage; alle diese Wissenschaften haben den Autoritätenglauben abgestreift und bemühen sich, überall nur reine ungetrübte Erfahrungen gelten zu lassen, sie haben sich mit rühmlichem Eifer der alten Schlacken entäußert. — Nur in dem wichtigsten Theile der gesammten medizinischen Wissenschaft, in der Kunst Kranke zu heilen, findet sich keine Spur eines solchen Aufschwungs, uralte Vorurtheile und Irrthümer sind hier nach wie vor gangbare Münze, Nichts von dem zahllosen unnützen Ballaste ist über Bord geworfen, jede unerwiesene Behauptung wird gesammelt und durch Jahrhunderte mit fortgeschleppt, umgekehrt manche treue Beobachtung rasch vergessen, wie es der Zufall will; kurz man sieht in der Therapie nicht den entferntesten Dämmerschein einer beginnenden Morgenröthe, es ist noch finstere Nacht, wie vor Jahrhunderten. Wahrlich ein klarer Beweis, daß jene aufstrebenden Hülfswissenschaften nicht den geringsten Einfluß auf die Kunst zu heilen ausgeübt haben, ausgenommen etwa den, vernünftig denkende Aerzte von den üblichen Heilmethoden mehr und mehr abgeschreckt zu haben!

Die Heilkunst trägt noch alle die traurigen Anzeigen der Unwahrheit und Unvollkommenheit an sich, die sie zur Zeit des Galen hatte: Die Kenntniß der Arzneiwirkungen ist wohl um etwelche vereinzelte Erfahrungen gestiegen, diese Bereicherungen sind aber verschwindend klein im Vergleich zum großen Ganzen. Die Mehrzahl der bekannten Arzneiwirkungen ist oberflächlich und grobsinnig; das Meiste, was durch den usus in morbis gefunden worden ist, entbehrt aller sicheren Begründung. Ueberall stößt man auf bloße Empfehlungen, man weiß nicht, welcher Behauptung man trauen darf und welcher nicht. Die Quellen der Arzneierforschung sind dieselben geblieben; man kennt bis jetzt noch keine Mittel und Wege, um mit Bewußtsein planmäßig

den Heilwirkungskreis jeder Arzneikraft vollständig zu Tage zu fördern.

Die therapeutische Behandlung entspricht, wie natürlich, dem Standpunkte der Arzneimittellehre; mittelst grobsinniger oberflächlicher Kenntniß der Arzneiwirkungen sind auch nur grobsinnige Heilmethoden möglich. Um mit den höchst dürftigen Arzneikenntnissen auszureichen, hat man in der therapeutischen Behandlung nach Möglichkeit verallgemeinert, sich mehr an Namen und einzelne herausgerissene Symptome, als an das vollständige Krankheitsbild gehalten; man behandelt nicht individuell, und ist deshalb stets der Willkühr unterworfen.

Die Wahl des Heilmittels ist zum Theil geradezu auf falsche Beobachtungen gegründet, wie die Arzneimittellehre sie in Menge darbietet. Die einzelnen Heilmethoden beruhen meist auf falschen Voraussetzungen, auf beliebigen Hypothesen über das Wesen einer Krankheit. Die falsche Anschauung von der Oertlichkeit der Krankheiten hat zu den örtlichen Behandlungsweisen geführt. Es wimmelt von einseitigen Indikationen, wie z. B. die bloße Berücksichtigung der vorhandenen Blutbeschaffenheit. Die Aerzte erreichen durch ihre Methoden die beabsichtigte Heilung entweder gar nicht, oder nur mühsam, durch Umschweife; oft unterdrücken sie die Krankheit nur zeitweilig, oft wandeln sie dieselbe nur in eine andere um, und bewirken eine gefährliche Metastase. Sie besitzen nur wenige Heilmittel, mittelst welcher sie die Krankheit bei der Wurzel anfassen, die Specifica; aber sie können sich keine Rechenschaft über deren Wirkungsweise geben.

Die verschiedenen Heilmethoden sind ohne Einheit an einander gereiht, es giebt keinen obersten entscheidenden Richter, Jeder hat Recht, und doch sind die widersprechenden Ansichten unzählig. Namen sollen Gründe ersetzen, da giebt es eine Dzondi'sche, Rademacher'sche, Peschier'sche Methode. In jedem neuen Falle herrscht allgemeine Verlegenheit und Hülflosigkeit. — Fast stets wird

bei den Heilkuren der ganze Organismus in Mitleidenschaft gezogen; man will den Organismus durch Prügel zur Vernunft bringen, macht ihn aber nur stöckischer. Der Arzt kann es bei aller Vorsicht nicht umgehen, den Kranken oft und bedeutend zu schaden, denn er muß starke und oft wiederholte Gaben reichen, weil er die Heilung von dem Organismus erzwingen will.

Es giebt viele völlig unorganische und folglich unphysiologische Heilmethoden; das Weiterschreiten der Gesichtsrose will man hindern, indem man mittelst Heftpflaster oder Aetzmittel am Rande des Ausschlages eine Demarkationslinie bildet; Blähungsbeschwerden will man durch Auspumpen der Luft mittelst der Klystierspritze heilen; Alkalien sollen Magensäure beseitigen, nach ächt unorganischer Anschauung, weil Alkalien und Säuren sich gegenseitig neutralisiren; mittelst der Adstringentia behandelt man den Körper nicht anders wie der Lohgerber seine Felle.

Sämmtliche Heilmethoden sind aus einer niederen Anschauungsweise hervorgegangen; was auf den ersten Blick zu passen schien, das wurde genommen, und fort und fort beibehalten. Es herrscht noch eine kindliche Anschauung in der Heilkunst; man flickt, setzt zu wo etwas fehlt, nimmt Ueberflüssiges weg, ganz wie im gewöhnlichen Leben; aber man faßt den Organismus nicht als ein gesetzmäßiges, in sich abgeschlossenes und harmonisches Ganze auf. Man ist bisher überall nur auf der breiten Straße der Vermuthung hingewankt, hat nie den schmalen Pfad der Gewißheit betreten; man hat nicht nach logischen Gründen ein Heilsystem aufgebaut, vielmehr jeden Schund aus allen vier Himmelsgegenden begierig zusammengerafft. Deshalb ist aber auch nirgends in der Krankheitsheilung Sicherheit, nie unbedingte Nothwendigkeit, überall nur Vermuthung und beliebige Wahl innerhalb weiter Gränzen; soviel Aerzte es giebt,

soviel giebt es rationelle Heilkünste, jeder legt sich seine Nationalität anders aus. Die ganze Heilkunst besteht aus Bruchstücken, Flocken der Wahrheit, aufgehäuften Bausteinen, theils brauchbaren, theils unbrauchbaren, mit einer Menge Schutt untermischt, — aber sie ist kein Gebäude. —

Als Beweis, daß es stets unbefangene Köpfe gegeben hat, welche die Erbärmlichkeit der sogenannten Heilkunst lebhaft fühlten, mögen die Aeußerungen einiger tüchtiger Aerzte aus der älteren und neueren Zeit hier angeführt werden.

Der berühmte Arzt Sydenham sagt: „Quae medica appellatur, revera confabulandi garriendique potius est ars, quam medendi."

Girtanner, ein bekannter Arzt, spricht sich sehr unverhohlen aus: „Es fällt in die Augen, warum es nicht zwei Aerzte giebt (noch geben kann), die mit einander einig wären. Denn da die Heilkunde gar keine festen Prinzipien hat; da nichts in derselben ausgemacht ist; da es nur wenig sichere und zuverlässige Erfahrungen in derselben giebt, so hat jeder Arzt das Recht, seiner eigenen Meinung zu folgen. Wo von keinem Wissen die Rede ist, wo alle nur meinen, da ist eine Meinung soviel werth als die andere. In der dicken ägyptischen Finsterniß der Unwissenheit, in welcher die Aerzte herumtappen, ist auch nicht der mindeste Strahl des Lichts vorhanden, vermöge dessen sie sich orientiren könnten. Wenn zwei Aerzte am Bette eines nicht eben gefährlichen Kranken zusammenkommen, so geht es ihnen oft, wie den Wahrsagern in Rom; sie haben Mühe, wenn sie sich ansehen, das Lachen zu verbeißen."

Der berühmte Börhave sagt: „Wenn man das Gute, welches ein halb Dutzend wahrer Söhne Aeskulaps seit Entstehung ihrer Kunst auf der Erde gestiftet haben, mit dem Uebel vergleicht, was die unermeßliche Menge der Doktoren dieses Gewerbes unter dem Menschengeschlechte angerichtet hat, so wird man ohne Zweifel denken, daß es weit vortheilhafter wäre, wenn es nie Aerzte in der Welt gegeben hätte."

Joh. Chr. Reil (Erkenntniß und Kur der Fieber 1797): „Ich habe die Lehrgebäude älterer und neuerer Zeit geprüft, bin

bald ein Anhänger dieses, bald eines anderen Systems gewesen. Allein bei keinem, ich gestehe es aufrichtig, habe ich die Beruhigung gefunden, die ich suchte, sondern mich jetzt vollkommen überzeugt, nachdem ich lange genug von dem Strudel grundloser Hypothesen hin und her geworfen bin, daß es Regionen in der Medizin giebt, wo es noch stockfinstere Nacht ist, die nicht durch Hypothesen, sondern nur durch Versuche und Erfahrungen aufgeklärt werden kann."

Krüger-Hansen: „Es nimmt Wunder, daß, da die Heilkunde schon seit Jahrtausenden besteht, sie dennoch so weit zurück ist, daß es groß zur Frage steht, ob sie ein Glück oder Unglück für die Menschheit war und ist."

Dr. Schultz sagt in den Heidelberger klinischen Annalen Bd. 5., Heft 3.: „Der Unfug, den mit unerhörter Frechheit das servum pecus der gemeinen Aerzte (seine Zahl ist Legion!) mit Mitteln, deren Wirkungen es nicht einmal ahnet, gegen Krankheiten, deren Form es selten und deren Natur es nie weiß, treibt — dieser Unfug ist wahrlich fürchterlich, wie nichts anderes. Es gehen in Wahrheit weit mehr Menschen durch ärztliche Eingriffe zu Grunde, als Menschen durch ärztliche Eingriffe gerettet werden."

Töltényi (Verhandl. der k. k. Gesellsch. der Aerzte zu Wien 1842, S. 174): „Die praktische Medizin ist, wenn wir ihren dermaligen Standpunkt im Großen betrachten, das Tummelpferd grundsatzloser Experimente. Oder verhält sich die Sache anders bei dem Umstande, daß man sich nur um Mittel und Mittelchen zur Heilung der Krankheiten bekümmert, nicht aber um das Heilprinzip?"

Therapeutischer Theil:

Neubau.

Physiologische Arzneimittellehre.

Dieser veraltete, jeder wahren Naturforschung gänzlich baare Zustand der eigentlichen Kunst des Heilens hat die Folge gehabt, daß viele denkende Aerzte neuerer Zeit jede Therapie überhaupt für Unsinn erklären und das sogenannte exspektative Verfahren einschlagen, d. h. ohne arzneiliches Eingreifen den Verlauf der Krankheit abwarten und sich darauf beschränken, alle störenden Einflüsse fern zu halten und hin und wieder einzelne lästige oder gefährliche Beschwerden zu mildern.

Sie nennen sich die physiologische Schule, weil sie die neuesten Forschungen auf dem Gebiete der Physiologie und Pathologie möglichst auszubeuten beflissen sind. Als den Hauptpunkt der ärztlichen Behandlung betrachten sie die Diät, und stützen sich in Betreff dieser wieder auf die neuesten Thatsachen der Physiologie. Sie benutzen die chemischen Untersuchungen der Nahrungsstoffe, um daraus die Nahrhaftigkeit und leichtere oder schwerere Verdaulichkeit der letzteren zu bestimmen, und zu folgern, welche Nahrungsstoffe man zusammen verbinden müsse, um die beiden Bedingungen der Nahrhaftigkeit und leichten Verdaulichkeit zu erfüllen. Die Chemie hat die Verschiedenheit der menschlichen Muttermilch und der Kuhmilch gelehrt; daraus haben die Physiologen geschlossen, durch welche Zusätze und Veränderungen man die Kuhmilch der Frauenmilch möglichst ähnlich machen könne. Die Physiologie lehrt, daß durch Muskelthätigkeit der Stoffwechsel im Körper belebt, ein gleichmäßiger Blutumlauf bewirkt und der Ernährungszustand des ganzen Körpers gehoben wird; zweckmäßige Bewegung, sowie systematische Heilgymnastik bildet daher ein Hauptwerkzeug der physiologischen Aerzte. Die

Physiologie zeigt ferner die Wichtigkeit des Sauerstoffs in dem Respirationsprozeß; kräftiges Athmen in reiner atmosphärischer Luft gehört deshalb zu den ersten Vorschriften der Physiologen.

Diese und ähnliche diätetische Vorschriften sind unzweifelhaft höchst ausgezeichnet. Allein die physiologischen Aerzte verfallen meist in den Fehler, daß sie sich widerwärtig breit mit ihrer Diät machen, als sei dieselbe einzig ihr Monopol, und daß sie aus Liebhaberei für dieselbe in pedantische Kleinlichkeitskrämerei ausarten und auf offenbare Nebendinge das größte Gewicht legen.

Die Forschungen auf dem Gebiete der Physiologie haben natürlich bedeutenden Einfluß auf die Ausbildung der Diätetik ausgeübt; indessen wird dieser Einfluß doch von jenen Aerzten stark überschätzt. Man wußte längst, daß unreine Luft in engen Wohnungen schädlich sei, ehe man noch die chemischen Gesetze der Respiration kannte; ferner, daß weiches Ei leichter verdaulich sei als hartes, daß Fleisch nahrhafter sei als Gemüse, und Obst kein geeignetes Nahrungsmittel, um einen Hungerigen zu sättigen, das Alles war längst bekannt, ehe man die chemischen Gesetze des Stoffwechsels kannte. Nicht nach wissenschaftlichen Gründen, sondern instinktmäßig strich man Butter auf's Brod, um es leichter verdaulich zu machen, weil das Stärkemehl des Brodes leichter die Umwandlung in Zucker und Fett erleidet, wenn bereits etwas Fett bei dem Verdauungsprozeß vorhanden ist. Man hatte längst erkannt, daß durch Uebung der Muskeln die physiologische Entwicklung des Organismus befördert werde, ehe man sich der wissenschaftlichen Gründe hierfür bewußt war; die Turnkunst ist nicht von Aerzten und Physiologen, sondern vom Volke ausgegangen.

Aller dieser Thatsachen mögen die physiologischen Aerzte sich erinnern, um einzusehen, daß sie der Welt weniger Neues aufgetischt haben, als sie in ihrer überschwenglichen Einbildung meinen, und daß sie nicht Ursache haben, verächtlich auf die Zeiten herabzusehen, wo man ziemlich dieselben Thatsachen, aber nicht die Erklärungsgründe dafür kannte.

Die physiologische Diät ist es aber gar nicht, was die sogenannten physiologischen Aerzte von den übrigen unterscheidet;

diese Diät befolgen jetzt alle nur einigermaßen denkende Aerzte. Der Unterschied besteht darin, daß die physiologischen Aerzte die Krankheitsheilung fast allein durch die Diät zu erreichen suchen, während die anderen die Diät nur als Unterstützungsmittel ihrer arzneilichen Heilkuren gebrauchen. Jene wollen die meisten Heilmethoden, z. B. die Blutentziehungen, Ableitungskur, das blutreinigende, antiplastische, ausleerende Verfahren, aus der Heilkunst verbannt wissen, und beschränken das arzneiliche Eingreifen auf einzelne Ausnahmsfälle und auf wenige Mittel.

Eins von den Mitteln, welche die physiologischen Aerzte noch beibehalten haben, ist Eisen gegen die Chlorose, um den durch chemische Untersuchungen gefundenen Eisenmangel im Blute zu ersetzen. Das Eisen im Blute befindet sich aber, wie früher erwähnt, in organisirter Form, und das von außen eingeführte unorganische Eisen, Eisensalz, wird im Organismus nie in die organische Form übergeführt, weil der Organismus überhaupt aus unorganischen Körpern oder chemischen Grundstoffen nie organische Verbindungen schaffen kann. Es ist folglich ganz unphysiologisch, durch unorganische Eisensalze ein Mehr oder Weniger von Eisen in den Blutkörperchen ausgleichen zu wollen.

Ein physiologischer Arzt ist aber nur der, welcher sich überall in seinem Handeln auf die Thatsachen der Physiologie stützt. Aerzte also, welche ihren Kranken Eisen als quantitativen Ersatz geben, sind nichts weniger als physiologische.

Beibehalten haben ferner die physiologischen Aerzte das Quecksilber gegen Syphilis, Chinin gegen Wechselfieber; sie begehen aber zwei Fehler hierbei: 1.) stempeln sie das Quecksilber zum Universalmittel gegen alle Fälle von Syphilis, und das Chinin zum Universalmittel gegen alle Fälle von Wechselfieber, was beide Arzneien nicht sind, wie die Erfahrung täglich zeigt; und 2.) schaden sie ihren Kranken durch große und fortgesetzte Gaben des Quecksilbers und Chinins, obwohl sie sonst mit gerechtem Eifer gegen den ungeheuren Schaden ankämpfen, den die Masse der Aerzte mit ihren Höllenwerkzeugen anrichtet. — Ab-

gesehen davon kann man die Behandlung mittelst der Specifica, zu welchen Quecksilber und Chinin gehören, keine physiologische nennen, da diese Heilmittel nicht durch physiologische Forschungen, sondern durch den blinden Zufall, den man Erfahrung nennt, gefunden worden sind, und bis jetzt durchaus kein wissenschaftlicher Erklärungsgrund für ihre Heilwirkung bekannt ist.

Auch Opium ist ein vielgebrauchtes Mittel in dem kleinen Arzneischatze der physiologischen Aerzte. Diese wollen, weil sie nicht zu heilen vermögen, dem Kranken seine Leiden wenigstens auf einige Zeit vergessen machen, und scheuen zu diesem Zwecke den Nachtheil nicht, den größere und öftere Gaben des Opium nothwendig anrichten. Mit einem physiologischen Heilverfahren hat diese Opium-Betäubungskur nichts gemein, denn sie bewirkt nie dauernde Heilung, und beruht, wie der Grundsatz Contraria Contrariis überhaupt, auf entschieden unorganischer Anschauung. Aber sie hat das Gute eines sofortigen, wenn auch vorübergehenden Erfolges, wie z. B. auch das Auspumpen der Luft mittelst der Klystierspritze bei Meteorismus, was ebenfalls von physiologischen Aerzten gerühmt wird.

Die physiologischen Aerzte stellen als Regel auf, der Arzt müsse überall zunächst den Grund der Krankheit beseitigen; aber sie selbst verfahren hierin sehr oberflächlich und inconsequent. Sie vergessen freilich nicht, den Splitter aus der Haut zu entfernen, oder bei Hautjucken nachzusehen, ob nicht etwa Filzläuse die Ursache seien, oder bei Leibschmerzen mit Erbrechen und Stuhlverstopfung an einen etwaigen eingeklemmten Bruch zu denken, oder bei Schwerhörigkeit zuvörderst zu untersuchen, ob nicht etwa verhärtetes Ohrenschmalz zu Grunde liege u. dgl., — allein diese Krankheitsursachen liegen sehr auf der Oberfläche, und sich darauf etwas einzubilden, ist sehr kindisch; es könnte ebenso gut Jemand darauf stolz sein, daß er so klug gewesen ist, einem Erhängten vor allen Dingen den Strick vom Halse geschnitten zu haben. — Wenn es indessen darauf ankommt, nicht

eine äußerliche grobsinnige, sondern eine tiefer liegende innere Krankheitsursache zu entfernen, da vermögen die physiologischen Aerzte gar nichts: mit Eisen heben sie nicht die Ursache des Eisenmangels im Blute, mittelst Opium oder Auspumpen der Luft berücksichtigen sie ebenso wenig die innere Krankheitsursache. Durch blose diätetische Vorschriften ist es sehr häufig unmöglich, die Krankheitsursache abzuhalten, z. B. das Kontagium der epidemischen Krankheiten, das Miasma der endemischen. Ueberdies kennt man in den meisten Fällen die Krankheitsursache gar nicht; die ärztliche Vorschrift, die Krankheitsursache zu entfernen, die sogenannte Indicatio causalis, ist daher nur in den wenigsten Fällen anwendbar.

Dazu kommt endlich noch, daß selten zwei physiologische Aerzte in ihrem therapeutischen Handeln mit einander übereinstimmen; die einen geben fast gar keine Arzneien mehr, die anderen mischen selbst noch 2—3 Arzneien zu einem Rezepte zusammen, pochen aber dabei auf ihre physiologische Diät, die einen verwerfen selbst Opium, die anderen reichen bei profusen Eiterungen, Geschwüren noch Adstringentia, Tannin als Unterdrückungsmittel. — Welche sind nun die wahrhaft physiologischen Aerzte? Keine von Allen, ist die einfache Antwort; denn Alle zusammen halten noch an Heilmethoden und Heilmitteln fest, die den physiologischen Gesetzen geradezu widersprechen.

Aber gleichwohl erklären diese Aerzte die Therapie mit den wenigen Erfahrungen, die sie noch gelten lassen, für geschlossen, und verzichten gänzlich auf deren weitere Ausbildung, wenigstens bis zur einstigen vollständigen Erforschung des innersten Krankheitswesens, da ohne dieses kein physiologisches Heilverfahren möglich sei. Ihr Streben ist deshalb lediglich auf Ausbildung der Physiologie und Pathologie und der Diät gerichtet; ein Streben nach Fortbildung der Therapie besitzen sie gar nicht, sondern behandeln diese höchst stiefmütterlich. Als Ersatz dafür legen sie um so mehr Gewicht auf medizinische Gelehrsamkeit in allen Hülfswissenschaften der eigentlichen Heilkunst.

Das fällt am meisten in die Augen auf den medizinischen

Pflanzschulen, den Universitäten, wo die Hauptvertreter und Anführer der physiologischen Schule ihren Sitz haben. Wie überhaupt an diesen Brennpunkten der Völkerweisheit die Gelehrsamkeit über Alles gilt, so auch in der Heilkunst. Die pathologische Anatomie, welche doch nur eine Dienerin im Gefolge der Göttin Hygieia ist, wird hier zur selbstständigen Göttin erhoben. Und wer von den Professoren der Medizin die sicherste, feinste Diagnose stellt, wer mit wichtiger Miene jeden gespaltenen Herzton herauszuhorchen oder den leisesten tympanitischen Ton zu unterscheiden vermag, wer die krankhaften Veränderungen im menschlichen Körper am genauesten erörtern und die geistreichsten Vermuthungen über das Wesen einer Krankheit ausgrübeln kann, wer ferner am belesensten ist in den Werken früherer medizinischer Schriftsteller, dem wird der Preis zuerkannt, wenn auch seine Therapie die erbärmlichste wäre. — Alle Achtung zwar vor diesen Kenntnissen und Fähigkeiten, sie gehören zum Theil zu den Grundpfeilern einer wahren Heilkunst; wenn aber das Nothwendigste fehlt, wenn kein Streben nach Vervollkommnung der Therapie mit der Diagnostik und der Ausbildung der Physiologie und pathologischen Anatomie Hand in Hand geht, dann sind sie ein tönendes Erz und eine klingende Schelle.

Das Streben der rationellen Aerzte muß darauf gerichtet sein, die verlorene Harmonie zwischen Diagnose und Therapie wiederherzustellen, und an diese letztere, gerade wie an die erstere, den Maßstab wahrer Naturforschung anzulegen.

Heilen ist und bleibt stets das Endziel aller medizinischen Forschungen, der Physiologie, pathologischen Anatomie, Pathologie, Diagnostik. Ueber jede medizinische Kuriosität erheben die gelehrten Herren ein großes Geschrei, und machen Jagd auf sie, wie Dr. Katzenberger auf Mißgeburten; und wer eine solche Rarität der erstaunten ärztlichen Welt auftischen kann, der dünkt sich einen wichtigen Fund gemacht und sich ein gewaltiges Verdienst erworben zu haben. Aber es sind kindische Spielereien! Welcher Vortheil wird denn für den Heilzweck daraus gezogen? Wenn ein Arzt lehren könnte, wie man jeden Schnupfen mit

Sicherheit heile, der würde sich ein tausendfach größeres Verdienst um die Menschheit erwerben.

Kein Kranker wird nur einen Augenblick darüber in Zweifel sein, daß die Aufgabe des Arztes, den er hat zu sich rufen lassen, lediglich darin bestehe, ihm zur Gesundheit zu verhelfen, nicht aber in der blosen Geschicklichkeit, eine sehr gelehrte Diagnose an seiner Person anzustellen, alle krankhaften inneren Vorgänge auf das Genaueste zu erklären, und ihn dann mit dem leidigen Troste sterben zu lassen, daß er ein ganz besonders interessanter Fall gewesen sei. Kein Kranker wird soviel wissenschaftlich aufopfernden Sinn besitzen, daß ihm der Gedanke, ein medizinisches Prachtexemplar vorzustellen, den Tod sehr versüßen könnte. — Daß aber die gelehrten Aerzte den Kranken häufig nur von diesem Gesichtspunkte aus betrachten, daß sie sehr oft sich darauf freuen, durch den Leichenbefund ihren Zuhörern die Unfehlbarkeit ihrer Diagnose zu beweisen und mit dieser Sicherheit zu glänzen, statt ihren Stolz in der möglichst häufigen und sicheren Krankheitsheilung zu suchen, das kann man leider an den meisten medizinischen Fakultäten tagtäglich sehen.

Der österreichische Arzt und Prof. v. Töltenyi sagt hierüber: „Seitdem man den Leichnam des Menschen für eine Fundgrube wissenschaftlicher Entdeckungen ansieht, ist er zum Eldorado der Aerzte geworden. Ich übertreibe die Sache nicht, wenn ich sage, daß die berühmtesten Aerzte in Frankreichs Hospitälern ihre Kranken nur in der Hoffnung eines ergiebigen Todtenbefundes liebevoll beäugeln. Doch was sage ich Frankreichs? Wandern nicht auch in den Hospitälern Englands und Deutschlands die Aerzte von Bett zu Bett, nicht um die Natur der Krankheit zu erforschen und Heilanzeigen aufzustellen, sondern um die Afterbildungen und Entartungen auszuforschen, welche der Leichnam ergeben wird?"

Wer einmal als Arzt am Krankenbette eines Familienvaters stand, umgeben von dem besorgten Kreise der Angehörigen, die ihre einzige Hoffnung auf seine ärztliche Kunst gesetzt hatten, und von dieser Kunst treulos im Stich gelassen thatlos zusehen mußte, wie mit dem Leben des theueren Kranken das ruhige

Glück aus dem kleinen Kreise entfloh; wer einmal als Arzt die täglichen Jammertöne des von Schmerz gefolterten Leidenden anhörte, der ihn umsonst um Erlösung von seinem qualvollen Zustande anflehte; wer einmal als Arzt, in seinem Wirkungskreise von einer tödtlichen Epidemie heimgesucht, jeden Tag und jede Stunde durch Trauerkleider und Geläute an seine ärztliche Ohnmacht erinnert wurde, — welcher sollte da nicht gefühlt haben, daß die einzige und höchste Aufgabe des Arztes sei, zu heilen! Aber nicht nur diese unerfreulichen Stunden im ärztlichen Leben, auch die wahrhaft erfreulichen Augenblicke bringen dem Arzt seine Bestimmung zum Bewußtsein; die innere Befriedigung, die jeden überschleicht, sobald er weiß, daß ein Kranker wirklich durch seine Kunst genesen sei, sagt ihm, daß er den Zweck seines ärztlichen Daseins einmal erfüllt habe.

Diese Wahrheit werden selbst die gelehrtesten unter den physiologischen Aerzten dem Grundsatze nach nicht leugnen, aber thatsächlich verleugnen sie dieselbe fort und fort, weil sie Alles für die medizinischen Hülfswissenschaften, aber nichts für die Therapie thun. Freilich gehört ein Herkules dazu, um den Augiasstall der Arzneimittellehre auszufegen, weshalb denn Alle, die sich nicht als Herkulesse fühlen, ihre Bestrebungen erfreulicheren Gegenständen zuwenden und ruhig zusehen, wie mit jedem Jahre der Unrath sich mehr und mehr anhäuft.

Es ist aber das Zeichen eines kleinen Geistes, aus dem bisherigen kläglichen Zustande der Arzneimittellehre und Therapie den Schluß zu ziehen, es sei keine Verbesserung möglich, und der Name Heilkunst müsse womöglich aus dem Wörterbuche gestrichen werden. Diese trostlose Annahme entspringt zwar aus der rücksichtslosen Verwerfung alles hergebrachten Schlendrians und aller bestehenden Autoritäten, die das selbstständige Denken ersparen, zeugt aber zugleich von einer unmännlichen Thatlosigkeit und mangelnden Ausdauer, welche Alles gleich über den Haufen wirft und mit dem Kopfe davonrennt, wenn die Sache auf dem einen Wege mißlingt. So gut man einen Verirrten thöricht schilt, der sich hoffnungslos ins Gras wirft und an jedem Auswege verzweifelt, weil der Weg, den er zuletzt betreten

hat, plötzlich ohne Spur sich verliert und jedes Weiterdringen zum Ziel unmöglich macht; — ebenso hat man das Recht, die Aerzte zu tadeln, die mit voreiliger Muthlosigkeit die gesammte Heilkunst aufgeben, weil die Bahn, die sie bisher zur Erreichung derselben verfolgt haben, nur zu einem endlosen Labyrinthe führt ohne die geringste Aussicht auf das ersehnte Ziel. Solcher traurigen Entsagung darf ein Mann nur dann Gehör geben, wenn alle Möglichkeiten vollständig erschöpft sind. Aber die bisherige Erforschung der arzneilichen Heilwirkungen und die bis jetzt gebräuchlichen Heilmethoden fassen durchaus nicht alle Möglichkeiten in sich; es sind noch manche Wege offen, die von den Aerzten noch nicht betreten worden sind, und von denen ohne Prüfung Niemand behaupten kann, ob sie nicht mit der Wahrheit endigen. Doch diese verneinenden Geister verschließen sich selbst muthwillig den Zugang zu denselben, und stehen nun ganz entblößt da, ohne sorglosen Wahn und ohne die beglückende Wahrheit.

Sobald noch nicht alle denkbaren Wege zur wahrhaften Vervollkommnung der Therapie eingeschlagen worden sind, muß man auch die Möglichkeit dieser Vervollkommnung einräumen. In dem Wesen des Organismus liegt nichts, was gegen die Möglichkeit wahrer Kunstheilung spräche. Wir sehen, daß Kranke in vielen Fällen durch die Naturheilkraft allein ohne äußerliches Zuthun wieder gesund werden, in vielen Fällen dagegen nicht. Sollte es nicht möglich sein, durch äußere Kräfte die Naturheilung künstlich zu befördern und anzuregen, wenn sie nicht aus freien Stücken eintritt? Das Gegentheil hat noch Niemand bewiesen. So steht z. B. der tuberkulöse Prozeß zuweilen von selbst still, die Zerstörung der Lungen macht ferner keine Fortschritte mehr, sodaß die betreffende Person ein hohes Alter erreichen kann. Sollte es nicht möglich sein, diesen Stillstand, wenn er nicht freiwillig eintreten will, auf künstlichem Wege zu befördern und herbeizuführen? Solange das Gegentheil nicht unwiderleglich bewiesen worden ist, müssen die Aerzte nach Erreichung dieses Zieles streben; mit blosem Leugnen ist nichts gedient. Alles in der medizinischen Wissenschaft muß mit streng

logischen Gründen bewiesen oder widerlegt werden, eine Mittelstraße giebts nicht, das blose Zweifeln beweist nichts. — Es giebt aber jetzt Viele, die Alles grundsätzlich bezweifeln. Wenn sich jedoch der Zweifel nicht auf stichhaltige Gründe stützt, und keine sorgsame vorurtheilsfreie Prüfung zur Folge hat, so ist er in der Wissenschaft ohne Werth; dann mischt er Alles durch einander, Wahres und Falsches, und macht nicht klüger. Die Zweifler von Profession schaden daher eben so viel, als sie nützen.

Selbst die physiologischen Aerzte gebrauchen, wie erwähnt, noch verschiedene arzneiliche Kräfte zum Zwecke der Heilung, z. B. Chinin, Quecksilber, Opium, Eisen; sie räumen also hiermit die Möglichkeit ein, daß Krankheiten durch Arzneien überhaupt geheilt werden können. Es ist nun höchst folgewidrig, daß sie dieser Heilfähigkeit der Arzneien eine willkührliche Gränze setzen. Sie geben durch den Gebrauch von Chinin und Quecksilber das Vorhandensein von spezifischen Heilmitteln zu; woher wissen sie, daß es gegen Ruhr, Cholera, Croup, Keuchhusten, Grippe, Scharlach, Blattern, Gicht u. s. w. nicht auch Specifica gebe, sogut wie gegen Wechselfieber und Syphilis? Daß man derartige Specifica noch nicht kennt, ist kein Gegenbeweis. Wer nur für einen einzigen Krankheitsfall das Vorhandensein der Kunstheilung mittelst Arzneien zugiebt, der muß alsdann bei allen Krankheitszuständen die Möglichkeit der Kunstheilung einräumen; wer einmal eine Arznei als Heilmittel in Krankheiten anwendet, der muß auch streben, alle nur denkbaren Arzneien in das Bereich der Heilkunst zu ziehen, solange bis man alle Krankheiten zu heilen vermag. Die Wahrheit ist wie der Teufel: wer ihr nur den kleinen Finger giebt, dem nimmt sie die ganze Hand. —

Es entsteht nun die Frage, welche Wege man nach den bisherigen Erfahrungen einschlagen müsse, um zu einer wahren Heilkunst zu gelangen. Diese Frage streng logisch beantworten zu helfen, ist die Aufgabe jedes denkenden Arztes.

Wenn die Naturheilung nicht freiwillig eintreten will, so

muß der Arzt, um Kunstheilung zu erreichen, nothwendig irgend welche außer dem Organismus liegende Kräfte benutzen und auf den Organismus einwirken lassen. Das ist unzweifelhaft.

Diese äußeren Kräfte können nur von zweierlei Beschaffenheit sein: vermöge ihrer unmittelbaren nächsten Einwirkung befördern sie entweder die physiologische Entwicklung des Organismus, oder beeinträchtigen dieselbe in irgend einer Weise. Wenn ihre Einwirkung in dem Organismus weder die eine noch andere Veränderung hervorruft, dann sind sie zur Kunstheilung natürlich untauglich. Die erstere Klasse der äußeren Kräfte gehört in das Gebiet der Diätetik, die letztere faßt man zusammen unter dem allgemeinen Begriffe der Arzneien.

Die Diät, also der Inbegriff aller äußeren Kräfte, welche den gesammten Organismus unmittelbar in seiner physiologischen Entwicklung befördern, ist von außerordentlicher Wichtigkeit, und wenn sie überall in voller Ausdehnung zur Geltung käme, so würde ihr Erfolg ein außerordentlich bedeutender sein. Ihr Hauptverdienst muß aber stets darin gesucht werden, Krankheiten zu verhüten, theils durch naturgemäße Lebensvorschriften für jedes einzelne Individuum, gesunde Nahrung, Wohnung, Mäßigkeit in Genüssen u. a., theils durch allgemeine staatspolizeiliche Vorsichtsmaßregeln, Reinigung der Straßen, Austrocknung von Sümpfen, öffentliche Turnanstalten.

Damit ist indeß nicht gesagt, daß durch naturgemäße Diät allein keine schon bestehenden Krankheiten beseitigt werden könnten; dieses geschieht im Gegentheil öfters. Häufig werden durch strenge Diät die nachtheiligen äußeren Einflüsse entfernt gehalten, welche eine bestehende Krankheit fort und fort unterhalten, und es wird der organischen Reaktionskraft möglich gemacht, den physiologischen Entwickelungsgang wieder herbeizuführen. Krankheiten in Folge von übermäßigem Genusse geistiger Getränke oder von angestrengter geistiger Beschäftigung verlangen oft nur die Entfernung der unterhaltenden Ursache, Mäßigung in Getränken und Arbeit, um durch die organische Naturheilkraft bald völlig überwunden zu werden. Bei vorhandener Lungentuberkulose führt mildes südliches Klima die Bedingungen herbei,

unter welchen das organische Beharrungsvermögen sich am meisten geltend machen und der neuen Ablagerung ein Ziel setzen kann, indem der beständige schädliche Reiz der kalten atmosphärischen Luft vermieden wird.

Es ist nicht zu leugnen, daß der Werth naturgemäßer diätetischer Vorschriften meist noch viel zu gering angeschlagen wird; sofortige unbedingte Ruhe eines verletzten Körpertheils, zeitweilige strenge Versagung bestimmter Genüsse und Vergnügungen, gleichmäßige Wärme und Abhaltung der wechselnden Temperaturverhältnisse u. dergl. können eine Krankheit oft im Keime ersticken, während ihre Vernachlässigung eine schwere Erkrankung herbeigeführt haben würde.

Auf der anderen Seite steht aber fest, daß das strengste Entfernthalten äußerer schädlicher Reize, selbst wenn es gleich vom Anfang einer Krankheit an beobachtet wird, nicht immer hinreicht, Gesundheit zu erhalten und wiederherzustellen. Die genaueste Befolgung einer naturgemäßen Lebensweise vermag nicht vor jedem Erkranken zu schützen; und in diesen Erkrankungsfällen kann auch die angemessenste Diät den günstigen Ausgang der Krankheit nicht gewährleisten. Die organische Naturheilkraft allein ist in sehr vielen Fällen selbst unter den günstigsten Bedingungen nicht im Stande, eine einmal bestehende Krankheit zu überwinden. Syphilis schwindet nicht von selbst, wenn auch jede neue Ansteckung vermieden wird; skrophulöse Leiden, chronische Augenentzündungen oder Hautausschläge, weichen trotz der passendsten Lebensweise nicht. Dazu kommt noch, daß die unterhaltende Krankheitsursache oft nur theilweise oder gar nicht beseitigt werden kann; nicht alle tuberkulösen sind in der Lage, in ein südliches Klima überzusiedeln, und andere Hülfsmittel, z. B. der künstliche Respirator, sind nur ein nothdürftiger Ersatz. — Mit der zunehmenden Bevölkerung wird es überdies immer schwieriger, eine naturgemäße Lebensweise, gesunde Luft, Wohnung, Beschäftigung, Nahrung, für alle Menschen zu ermöglichen.

Es bedarf in der That keiner weiteren Worte darüber, daß mittelst Diät nicht alle Krankheiten verhütet oder

geheilt werden können. Selbst die neueren physiologischen Aerzte, die in der Würdigung der Diät am weitesten gehen, haben sich, wie erwähnt, noch verschiedene Arzneikräfte zur Krankheitsheilung vorbehalten, weil langjährige Erfahrung allzudeutlich für deren Heilfähigkeit gesprochen hat. —

Es ist also zu untersuchen, ob und wie die bedeutende Lücke, welche die **Diät** in der Krankheitsheilung läßt, durch die **Arzneien** ausgefüllt werden könne.

Arzneien im weitesten Sinne sind alle äußeren Einflüsse, welche den physiologischen Entwickelungsgang des Organismus in irgend einer Weise beeinträchtigen; im engeren Sinne dagegen nur diejenigen, deren krankmachende Eigenschaft man zugleich zum Heilzwecke benutzt.

Um als Heilmittel tauglich zu sein, dazu bedarf die Arznei mehrerer Bedingungen: 1.) muß der Arzt die Art und die Größe ihrer Einwirkung in seiner Gewalt haben, wie dies bei den sich gleichbleibenden mineralischen, pflanzlichen und thierischen Stoffen der Fall ist. Schreck und Erkältung kann man nur deshalb nicht als Heilmittel gebrauchen, weil sich weder ihre qualitative noch quantitative Einwirkung im Voraus berechnen läßt, während z. B. die Seekrankheit für den Heilzweck recht gut geeignet ist. — 2.) muß die krankmachende Wirkung der Arznei vom Organismus leicht überwunden werden können.

Bei Weitem die meisten der bis jetzt gebräuchlichen Heilmittel sind dem Mineral- und Pflanzenreiche entnommen, wenigere dem Thierreiche; doch sind immer noch die wenigsten von allen den mineralischen, pflanzlichen und thierischen Stoffen, welche arzneiliche Kraft besitzen, als Heilmittel in Gebrauch. — Jeder pflanzliche, thierische oder mineralische Stoff, der in den Blutkreislauf gelangt, aber nicht vollständig assimilirt, d. h. den organischen Bildungsstoffen gleich gemacht wird, muß den Organismus in irgend einer Weise krank machen, folglich als Arznei wirken.

Die Aerzte sind bisher in der Auswahl dieser Stoffe sehr

willkührlich verfahren; von welchen der Zufall gerade bestimmte Heilwirkungen kennen lehrte, diese wandten sie zum Heilzwecke an. Das muß aber als Grundsatz festgestellt werden: wendet man einmal Arzneien als Heilmittel an, dann muß man auch streben, alle nur denkbaren Arzneien für den Heilzweck zu gewinnen, solange man mit den bereits gebräuchlichen zur umfassenden Krankheitsheilung noch nicht ausreicht.

Es versteht sich von selbst, daß eine einzige Arznei kein Universalheilmittel für alle vorkommenden Krankheiten sein könne, sondern daß jede eine mehr oder weniger beschränkte Heilfähigkeit besitze. Zwei Mineralien von verschieden chemischer Zusammensetzung und Eigenschaft, verschiedener Farbe, Härte, Schwere, können nicht in völlig gleicher Weise auf den Organismus einwirken; ebenso wenig zwei Pflanzen von abweichendem Aussehen, Geruch, Geschmack, von denen jede ein für sich abgeschlossenes und nur durch seine eigenen Keime sich fortpflanzendes Ganze bildet, und auch in seiner chemischen Zusammensetzung von anderen abweicht. Wenn von zwei auf einander einwirkenden Kräften die eine sich ändert, so muß auch die Wirkung unbedingt eine andere werden; Surrogate giebt es nicht. — Jede besondere Arznei muß auch ihre besondere Heilfähigkeit besitzen; wie weit diese Besonderheit gehe, das zu entscheiden ist lediglich Sache der strengen und gründlichen Naturforschung, nicht aber der willkührlichen Annahme. —

Um den Heilwirkungskreis jeder Arznei ausfindig zu machen, haben die Aerzte von Alters her verschiedene Wege eingeschlagen, welche aber sämmtlich, wie früher ausführlich auseinandergesetzt, theils sehr unvollkommen, theils geradezu trügerisch sind, und die Arzneimittellehre noch nicht zu einer wirklichen Naturwissenschaft erhoben haben. Die sinnlichen Eigenschaften der Arzneien, Farbe, Aussehen, Geruch, Geschmack, als Wegweiser zu den arzneilichen Heilwirkungen zu benutzen, verleitet lediglich zu verkehrten Schlüssen. Die unorganische Chemie ist unbrauchbar, weil eine unumstößliche Scheidewand zwischen der unorganischen und organischen Natur besteht. Die organische Chemie

hat wenigstens bis jetzt nur zu falschen Heilversuchen mittelst der Arzneien Veranlassung gegeben. Die physiologischen Versuche an gesunden Thieren und die Schlüsse von diesen zurück auf den Menschen sind zwar entschieden von Werth, liefern jedoch nur unvollständige und, wegen der abweichenden Organisation von Thieren und Menschen, oft trügerische Erfahrungen. Der unmittelbare Gebrauch der Arzneien am Krankenbette, der usus in morbis, endlich vermag nie den Heilwirkungskreis aller Arzneien vollständig und sicher zu offenbaren, und die Arzneimittellehre zur bewußten Naturwissenschaft zu erheben; er trägt alle Mängel und Uebelstände des blinden Zufalles an sich.

Die Quellen, aus welchen die Arzneimittellehre bisher geschöpft hat, haben sich also als untauglich erwiesen.

Die Erforschung der besonderen arzneilichen Heilwirkungen ist aber das erste und wichtigste Erforderniß zur Gründung eines wirklichen Heilverfahrens; sie bildet den Eckstein aller medizinischen Hülfswissenschaften. Ihr muß also vor allen Dingen Zeit und Thätigkeit zugewandt werden.

Welche noch unbetretene Wege muß man nun einschlagen, um zu einer zuverlässigen und vollständigen Sammlung der arzneilichen Heilwirkungen zu gelangen?

Wenn man die Heilwirkungen der Arzneien in Bezug auf den menschlichen Organismus kennen lernen will, so muß man offenbar den menschlichen Organismus selbst befragen; denn er ist einzig in seiner Art, sein innerstes Wesen kennen wir nicht, wir müssen uns also an die Erscheinungen halten, die er darbietet, und eine große Zahl von Erscheinungen treffen wir eben nur beim Menschen. Es steht demnach fest: Der menschliche Organismus muß bei der Erforschung der Heilwirkungen betheiligt werden.

Wenn man nun erwägt, daß man als Quellen der Arzneimittellehre bereits Versuche an **gesunden** Thieren und vor Allem an kranken **Menschen** benutzt hat, aber mit schlechtem Erfolge, so liegt wohl kein anderer Gedanke so

nahe, als auch einmal an **gesunden Menschen** Prüfungen anzustellen.

Durch die Arzneiprüfungen an gesunden Menschen erfährt man allerdings nur, auf welche Weise überhaupt eine bestimmte Arznei den physiologischen Entwicklungsgang des menschlichen Organismus abändere; allein es lohnt doch der Mühe sich zu überzeugen, ob die Aufklärung hierüber nicht der erste Schritt zu der Erkenntniß sei, auf welche Krankheiten des menschlichen Organismus diese Arznei heilend einwirken werde.

Um dies zu ermitteln, muß man die Frage stellen: wirkt eine Arznei auf den kranken menschlichen Organismus in wesentlich gleicher Weise ein wie auf den gesunden, oder in wesentlich verschiedener? — Der eine Faktor, die Arznei, bleibt sich natürlich gleich; es könnte sich nur der andere, der menschliche Organismus, ändern.

Es entsteht deshalb die zweite Frage: ist der kranke menschliche Organismus von dem gesunden wesentlich verschieden, oder ihm wesentlich gleich? — Ist das Letztere der Fall, so muß jede Arznei auf den kranken Organismus in wesentlich gleicher Weise einwirken, wie auf den gesunden; und daraus folgt dann, daß man die physiologischen Wirkungen der Arzneien als Grundlage ihrer Heilwirkungen benutzen kann. Ist freilich das Erstere der Fall, so können die Arzneiprüfungen an gesunden Menschen zur Erforschung der Heilwirkungen nichts beitragen.

Die Vergleichung der unorganischen und organischen Natur giebt hierüber Aufschluß. — Wir haben früher dargethan, daß nirgends die Molekular- oder Elementarkräfte der chemischen Grundstoffe hinreichen, um allein für sich zusammengesetzte Verbindungen einzugehen; daß sie vielmehr erst durch eine außer ihnen liegende Kraft in einen bestimmten Zustand versetzt werden müssen, um zu einer besonderen Verbindung zusammentreten zu können. Für die unorganischen Körper ist diese vermittelnde Kraft Wärme, Licht, Elektrizität, Luftdruck, Wasser u. s. w.; sie liegt stets außerhalb derselben. Die organischen Wesen enthalten dieselbe in sich selbst. Von welcher Art sie sei, das wissen wir nicht; wir nennen sie die Lebenskraft.

Dieser Umstand, daß die vermittelnde Kraft bei den unorganischen Körpern von außen hinzutritt, dagegen in den organischen Wesen selbst wohnt, macht den charakteristischen Unterschied zwischen dem unorganischen und organischen Naturreiche aus. Er bedingt, daß die unorganischen Körper auf die vielfachste Weise in gegenseitige Verbindung treten, ihre Bestandtheile gegen einander austauschen, jede Veränderung durch äußere Kräfte erleiden, aber keine innere Entwicklung besitzen; daß dagegen die organischen Körper in sich abgeschlossene Wesen bilden, die sich nur aus sich selbst heraus in den bereits bestehenden Gattungen fortpflanzen, begabt mit einem eigenthümlichen inneren Leben, steter Entwicklung von innen nach außen, mit eigener von der äußeren Umgebung unabhängiger Wärme, und mit der Fähigkeit, nicht blos äußere Einflüsse bis zu einem gewissen Grad von sich abzuhalten, sondern auch wirklich eingetretene Veränderungen von innen heraus wieder zu verdrängen.

Für die unorganischen Körper ist jeder Zustand normal; Schwefelsäure ist ein ebenso normaler Körper, als es Schwefel und Sauerstoff für sich allein sind. Wasser, Eis, Schnee, Dampf sind sämmtlich gleich normale Zustände der Verbindung von Wasserstoff und Sauerstoff. — Bei den organischen Wesen ist es anders; jedes derselben besitzt einen besonderen Normalzustand, und jede Abweichung von diesem ist normwidrig oder, wie wir uns ausdrücken, krankhaft. Nur Pflanzen, Thiere und Menschen werden krank; unorganische Körper nie. Der Ausdruck „krank" sagt, daß der naturgemäße Entwicklungsgang irgend eine Veränderung erfahren, die innere Harmonie eine Störung erlitten hat. In dem Ausdruck „krank" liegt aber auch zugleich das Eingeständniß, daß das betreffende organische Wesen in seiner wesentlichen Eigenthümlichkeit noch fortbesteht. In der unorganischen Natur kann man eben deshalb nicht von krankhaften Zuständen sprechen, weil durch jede Verbindung oder Trennung wesentlich neue Körper gebildet werden; Phosphorsäure ist keine Abart des Sauerstoffs oder Phosphors, sondern ein von Sauerstoff und Phosphor wesentlich verschiedener Körper. Wo keine innere Entwicklung ist, giebt es auch keine krank-

hafte Veränderung eines naturgemäßen Entwicklungsganges. Wenn also der Organismus im kranken Zustande ein wesentlich anderer wäre, als im gesunden, dann könnte man in dem organischen Naturreiche ebenso wenig von Krankheit sprechen, wie in dem unorganischen; dann hätte der Organismus eine ganz andere Gestalt angenommen, welche für ihn ebenso normal wäre, wie die ursprüngliche.

Die organischen Wesen charakterisiren sich, gegenüber den unorganischen Körpern, eben dadurch, daß sie während ihres Bestehens, im gesunden wie kranken Zustande, wesentlich dieselben sind. Kein organisches Gesetz ändert sich im kranken Zustande, die Gesetze des Centralnervensystems bleiben unverändert, die organische Mischung dauert fort, solange überhaupt das Leben währt und die dem Organismus inwohnende Lebenskraft ihren Einfluß auf die Molekularkräfte ausübt. Die kranken Funktionen und abnormen Afterbildungen im Organismus entstehen dadurch, daß die naturgemäßen organischen Gesetze unter anderen Bedingungen zur Aeußerung gelangen. — Mit dem Tode wirft die Pflanze, das Thier alle Eigenthümlichkeiten der organischen Natur ab, die Wahlverwandtschaftsgesetze der unorganischen Natur gelangen zur Geltung. Mit dem Tode hat deshalb auch alles Krankhafte ein Ende; der Zerfall nach dem Tode, die Verwesung und Fäulniß, ist ein ganz normaler Vorgang, denn es besteht keine innere Entwicklung mehr.

Alles das ist längst von den Physiologen erkannt und ausgesprochen worden. Es ist ein anerkannter Satz: *Die Pathologie ist nur eine pathologische Physiologie*; sie ist eine Physiologie unter dem Einfluß äußerer störender Kräfte.

Der kranke Organismus ist also seinem Wesen nach derselbe, wie der gesunde. — Hieraus folgt, daß störende äußere Einflüsse, z. B. Arzneien, auf den kranken Organismus in wesentlich gleicher Weise wie auf den gesunden einwirken müssen.

Wenn nun eine Arznei am kranken Organismus sich in bestimmten Fällen heilsam erweist, so muß ihre Heilwirkung auf den Wirkungen beruhen, welche sie am gesunden Organismus

hervorruft. Oder mit anderen Worten: **alle Heilwirkungen der Arzneien beruhen auf ihren physiologischen Wirkungen. Die Kenntniß der letzteren ist daher die Grundlage einer wahren Heilkunst.**

Die physiologischen Prüfungen der Arzneien lehren, wie sich die physiologischen Lebensgesetze des Organismus unter dem Einflusse störender äußerer Kräfte, der Arzneien, äußeren. Daß die Wirkungen einer Arznei am kranken Menschen äußerlich vielfach ganz anders in die Erscheinung treten, als am gesunden, das ist mit diesen Sätzen sehr gut vereinbar; denn wenn drei verschiedene Kräfte auf einander einwirken, die Arznei, die physiologischen Lebensgesetze und der äußere krankmachende Einfluß, so muß das Endergebniß ein anderes sein, als wenn nur die beiden ersten Faktoren mit einander in Berührung treten.

Nach Alledem muß man schließen: **Eine bestimmte Krankheit kann nur durch diejenige Arzneikraft geheilt werden, welche auf die physiologischen Lebensgesetze des gesunden Organismus dergestalt einwirkt, daß diese physiologische Arzneiwirkung in Verbindung mit der im Organismus bestehenden krankhaften Störung als Endergebniß den Normalzustand, Gesundheit liefert.** Alle Heilwirkungen der Arzneien beruhen auf ihren physiologischen Wirkungen. —

Die bisherige Heilkunst zeigt hierin, wie überall, große Willkühr, keine wissenschaftliche Anschauung, kein bewußtes und folgerichtiges Handeln. In sehr vielen Fällen werden die physiologischen Wirkungen der Arzneien als Grundlage der Heilwirkungen verwandt; die abführende Wirkung der Laxantia und Drastica, die brechenerregende der Ipecacuanha, des Brechweinstein, Kupfervitriol, die betäubende und einschläfernde des Opium, die schweißtreibende Wirkung von Chamille, Flieder u. s. w. sind sämmtlich Wirkungen, welche die genannten Arzneien am gesunden menschlichen Körper erzeugen, also physiologische. Die Aerzte gebrauchen ferner Baldrian gegen Nervenschwäche, weil es an Gesunden das Nervensystem aufregt, geben Canthariden bei Blasenlähmung, weil diese bei Gesunden Blasenkrampf hervorrufen,

sie reichen Digitalis gegen aufgeregte Herzthätigkeit, weil dieses Mittel die normale Herzthätigkeit verlangsamt, und so in zahlreichen anderen Fällen.

Man muß wohl mit Recht fragen: wenn die Aerzte diese angeführten physiologischen Arzneiwirkungen für geeignet halten, ein Heilverfahren darauf zu gründen, warum sollen denn nicht alle nur denkbaren physiologischen Wirkungen hierzu fähig sein?

Der Grund, warum die Aerzte in dieser Hinsicht sehr einseitig gehandelt haben, ist freilich einfach: sie haben sich diejenigen physiologischen Arzneiwirkungen herausgesucht, welche sie nach irgend einer, wenn auch noch so geschraubten, Indikation zu benutzen verstanden, die übrigen dagegen nothgedrungen unbenutzt liegen lassen. — So liegt in der Arzneimittellehre ein reichhaltiger Schatz von physiologischen Arzneiwirkungen, die man durch Beobachtung zufälliger Vergiftungen allmählig gesammelt hat, vollständig brach ohne allen Einfluß auf die Heilanwendung dieser Arzneien. Alle die bekannten furchtbaren Erscheinungen der Arsenikvergiftung sind für den Heilzweck so sehr ohne Werth geblieben, daß sich die ersten Arzneimittellehrer noch darüber streiten, ob man den Arsenik überhaupt in das Bereich der Heilmittel ziehen solle, oder nicht. Daß Quecksilber ulcerative Entzündung der Mundhöhle, Entzündung der Knochenhaut mit nächtlichen Knochenschmerzen, Zittern, selbst Konvulsionen u. s. w. hervorruft, ist für die Anwendung desselben als Heilmittel von keinem Belange. Die physiologische Wirkung des Blei, Konvulsionen, die sogenannte Epilepsia saturnina, Gelenkschmerzen, Lähmung der Ausstreckemuskeln der Finger zu bewirken, hilft den Aerzten zum Heilen nichts. Dasselbe gilt von den Vergiftungserscheinungen des Jod, Chlor, der China, Blausäure u. a.

Das Hauptbestreben denkender Aerzte hätte demnach sein müssen, nachzuforschen, wie sie die schon bekannten, aber noch brach liegenden physiologischen Arzneiwirkungen in das Gebiet der Therapie hineinziehen und dadurch für die wirkliche Heilkunst nutzbar machen könnten; denn was den einen recht ist, das ist den anderen billig. Aber bis jetzt ist noch nichts dergleichen geschehen, weil die Aerzte in Betreff der Therapie zu

wenig daran gewöhnt sind, jede vorkommende Erscheinung logisch bis auf den Grund zu verfolgen.

„Aber — werden die Aerzte einwerfen — die physiologischen Wirkungen der Arzneien liefern uns nur einen Theil der Heilwirkungen; es giebt eine Menge werthvoller Heilwirkungen, die mit den physiologischen Wirkungen durchaus in keinem Zusammenhange stehen. Was hat z. B. die Heilung des Wechselfiebers durch Chinin mit den Wirkungen dieses Mittels auf den gesunden Menschen zu schaffen? Daß Quecksilber bei Syphilis heilsam ist, das haben uns nicht die physiologischen Wirkungen des Quecksilbers gelehrt. Daß Opium gegen Starrkrampf, Höllenstein gegen Epilepsie, Zink gegen Veitstanz, Asa foetida gegen Hysterie, Zimmttinktur gegen Mutterblutflüsse mit heilsamem Erfolge angewendet wird, alles das steht in keiner Verbindung mit den Wirkungen der genannten Mittel auf den gesunden Organismus u. dergl. mehr.“

Scheinbar ein sehr kluger Einwurf. Aber ist es nicht merkwürdig, daß die Aerzte sich gerade die Heilwirkungen der genannten Arzneien überhaupt g a r n i c h t zu erklären wissen? Daß alle diese Heilwirkungen ohne bestimmte bewußte Absicht, durch zufällige Beobachtung gefunden und in Ermangelung jeder Erklärung mit dem Beinamen „spezifisch“ belegt worden sind? Und lehrt nicht auf der anderen Seite schon eine oberflächliche Betrachtung, daß die physiologischen Wirkungen jener Arzneien, der China, Asa foetida, des Quecksilber, Höllenstein, Zink, Opium, Zimmt u. s. w., viel zu unvollständig bekannt sind, als daß die Aerzte mit nur einiger Bestimmtheit behaupten könnten, die Heilwirkungen derselben beruhten nicht auf den Wirkungen, die sie auf den gesunden menschlichen Organismus ausüben? Wer bürgt denn den Aerzten dafür, ob nicht die Heilwirkungen jener Arzneien nur deshalb in unerklärliches Dunkel gehüllt sind, weil man den Zusammenhang zwischen diesen und den physiologischen Wirkungen nicht kennt? Ja es wäre recht gut denkbar, daß man bei vollständiger Kenntniß der physiologischen Arzneiwirkungen, und wenn einst jener Zusammenhang gefunden worden ist, mit Bewußtsein stets neue Specifica aufzufinden ver-

möchte, statt daß man diese Auffindung jetzt dem blinden Zufall überlassen muß.

Es giebt noch andere Heilwirkungen, die ebenfalls nicht auf den physiologischen Wirkungen beruhen; so z. B. die Anwendung des Eisens gegen Chlorose, der Alkalien gegen Magensäure, des Glaubersalzes zur Auflösung des Eiweißes im Blute, des Chlor als eines antiseptischen Mittels gegen alle fäulnißartigen Krankheitszustände.

Alle diese Anwendungsweisen sind jedoch, wie früher besprochen, durchaus falsch, und können somit nicht als Einwand gegen die Richtigkeit und Vollgültigkeit der physiologischen Arzneiprüfungen angeführt werden. Wir haben gezeigt, daß jeder Schluß von unorganischen Körpern auf organische, von todten Organismen auf lebendige trügt, weil zwischen beiden ein wesentlicher Unterschied besteht; die genannte Anwendung des Chlors und der Alkalien beruht auf solchen Schlüssen und ist deshalb theoretisch verwerflich, was auch der praktische Erfolg hinreichend bestätigt. — Gegen Eiweißharnen hat man Salpetersäure angewandt, weil letztere das aufgelöste Eiweiß zum Gerinnen bringt und man glaubte, durch ein Gerinnen des Eiweißes im Organismus die krankhafte Ausscheidung desselben durch die Nieren zu verhüten. Allein der gehoffte Erfolg tritt nicht ein. — Wir haben früher gesehen, daß keine Arznei, z. B. Glaubersalz, eine fehlerhafte Blutmischung durch unmittelbare chemische Verwandtschaft zu beseitigen vermöge, weil der Grund dieser Blutanomalie stets außerhalb des Blutstroms liegt; ferner daß der mangelnde Eisengehalt im Blute Chlorotischer durch zugeführtes Eisen nicht ersetzt werde, weil nach den physiologischen Gesetzen unorganische Körper nie in die organische Mischung aufgenommen werden.

Man kann aber noch weiter gehen, und den allgemeinen Satz aufstellen: Keine Krankheit im Organismus wird dadurch geheilt, daß ein von außen einverleibter Stoff mit den organischen Geweben und Flüssigkeiten in unmittelbare chemische Wahlverwandtschaft tritt.

Wäre das Gegentheil der Fall, so brauchte ein Heilmittel

auf den gesunden Organismus gar nicht einzuwirken; ein Körper, der durchaus keine Neigung besäße, mit den normalen organischen Geweben in Verbindung zu treten, könnte doch zu irgend einem krankhaft veränderten organischen Gebilde in sehr inniger Wahlverwandtschaft stehen, und mit diesem Gebilde zusammen einen dritten neuen Körper bilden, der im besonderen Falle dem normalen organischen Gewebe entspräche. Es verhielte sich dies ganz, wie in dem unorganischen Naturreiche, in welchem es keinen normalen und krankhaften Zustand der einzelnen Körper giebt, sondern jede neue Körperverbindung oder Trennung gleich naturgemäß ist, weil keine Fortpflanzung in geschlossenen Gattungen existirt.

Wenn diese unmittelbare chemische Wahlverwandtschaft zu äußeren Körpern in den organischen Wesen wirklich bestände, so würde der Organismus in gar nicht langer Zeit eine völlig andere Gestalt angenommen haben und überhaupt beständigem Wechsel in seinem innersten Wesen unterworfen sein. Daß er aber bis zum Tode wesentlich unverändert bleibt, das hebt schon die Möglichkeit einer derartigen unmittelbaren Wahlverwandtschaft auf.

Daß zwischen unorganischen Heilmitteln und den organischen Geweben und Flüssigkeiten keine unmittelbare chemische Verbindung vorkommen könne, liegt klar auf der Hand: weil nämlich nach den physiologischen Gesetzen unorganische Körper nie in die organische Mischung aufgenommen werden und deshalb nie zu Nahrungsmitteln tauglich sind, indem der Organismus zur Ausbildung und Erneuerung seiner Gewebe bereits organisirte Stoffe, Pflanzen- und Thierstoffe, verlangt. — Wir sehen ferner, daß überall da, wo wirklich unmittelbare Wahlverwandtschaft stattfindet, sofort die organische Mischung aufhört und örtlicher Tod eintritt, wie bei Verbrennung, durch Aetzmittel, starke Säuren, Erfrieren.

Es kann aber auch zwischen organischen Heilmitteln und den Gebilden des Organismus keine unmittelbare chemische Wahlverwandtschaft bestehen. Wenn z. B. Opium dadurch Schlafsucht erzeugte, daß es persönlich in chemische Verbindung mit

bestimmten Gehirntheilen träte, so könnte diese Schlafsucht durch die organische Reaktionsthätigkeit allein nicht wieder ausgeglichen werden, wie es doch meistentheils geschieht. Das Opium würde dann in allen Fällen im Organismus festgehalten werden, während es doch thatsächlich bald wieder ausgeschieden wird; und es müßte nothwendig ein anderer Stoff von außen her in den Organismus gelangen, der sich mit dem Opium vermöge seiner näheren Verwandtschaft zu demselben verbände, sodaß die Gehirnmasse wieder frei von Opium würde.

Wenn eine Krankheit dadurch entsteht, daß ein äußerer Stoff in chemische Verbindung mit den organischen Geweben tritt und dergestalt abnorme Mischungszustände bildet, so gehört auch ein zweiter äußerer Stoff dazu, um den Organismus von ersterem wieder frei zu machen. Da aber so viele Krankheiten durch die organische Naturheilkraft allein, ohne Hinzukommen eines besonderen Stoffes von außen, wieder in Genesung übergehen, so kann der erstere Vorgang unmöglich statthaben.

Durch chemische Untersuchungen ist überdies nachgewiesen, daß Moschus und Chinin sich unverändert im Urin wiederfinden, daß sie also ihre bedeutenden Wirkungen äußern, ohne selbst eine chemische Veränderung dabei zu erleiden.

Sobald es aber feststeht, daß Krankheitsheilung nicht durch unmittelbare chemische Wahlverwandtschaft zwischen der Arznei und den organischen Gebilden zu Stande komme, so kann auch die **organische Chemie** nicht als Quelle dienen, um aus ihr unmittelbar die Kenntniß der arzneilichen Heilwirkungen zu schöpfen. —

Da also der kranke Organismus in seinem Wesen derselbe ist, wie der gesunde, so muß jeder äußere Stoff, der für den gesunden Organismus Arznei ist, auch für den kranken Arznei sein. Und ferner muß jeder äußere Stoff, der für eine besondere Krankheit Heilmittel ist, für den gesunden Organismus Arznei sein, — natürlich abgesehen von den äußeren Einflüssen, welche im Allgemeinen die physiologische Entwicklung des

Organismus fördern und unter dem Namen „Diät" zusammengefaßt werden.

Nach alledem wiederholen wir noch einmal den Satz: Die Heilwirkungen der Arzneien beruhen auf den physiologischen Wirkungen derselben. — Diese Wahrheit muß eine durchgehende und allgemeingültige sein; es ist nicht denkbar, daß die Heilwirkungen zum Theil auf den physiologischen Wirkungen beruhen, zum Theil denselben fremdartig sein oder gar widersprechen sollten. Nur Eins von Beiden kann statthaben, da der Organismus ein eng verbundenes harmonisches Ganze bildet, und in allen nur denkbaren Krankheiten sein innerstes Wesen beibehält.

Die physiologischen Wirkungen aller arzneilichen Kräfte in ihrem vollen Umfange zu erforschen, das ist daher die erste und wichtigste Aufgabe der Aerzte, um zu einer wahren Heilkunst zu gelangen.

Die zufällig vorkommenden Vergiftungen allein reichen für diesen Zweck nicht aus, denn sie geben die Heilkunst ganz in die Hand des blinden Zufalls und können deshalb nie zu einer vollständigen, erschöpfenden Kenntniß führen. Die Aerzte müssen außerdem noch planmäßige Arzneiprüfungen am gesunden menschlichen Organismus, mit berechneter Auswahl und strenger Durchführung, vornehmen.

Es ist auffallend, daß nicht schon längst einsichtsvolle Aerzte derartige systematische Arzneiprüfungen an gesunden Menschen angestellt haben, da doch von ewigen Zeiten her sehr viele physiologische Arzneiwirkungen zum Heilen verwandt worden sind. Freilich fehlte die unmittelbare Aufforderung zu solchen Prüfungen, denn die Aerzte wissen ja noch jetzt mit den meisten der zufällig beobachteten physiologischen Wirkungen nichts anzufangen, und die meisten Vergiftungserscheinungen stehen unbenutzt als blose Warnungstafeln in den Arzneimittellehren. Und der Gedanke, durch recht gründliche und vielfältige physiologische Arzneiprüfungen vielleicht auf ein allgemeines Heilgesetz hingeführt zu werden, lag zu fern, zumal da nur sehr wenige Aerzte überhaupt den Mangel eines allgemeinen Heilgesetzes fühlten. — Einsichts-

sichtsvollere Aerzte mag wieder der Glaube zurückgeschreckt haben, daß sie sich bei solchen Arzneiprüfungen vergiften müßten. Diese haben indessen nicht bedacht, daß sie tagtäglich solche Prüfungen an ihren Kranken vornehmen, indem sie Abführmittel reichen, Erbrechen bewirken, Schlafsucht durch Opium oder Schweiß durch Chamille hervorrufen, die Pupille durch Belladonna erweitern, Blasenpflaster oder Senfteig setzen u. dergl. Und sie glauben doch sicher nicht, ihre Kranken durch solche Eingriffe zu vergiften, obwohl diese Wirkungen selbstverständlich bei Kranken von viel größerer Bedeutung sind als bei Gesunden!

Die systematischen Arzneiprüfungen dienen also dazu, die mäßig starken und feineren physiologischen Wirkungen aufzudecken, während wir durch die zufälligen Vergiftungen die stärkeren und stärksten Grade der physiologischen Wirkungen kennen lernen. Beide zusammen, die systematischen Arzneiprüfungen und die Vergiftungen, bilden dann ein vollständiges Ganze.

Als Einwurf gegen die physiologischen Arzneiprüfungen hat man ferner vorgebracht, die Arzneien besäßen in kleinen Gaben andere Wirkungen als in großen; ja es sollen sogar manche Arzneien in kleinen Gaben wohlthätig auf den Menschen einwirken, während sie in größeren krankhafte Störungen veranlassen.

Diese Behauptung beruht auf höchst oberflächlicher Betrachtung. Thatsache ist es allerdings, daß ein und dieselbe Arznei an einem bestimmten Individuum in größerer Menge manche andersartige Erscheinungen hervorruft als in kleinerer, daß mit der Erhöhung der Arzneigabe nicht blos die vorhandenen Krankheitserscheinungen an Stärke zunehmen, sondern auch ganz neue Erscheinungen hinzutreten, kurz ein von dem früheren auch qualitativ abweichendes Krankheitsbild zum Vorschein kommt. Aber trotzdem muß die Art der Einwirkung der Arznei in der kleinsten wie in der größten Gabe dem Wesen nach dieselbe sein.

Jeder arzneiliche Stoff enthält in großer Menge keine qualitativ anderen Kräfte in sich als in geringerer; überhaupt behält jeder Stoff in der winzigsten Menge dieselben Eigenschaften der Art nach bei, die er in großen Massen besitzt. Eisen ist

derselbe Stoff, mag es zentnerschwer sein oder den tausendsten Theil eines Grans wiegen, es bricht das Licht auf dieselbe Weise, ist in jeder Größe ein guter Wärmeleiter, hat dasselbe spezifische Gewicht und dieselbe chemische Verwandtschaft zu Sauerstoff und anderen Körpern. Eine große Gabe jedweder Arznei ist blos die Addition vieler kleineren. In Bezug auf ein und denselben Organismus kann daher die Einwirkung einer bestimmten Arznei in großer oder kleiner Gabe nur dem Grade nach von einander verschieden sein; die Einwirkung einer großen Gabe ist blos die Summe vieler kleinen. — Damit stehen die bei stärkerer Einwirkung einer Arznei neu auftauchenden Erscheinungen durchaus nicht im Widerspruch. Viele krankhafte Veränderungen im Organismus werden erst nach längerer und stärkerer Einwirkung der Arznei äußerlich bemerkbar und für uns erkennbar; und durch das Hervortreten der einen krankhaften Erscheinung ist oft das Zurücktreten einer anderen nothwendig bedingt. Daher stammt der große Unterschied zwischen akuter und chronischer Vergiftung.

Noch viel oberflächlicher ist der Einwurf, es gäbe Arzneien, die in kleinen Gaben wohlthätig auf den gesunden Organismus einwirkten, in größeren dagegen nachtheilig. Man sagt allerdings: der Wein erfreut des Menschen Herz; ferner ist bekannt, daß eine Tasse starken Kaffees besonders nach Tische, nach Magenüberladung, oder bei Ermattung des Körpers und Geistes sehr angenehm belebend wirkt, die Verdauung befördert, und dadurch die Vollheit des Unterleibes, sowie die nach Tische sich einstellende Trägheit des Geistes mindert. Deshalb schreibt man nun dem mäßigen Genusse des Weins und Kaffees allgemein wohlthätige Wirkungen zu. — Indessen befinden sich Viele auch im Weinrausche, Opiumrausche, im Säuferwahnsinn wohl, und doch wird Niemand diese Zustände für wohlthätige und gesundheitsgemäße erklären. Der Rausch ist nur ein stärkerer Grad der Weinaufregung, und die Nachwirkungen sind nicht sehr verschieden. Mancher befindet sich nach einem Rausche ganz wohl, schläft höchstens etwas länger, und damit ist die Sache abgethan, während bei einem Anderen nach geringer Weinaufregung

Kopfschmerz, Schwindel, Uebelkeit, Mattigkeit u. s. w. zurückbleibt. Die gewöhnliche Aufregung nach Weingenuß, Heiterkeit, Gesprächigkeit, ist deshalb der Beginn einer Arzneikrankheit; sie ist, wenn auch ein angenehmer, doch unnatürlicher erzwungener Zustand, und wer nur nach Weingenuß heiter sein kann, dessen Heiterkeit ist nicht viel werth. Desgleichen bei Kaffee; die geistige Munterkeit und Spannkraft nach Kaffeegenuß ist ebenfalls der Beginn einer Arzneikrankheit, ein angenehmer, aber erzwungener Zustand, und wessen Geist erst dann wach und frisch zum Schaffen ist, wenn er früh seinen Kaffee getrunken hat, der kann getrost den ganzen Tag fortschlafen.

Der Wein ist auch in kleiner Menge eine Arznei, wenn auch eine freundliche, und der Keim zu den nachtheiligen Wirkungen des übermäßigen Weintrinkens liegt schon im ersten Glase, nur in dem Grade besteht der Unterschied. Es liegt aber in der Natur des Menschen und namentlich in unseren jetzigen Lebensverhältnissen, die den wenigsten Menschen ein ganz naturgemäßes Leben erlauben, daß wir uns gern einmal in eine erhöhte Spannung des Geistes und Körpers versetzen, wozu uns die gewöhnlichen Aufregungsmittel, Thee, Kaffee, Wein, Taback, Bier, Branntwein u. s. w., dienen. Die wohlthätige Einwirkung des Weins und Kaffees ist deshalb in sehr vielen Fällen gewiß keine physiologische Wirkung mehr, sondern bereits eine Heilwirkung.

Hiernach läßt sich als allgemeiner Grundsatz feststellen: *Jede Arznei wirkt auf ein und denselben Organismus in der größten wie kleinsten Gabe qualitativ in wesentlich gleicher Weise ein;* ihre Wirkung in den verschiedenen Gabengrößen ist nur dem Grade nach verschieden. — *Es giebt keinen Körper, welcher in kleinen Gaben die naturgemäße Entwicklung des Organismus unmittelbar beförderte, in größeren dagegen beeinträchtigte,* — ausgenommen wenn dies durch die Masse mechanisch geschieht, wie durch zu reichliches Essen. *Ist ein Körper in großen Gaben Arznei, so ist er es auch in kleinen.*

Endlich haben die Aerzte noch den Einwurf gemacht, die

Arzneiprüfungen an gesunden Menschen seien ohne vielfache persönliche Täuschungen nicht auszuführen.

Die Aerzte befleißigen sich hier einer äußerst lobenswerthen Gewissenhaftigkeit, was um so mehr verwundern und erfreuen muß, da in den besten der gebräuchlichen Arzneimittellehren auch nicht die geringste Spur einiger Gewissenhaftigkeit und Angst vor etwaigen Täuschungen sichtbar ist, im Gegentheil jede beliebige Behauptung auf guten Glauben hin angenommen und der Wissenschaft einverleibt wird. Nur Schade, daß diese gewissenhafte Aengstlichkeit hier ganz am unrechten Platze ist, während sie gerade am rechten Platze fehlt! Wenn die Aerzte die physiologischen Prüfungen aus Scheu vor etwaigen Täuschungen verwerfen und bei den bisherigen Quellen der Arzneierforschung, namentlich bei dem usus in morbis, verharren, so kann man wohl sagen, daß sie aus übertriebener Gewissenhaftigkeit fortfahren, höchst ungewissenhaft zu handeln.

Täuschungen in Betreff der physiologischen Arzneiprüfungen sind recht gut zu vermeiden, wenn man folgende Prüfungsregeln genau beobachtet:

1.) Die prüfenden Personen müssen geistig und körperlich gesund sein. — Man wird dagegen einwerfen, vollkommen gesunde Personen gebe es nicht, und Mancher, der äußerlich gesund erscheine, trage schon den Keim zu bedeutender Erkrankung in sich. Das ist richtig; man braucht aber auch keine absolut gesunden Menschen. Es genügt, wenn die prüfende Person sich zur Zeit völlig wohl fühlt, gesunde Verdauung hat, frei von Schmerzen, Rheumatismus, Schnupfen u. dergl. ist, und auch nicht an einer chronischen Krankheit, Hautausschlag, Herzfehler, Lungentuberkulose, Gemüthskrankheit leidet, weshalb es immer zweckmäßig ist, auch bei äußerlich gesunden Personen sich durch die physikalische Untersuchung Gewißheit zu verschaffen. Wenn Kopfschmerz, Zahnweh, Schwindel, Uebelkeit, Heiserkeit, Schnupfen u. dergl. bei Personen zum Vorschein kommt, die überhaupt zu derartigen Beschwerden hinneigen, so sind diese Erscheinungen immer fraglich und müssen ihre Bestätigung erst durch Prüfer finden, bei welchen sie zu den Ausnahmen gehören. Man kann

im Allgemeinen den Satz aufstellen: Störungen des Wohlbefindens, denen Jemand nach verschiedenartigen äußeren Einflüssen leicht ausgesetzt ist, sind stets von zweifelhaftem Werthe, wenn sie bei diesem Individuum nach Einnahme einer Arznei eintreten. Es ist aber eine Person nicht unbedingt unfähig zu Prüfungen, weil die eine oder andere leichte Störung des vollkommenen Wohlbefindens, wie Zahn-, Kopfschmerz, Heiserkeit u. s. w. sich öfters bei ihr einstellt, wenn nur der Arzt in Betreff der genannten Störungen nicht die nöthige Vorsicht aus den Augen läßt.

Um aber dem Eintreten solcher Störungen jede Gelegenheit zu benehmen, und überhaupt dem Entstehen jeder anderweitigen Befindensveränderung, als der durch die Arznei erregten, möglichst vorzubeugen, muß die prüfende Person während der Prüfungszeit eine streng regelmäßige angemessene Lebensweise beobachten. Wer eine Prüfung beginnen will, thut wohl, bereits mehrere Tage vor der Einnahme der Arznei seine Lebensweise entsprechend zu regeln: er vermeide alle arzneilichen Stoffe, Kaffee, Thee, Bier, Wein, Gewürze, Zwiebeln, Pfeffer, Taback, blähende und schwerverdauliche Speisen, hüte sich vor übermäßiger geistiger oder körperlicher Anstrengung, vor allen erregenden oder niederdrückenden Gemüthsbewegungen, schütze sich durch warme trockene Kleidung vor jeder Gelegenheitsursache zur Erkältung, führe in Essen, Trinken und Schlafen eine bestimmte Regelmäßigkeit ein, und gehe überhaupt allen störenden Einflüssen soviel als möglich aus dem Wege! Sodann beobachte er, wie er sich bei dieser Lebensweise befindet! Befindet er sich wohl dabei, so nehme er die zu prüfende Arznei und fahre genau in der begonnenen Lebensweise fort! Treten alsdann Störungen des Befindens, krankhafte Erscheinungen, auf, so kann man dieselben wenigstens mit größter Wahrscheinlichkeit auf Rechnung der Arznei bringen, zumal wenn sie dem Prüfer bisher fremd waren, und dem Grade nach mit der größeren oder geringeren Gabe der gereichten Arznei in einem möglichen Verhältnisse stehen.

Außer diesen Vorsichtsmaßregeln ist es noch nöthig, daß ein und dieselbe Arznei stets von vielen Personen und von jeder einzelnen Person wieder mehrere Male geprüft werde.

Welche Krankheitserscheinungen sich alsdann bei mehreren oder allen Prüfern, oder bei einem wiederholt gezeigt haben, diese kann man ohne Gefahr der Täuschung unbedingt als physiologische Wirkungen der gereichten Arznei betrachten.

2.) Man darf zu den Prüfungen nur solche Personen verwenden, die soviel Bewußtsein und sicheres Urtheil besitzen, daß sie ihre Empfindungen richtig aufzufassen, und klar und deutlich auszudrücken vermögen; dann ist die Befürchtung gehoben, daß jeder Prüfer seine Krankheitsempfindungen verschieden darstellen werde. Am besten eignen sich natürlich Aerzte; wenn aber andere Personen Prüfungen vornehmen, so muß dies wenigstens stets unter Leitung eines Arztes geschehen, der die Prüfer ausfragt und über alle nöthigen Verhaltungsregeln unterrichtet.

3.) Der Prüfende muß sich während der ganzen Prüfungszeit genau beobachten, ohne sich jedoch dadurch befangen machen zu lassen und etwas einzubilden, was nicht existirt. Sehr sensible Personen, die sofort Alles an sich fühlen, was sie sich einbilden, muß der Arzt genau überwachen, und sich bei ihnen mehr an die objektiven als subjektiven Erscheinungen halten. — Der Prüfende muß jede auftretende Krankheitserscheinung sofort niederschreiben, um nicht irre zu werden. Er muß die Art ihres Auftretens, ihre Dauer und ihre Reihenfolge bemerken, überhaupt jedes Symptom genau nach allen Richtungen hin auffassen, die näheren Verhältnisse beobachten, unter welchen dasselbe zum Vorschein kommt, sich bessert und verschlimmert, wie sich die Beschwerden beim Bewegen, Liegen, in der Wärme und Kälte, im Freien und in der Stube, am Tag und in der Nacht, unter dem Einflusse des äußeren Temperaturwechsels verhalten. Je genauer er alles das nimmt, um so weniger wird er sich, wenigstens in der Hauptsache, täuschen.

4.) Der Prüfende muß die Erstwirkungen von den Nachwirkungen unterscheiden. Oft nämlich scheint es, als ob eine Arznei entgegengesetzte Wirkungen in sich vereinige; nach Abführmitteln tritt oft Verstopfung, nach der Schlafsucht des Opium Schlaflosigkeit, nach der Aufregung des Rausches allgemeine

Abspannung, Mattigkeit ein. Diese letzteren Wirkungen sind jedoch nicht unmittelbar durch die Arznei bedingt, sondern entspringen sekundär aus der organischen Reaktionsthätigkeit, durch welche der Organismus nach Ueberwindung einer störenden Einwirkung gleich dem Pendel der Uhr erst nach der entgegengesetzten Richtung getrieben wird, bevor er zur Ruhe zurückkehrt. Natürlich sind nur die ersteren Wirkungen die für die Arznei charakteristischen. Der prüfende Nicht-Arzt thut indeß am besten, alle Krankheitserscheinungen von Anfang bis zu Ende mit gleicher Sorgfalt niederzuschreiben; der Arzt wird alsdann zu unterscheiden wissen, welche Symptome Erst- und welche Nachwirkungen sind.

5.) Man muß die Arzneiprüfungen stets mit kleinen Gaben beginnen, da die Empfänglichkeit für eine bestimmte Arznei sehr verschieden ist und nie mit Sicherheit vorher berechnet werden kann. Wirkt die genommene Arznei nicht, so steigt man allmählig zu größeren Gaben, bis deutliche Spuren der Einwirkung eintreten. Alsdann wartet man den weiteren Verlauf ab, bevor man zu neuen Gaben greift. Auf diese Weise kommt erstlich klare Uebersicht in die Prüfung, und zweitens wird jede Gefahr, der Gesundheit einen bleibenden Nachtheil zuzufügen, vermieden.

6.) Jede Arznei muß an vielen Personen von verschiedenem Alter, Temperament, Gemüthsbeschaffenheit, bei beiden Geschlechtern geprüft werden, und zwar solange, bis bei ferneren Prüfern keine neuen wichtigen Krankheitserscheinungen mehr zum Vorschein kommen. — Bekanntlich wirkt eine Arznei nicht auf jeden Menschen in vollständig gleicher Weise ein, namentlich in Anbetracht der feineren, weniger heftigen Symptome. Es ist deshalb unmöglich, die physiologischen Wirkungen einer Arznei durch die Prüfung an einem einzigen Gesunden in ihrem ganzen Umfange kennen zu lernen; diese erschöpfende Kenntniß kann man sich nur an einer größeren Reihe von Prüfern verschaffen.

7.) Jeder Arzneistoff muß ohne alle Beimischung, in einfacher ungekünstelter Form, als frisch ausgepreßter Saft, Tinktur, in Wasser aufgelöst wie die Salze, oder als Pulver ge-

nommen werden. Man muß von ihrer Reinheit und Aechtheit vollkommen überzeugt sein.

Wenn die Aerzte diese angeführten Vorsichtsmaßregeln befolgen, so haben sie gewiß keine Ursache, die physiologischen Prüfungen aus Besorgniß vor beständigen Täuschungen zu verwerfen. —

Diese Prüfungen müssen aber in wahrhaft wissenschaftlicher Weise ausgeführt werden, sodaß sie dem jedesmaligen Standpunkte der medizinischen Wissenschaft entsprechen. — Die wissenschaftliche Auffassung der physiologischen Arzneiprüfungen beruht auf folgenden allgemeinen Grundsätzen:

Arzneien im weitesten Sinne sind, wie wir gesehen haben, alle äußeren Einflüsse, welche den physiologischen Entwicklungsgang des Organismus in irgend einer Weise beeinträchtigen; Schreck, Erkältung, Sumpfluft, grelles Licht u. s. w. sind in diesem Sinne ebenso gut Arzneien, wie Opium, Quecksilber, Brechweinstein u. a. Im engeren Sinne begreift man unter dem Namen „Arznei" nur diejenigen äußeren Einflüsse, deren krankmachende Eigenschaft zugleich zur Krankheitsheilung verwendet wird, und zu diesem Zwecke bedarf die Arznei außer ihrer krankmachenden Kraft noch mehrerer Bedingungen, die früher angeführt worden sind.

Dem Wesen nach sind aber Arzneien im engeren und weiteren Sinne nicht von einander verschieden; Quecksilber, Belladonna u. s. w. sind ebensogut störende äußere Einflüsse, wie diejenigen äußeren Schädlichkeiten, welchen die Krankheiten im Allgemeinen ihren Ursprung verdanken. Zwischen den sogenannten Arzneikrankheiten und den natürlichen Krankheiten besteht durchaus kein wesentlicher Unterschied, und manche natürliche Krankheit wird einst noch in das Bereich der Arzneikrankheiten gezogen werden.

Die Aerzte müssen deshalb in der Erforschung und Auffassung der physiologischen Arzneiwirkungen gerade so verfahren, wie in der Pathologie überhaupt; sie müssen alle Grundsätze und Erfahrungen, die in der Pathologie

gelten, auch auf die künstlichen Arzneikrankheiten übertragen, und alle Hülfsmittel, welche sie zur genauen Feststellung der Diagnose in Gebrauch ziehen, ebenso gut bei den Arzneikrankheiten in Anwendung bringen.

Als Hauptgrundsatz für die Diagnose ist früher angeführt worden: „Die Hauptaufgabe der Diagnostik besteht folglich darin, die im Organismus vor sich gehenden materiellen Veränderungen mehr und mehr bekannt zu machen. Denn jede Krankheit muß eine materielle Grundlage haben."

Und an einer anderen Stelle: „Nichts im Organismus ist zufällig. Folglich muß auch jeder eigenthümlichen Krankheitserscheinung eine besondere materielle Veränderung im Inneren des Organismus entsprechen. Diese in jedem einzelnen Falle aufzufinden, ist Aufgabe der Diagnostik; denn bei allen Fortschritten, welche die Diagnose in der neueren Zeit erfahren hat, ist doch noch in sehr vielen Fällen die materielle Grundlage der Krankheiten völlig unerforscht und dunkel."

Diese beiden Sätze gelten eben so gut von den physiologischen Arzneiprüfungen; auch bei diesen müssen die Aerzte beständig streben, jede äußere Krankheitserscheinung auf eine im Organismus bestehende materielle Veränderung zurückzuführen.

Es heißt in dem Abschnitt von der Diagnose weiter: „Da jedoch die äußeren sinnlich wahrnehmbaren Krankheitserscheinungen der nothwendige Abdruck der inneren materiellen Veränderungen sind, so kommt es häufig vor, daß wir die Eigenthümlichkeit eines Krankheitszustandes durch erstere völlig zur Anschauung bekommen, ohne letztere zu kennen."

Auch das gilt von den physiologischen Arzneiprüfungen. Es wäre sehr thöricht, jedes Arzneisymptom deshalb als unbrauchbar verwerfen zu wollen, weil wir die besondere materielle Grundlage desselben zur Zeit nicht kennen. Wir können den eigenthümlichen Charakter einer Arznei den anderen Arzneien gegenüber auch schon aus den besonderen äußeren Krank-

heitserscheinungen, welche sie hervorbringt, mit ziemlicher Sicherheit ableiten.

In dem Abschnitt über Diagnose heißt es hierüber: „Soviel steht also fest, die Diagnose blos auf die bis jetzt bekannten materiellen Störungen zu stützen, muß ein sehr unvollkommenes Bild von dem jedesmaligen Krankheitsfalle geben, weil unsere Kenntniß jener materiellen Störungen selbst noch äußerst unvollkommen ist. Aeußere Krankheitserscheinungen, die über die gegenwärtige Erkenntniß der inneren materiellen Krankheitsvorgänge hinausgehen, können für die Erforschung des Krankheitscharakters von der größten Wichtigkeit sein; und die Unkenntniß ihrer materiellen Grundlage berechtigt uns nicht, sie unbeachtet zu lassen, die subjektiven so wenig wie die objektiven, da sich auch in den feinen Schattirungen der ersteren häufig der besondere Charakter der Krankheit ausspricht. — Zu einer erschöpfenden Diagnose gehören alle sinnlich wahrnehmbaren Krankheitserscheinungen, auch diejenigen, deren eigenthümliche materielle Grundlage wir noch nicht kennen.“

Das Streben, die materiellen Veränderungen mehr und mehr kennen zu lernen, muß indeß stets Hand in Hand gehen mit der Aufdeckung äußerlich wahrnehmbarer Arzneisymptome. Zur Fortentwicklung Beider muß der forschende Arzt bei den physiologischen Arzneiprüfungen ebenso, wie bei der Diagnose, alle möglichen Hülfsmittel, welche die Chemie und Physik bietet, chemische Reagentien, Mikroskop, Augenspiegel, Hörrohr u. s. w., so oft es nöthig scheint, in Anwendung ziehen. Bei tödtlichem Ausgang von Vergiftungen muß er den Sektionsbefund möglichst genau erforschen, oder durch Vergiftungen und Sektionen von Thieren die pathologisch-anatomischen Arzneiwirkungen kennen zu lernen suchen, wenn auch der Rückschluß von diesen letzteren auf den Menschen stets noch der Bestätigung am Krankenbette bedarf.

Je mehr die Aerzte in der Diagnostik und pathologischen Anatomie fortschreiten, um so sicherer werden sie einst von äußeren Symptomen auf innere materielle Vorgänge zurückschließen

können, ohne sich zuvor durch die Sektion von diesen letzteren überzeugen zu müssen. Sie werden endlich eine krankhafte materielle Veränderung schon in ihrem anfänglichen Entstehen, in ihrem Keime erkennen; und haben sie es erst einmal soweit gebracht, so werden sie nicht mehr heftige, eindringliche Vergiftungen nöthig haben, um zu erfahren, welche materielle Veränderungen eine Arznei am gesunden menschlichen Organismus bewirke. Die Fortschritte in der pathologischen Anatomie, Pathologie und Diagnostik werden überhaupt stets eine günstige Rückwirkung auf die physiologischen Arzneiprüfungen ausüben, und uns die Wirkungen der Arzneien auf den gesunden Organismus zu immer klarerem Verständniß bringen helfen, bis uns einst der Zusammenhang zwischen den äußeren Krankheitserscheinungen und inneren Krankheitsvorgängen in allen Fällen vollständig klar sein wird.

Eine wissenschaftliche Auffassung der physiologischen Arzneiprüfungen verlangt ferner, daß die Aerzte jede einzelne Arznei in ihrer charakteristischen Eigenthümlichkeit vor allen anderen herausheben, und gerade diejenigen Wirkungen von ihr zu erforschen streben, welche ihr allein zukommen; denn keine Arznei kann, wie erwähnt, einer anderen in ihren Wirkungen auf den Menschen völlig gleich sein. — Eine solche Charakteristik läßt sich aber durch die blose Berücksichtigung der bis jetzt bekannten materiellen Veränderungen nicht ausführen; dazu ist vielmehr nothwendig, daß sämmtliche bemerkbare Krankheitserscheinungen streng beachtet werden, die bedeutenden wie die scheinbar unbedeutenden, die subjektiven sogut wie die objektiven.

Die modernen sogenannten physiologischen Aerzte haben unbedachter Weise den subjektiven Krankheitserscheinungen eine sehr untergeordnete Rolle zugewiesen, oder sie sogar zum größten Theil ganz verworfen. Sie stellen damit den Menschen auf gleiche Stufe mit den Thieren, geben nichts auf Sprache, Denkkraft, sondern lassen höchstens den thierischen Instinkt gelten. Weil sie sich möglicherweise täuschen könnten, lassen sie lieber alle subjektiven Erscheinungen außer Spiel; dagegen legen sie das größte

Gewicht auf physikalische Diagnostik, obwohl der geübteste Arzt auch hierin Gelegenheit genug hat, sich zu täuschen.

Es versteht sich von selbst, daß nicht alle Symptome von gleicher Wichtigkeit sind. Es giebt jedoch keine Symptome, welche in allen Fällen für die Charakteristik einer Arznei wichtig, oder in allen Fällen unbedingt unwichtig wären; deshalb kann man auch in Betreff der Wichtigkeit oder Unwichtigkeit eines Arzneisymptomes keine für alle Fälle gleichmäßig gültigen Anhaltepunkte aufstellen. — Im Allgemeinen kann man nur sagen: diejenigen Symptome, welche bei sehr vielen Arzneien in ganz gleicher Weise beobachtet werden, sind die unwichtigeren.

In dem Abschnitt über die Diagnose ist hierüber gesagt worden: „Wenn der Arzt in einem Krankheitsfalle alle erkennbaren äußeren Erscheinungen ermittelt hat, so kommt es dann darauf an, daß er diejenigen herausfindet, in welchen sich Sitz und Beschaffenheit des materiellen Grundvorganges vorzugsweise kund giebt. Denn nicht alle Erscheinungen sind von gleicher Wichtigkeit; manche gesellen sich zu sehr vielen Erkrankungen, z. B. Mattigkeit, Abmagerung, Fieber, Appetitlosigkeit, Eingenommenheit des Kopfes, Schweiß, Frösteln, Gesichtsblässe, belegte Zunge, schlechter Geschmack, unruhiger Schlaf, Träume u. s. w. Diese haben eine mehr allgemeine Bedeutung, und geben über Sitz und Beschaffenheit der Krankheit wenig Aufschluß, wenn sie sich nicht selbst wieder durch bestimmte feinere Unterscheidungsmerkmale näher charakterisiren."

Dasselbe gilt, wie gesagt, von den Arzneikrankheiten. Wenn eine Arznei alle möglichen Arten von Kopf- oder Zahnschmerz, drückendes, reißendes, brennendes, stechendes, bohrendes, gleichmäßig hervorruft, so sind diese besonderen Eigenthümlichkeiten ohne Werth. Wenn dagegen eine Arznei vorzugsweise oder ausschließlich brennende, oder stechende, oder klopfende Schmerzen bedingt, so sind diese besonderen Arten des Schmerzes für die Charakteristik der Arznei von entschiedenem Belange, da denselben, wie erwähnt, besondere materielle Veränderungen zu Grunde liegen müssen.

Das scheinbar unbedeutendste Symptom ist überhaupt beachtenswerth, sobald es sich blos bei einer einzigen Arznei findet, denn möglicherweise spiegelt sich gerade in ihm die eigenthümliche Beschaffenheit des inneren materiellen Vorganges ab. — Diesen Grundsatz muß der Arzt konsequent logisch bis in die geringsten Einzelheiten verfolgen und nie eine willkührliche voreilige Gränze festsetzen, wie überhaupt jeder, der ein Naturforscher sein will, in keiner Frage seiner willkührlichen persönlichen Anschauung folgen darf, sondern jede Erfahrung und bewährte Wahrheit nur dazu benutzen muß, um durch sie auf immer neue Wahrheiten und Thatsachen hingeleitet zu werden.

Folgender Satz aus dem Abschnitt über die Diagnose gilt demnach in gleichem Maße von den physiologischen Arzneiprüfungen: „Der Arzt muß also streng individuell in der Diagnose verfahren. Er darf aber die einzelnen Krankheitserscheinungen nicht verbindungslos aneinander reihen, sondern muß sich vielmehr ein möglichst klares Bewußtsein von dem ihnen gemeinschaftlichen inneren Bande verschaffen. Er muß Einheit in die vereinzelten Erscheinungen bringen, da der ganze Organismus ein streng einheitliches Ganze ist, und zu diesem Zwecke die wesentlichen von den unwesentlicheren, die primären von den consecutiven trennen. Er muß den Zusammenhang zwischen den einzelnen Symptomen verstehen, die Reihenfolge in ihrer Entwicklung sich anschaulich machen, sodaß er bei jedem Wechsel der äußeren Krankheitszeichen die im Inneren vor sich gegangene materielle Veränderung klar vor sich sieht."

Bei den physiologischen Arzneiprüfungen darf der Arzt endlich sowenig, wie in der Pathologie überhaupt, zu verallgemeinernden Redensarten greifen und nichtssagende Phrasen dreschen. Ausdrücke wie: Kongestion, Plethora bewirken, Irritabilität herabstimmen, Sensibilität befördern, Nutrition schwächen, die Reproduktion beschleunigen u. s. w., verführen nur zur Oberflächlichkeit, und sind sehr dazu geeignet, von tieferer Charakteristik

abzuhalten, indem sie den Arzt verleiten, sich auf das Gebiet der Hypothesen und subjektiven Meinungen zu verlieren. Und dieses sind Eigenschaften, welche den Werth jeder Arzneimittellehre binnen Kurzem untergraben müssen.

Die physiologischen Arzneiprüfungen bilden demnach eine Quelle zur Erforschung der arzneilichen Heilwirkungen, welche bei geeigneter Anwendung allen wissenschaftlichen Anforderungen entspricht.

Die Heilwirkungen der Arzneien beruhen auf ihren physiologischen Wirkungen; die letzteren sind folglich eine unentbehrliche Grundlage für erstere. — Die Aerzte haben es in der Gewalt, die physiologischen Wirkungen jeder Arznei in ihrem ganzen Umfange zu erforschen, und besitzen einen Maßstab dafür, wann sie dieselben vollständig erforscht haben, sobald nämlich bei ferneren Prüfungen ein und derselben Arznei keine neuen Erscheinungen mehr auftreten. — Diese Quelle ist allgemeingültig; die Aerzte brauchen keine andere neben ihr, und sind nicht dem Zufall überlassen, wie bei dem usus in morbis. — Sie offenbart uns ferner die reinen, durch keine fremdartigen Einwirkungen getrübten Wirkungen der Arzneien auf den menschlichen Organismus, im Gegensatze zu der unmittelbaren Anwendung am Krankenbette. — Im Besitze der physiologischen Arzneiwirkungen brauchen die Aerzte nicht blindlings am Krankenbette zu experimentiren; mit den nöthigen Anhaltepunkten für die Heilanwendung versehen, handeln sie gleich nach bewußten Gründen. Diese Quelle stützt sich auf reine Beobachtung; Hypothesen und einseitige trügerische Schlüsse werden überflüssig gemacht, die unbefugte Einmischung fremdartiger Wissenschaften bleibt ausgeschlossen. — Die Arzneimittellehre erlangt Sicherheit und Vollständigkeit, und wird zu einer wirklichen Naturwissenschaft erhoben, welche planmäßig fortentwickelt, bereichert, und mit Bewußtsein in ihren Lücken ausgefüllt werden kann.

Kurz und gut: Die **physiologischen Arzneiprüfungen** sind ein nothwendiges Erforderniß zu einem **physiologischen Heilverfahren**.

Die modernen Freigeister der Medizin jedoch, die sich physiologische Aerzte nennen, die Alles auf die Forschungen der Physiologie zurückführen und die Physiologie fortwährend im Munde führen, diese Wissenschaftler sind noch nicht einmal soweit vorgeschritten, die Nothwendigkeit physiologischer Arzneiprüfungen einzusehen. Sie verdienen also ihren Namen in der That ganz und gar nicht.

Physiologisches Heilverfahren.

Soviel wir auch bis jetzt ermittelt haben, so fehlt doch noch der eigentliche Schlußstein der gesammten Medizin, nämlich die Kenntniß, auf welchem Wege sichere, rasche und angenehme Heilung erzielt werde, und in welcher Weise man die aus den physiologischen Prüfungen gewonnenen reinen Arzneiwirkungen anwenden müsse, um durch sie zu diesem Ziele zu gelangen.

Um über ein wahrhaft physiologisches Heilverfahren ins Klare zu kommen, müssen wir uns vergegenwärtigen, was wir bereits in Betreff des menschlichen Organismus gefunden haben.

Zwischen der unorganischen und organischen Natur besteht, wie wiederholt auseinandergesetzt, ein wesentlicher Unterschied. Die Molekular- oder Elementarkräfte reichen allein nicht hin, um zusammengesetzte Körper zu bilden; es gehört hierzu eine dritte Kraft, welche die chemischen Grundstoffe in einen bestimmten, für die Zusammensetzung geeigneten, Zustand versetzt. Diese dritte Kraft tritt bei den unorganischen Körpern von außen hinzu, ist dagegen in den organischen Körpern selbst enthalten. Darin liegt der Grund, daß die unorganischen Körper die stete Neigung besitzen, mit anderen Körpern in Wechselwirkung zu treten, ihre Bestandtheile gegenseitig auszutauschen oder sich zu neuen Körpern zu verbinden, während die organischen Naturkörper eine geschlossene Reihe von Einzelwesen bilden, die sich nur durch sich

selbst fortpflanzen und eine eigenthümliche Entwicklung aus sich selbst heraus, ein inneres Leben, innere Wärme besitzen. Den organischen Wesen ist ein bestimmter Normalzustand eigen, und zugleich ein lebendiges Beharrungsvermögen, sich äußeren Einflüssen gegenüber in diesem Normalzustand zu erhalten; für die unorganischen Körper ist jeder Zustand normal. Man kann deshalb nur in Betreff der organischen Wesen von Krankheit reden, sobald nämlich der Normalzustand eines Organismus durch eine störende äußere Kraft in irgend einer Weise abgeändert wird.

Die organischen Wesen vermögen aber selbst eine wirklich eingetretene Krankheit häufig ohne Betheiligung einer außerhalb des Organismus liegenden Kraft, ohne künstliche äußere Nachhülfe, von innen heraus zu verdrängen und den abgeänderten Normalzustand damit wiederherzustellen, und zwar entweder unter stürmischen gefahrbringenden Erscheinungen, durch die Krisis, oder in mehr oder weniger langsamem stetigem Verlaufe, durch die sogenannte Lysis. — Sie unterscheiden sich hierdurch sehr scharf von den unorganischen Körpern, welche eine einmal angenommene Veränderung nie von innen heraus wieder ausgleichen, sondern solange beibehalten, bis sie durch die Einwirkung einer neuen äußeren Kraft wieder in den vorigen Zustand zurückgeführt oder anderweitig umgeändert werden.

Die unorganischen Körper behalten eine eingetretene Veränderung auch dann bei, wenn die verändernde Ursache längst aufgehört hat fortzuwirken; eine Kugel würde die einmal eingeschlagene Richtung beständig verfolgen, wenn nicht alsbald andere äußere Kräfte, entgegenstehende Körper, die Luft und das durch die Anziehungskraft der Erde bedingte Gesetz der Schwere auf sie einwirkten und sie zum Stillstand brächten. Der in der Hitze gebrannte Thon bewahrt seine neue Gestalt auch in der Kälte; der einmal gelöschte Kalk ändert sich im Trockenen nicht wieder in den ungelöschten um.

Die freiwillige Wiederausgleichung einer krankhaften Störung bei den organischen Wesen läßt sich demnach nicht dadurch erklären, daß die krankmachende äußere Kraft aufgehört habe fortzuwirken; dieser Umstand allein kann in der organischen Natur

ebenso wenig den früheren Zustand wieder herbeiführen, wie in der unorganischen. Der Satz „cessante causa cessat effectus“ ist überhaupt durchaus falsch. Eine einmal eingetretene Wirkung wird nie durch die Entfernung der Ursache allein, sondern stets erst durch das Hinzutreten einer anderen Kraft wieder aufgehoben. Die Zusammenpressung eines elastischen Körpers wird nicht durch die Entfernung des pressenden Gegenstandes, sondern durch die jenem Körper inwohnende Kraft der Dehnbarkeit wieder ausgeglichen; ein unelastischer Körper, Thon, Teig, behält den erhaltenen Eindruck nach der Entfernung des pressenden Gegenstandes bei. — Auch sind die Beispiele in der Pathologie häufig genug, daß trotz der Entfernung der krankmachenden Ursache die Krankheit fortbesteht.

Zu jeder Naturheilung ist also die Mitwirkung der inneren organischen Thätigkeiten unentbehrlich; ohne diese kann jene nicht zu Stande kommen. Jedwede Genesung, sowohl durch Krisis als durch Lysis, beruht auf den organischen Reaktionsthätigkeiten, auf der sogenannten Naturheilkraft.

Die Naturheilkraft reicht aber nicht in allen Fällen zur Wiederausgleichung eingetretener krankhafter Störungen aus; der Organismus unterliegt häufig akuten Krankheiten, oder trägt chronische Leiden jahrelang mit sich herum, bis er ihnen endlich unterliegt. Man muß demnach annehmen, daß die Naturheilkraft öfters zu schwach, von zu geringer Energie, oder zumal bei chronischen Uebeln ganz und gar unthätig ist. In diesen Fällen hat der Arzt die Aufgabe, die fehlende Naturheilung durch Kunstheilung zu ersetzen.

Der Arzt ist indessen kein magister, sondern nur ein minister naturae, kein Meister, sondern nur ein Diener der Natur; er muß daher stets den Grundsatz befolgen, soviel als möglich in die Fußtapfen der Natur zu treten, mithin sich auch bei der Kunstheilung den Gang der Naturheilung möglichst zum Vorbild zu nehmen. Jede naturgemäße **Kunstheilung** muß im Allgemeinen denselben Weg einschlagen, wie die **Naturheilung;** sie muß daher, gleich der Naturheilung, auf die Mitwirkung der **organischen Reaktionskraft** gegrün-

bet sein. Da die Kunstheilung es nur mit organischen Wesen zu thun hat, so muß sie auch auf der charakteristischen Eigenthümlichkeit der organischen Wesen, auf dem organischen Beharrungsvermögen, der Naturheilkraft fußen. Jede Kunstheilung, welche trotz der Naturheilkraft, nicht mittelst derselben eine Krankheit beseitigen soll, wie z. B. die antipathische Heilmethode, ist wenigstens keine organische, physiologische, sondern beruht auf völlig unorganischer Anschauung.

Wenn man unter Krisis nur den durch die Naturheilkraft bewirkten Uebergang von Krankheit zur Genesung im Allgemeinen versteht, ohne auf den Unterschied zwischen Krisis und Lysis Rücksicht zu nehmen, so kann man getrost sagen: Künstliche Krisenbildung ist die Aufgabe eines wahrhaft physiologischen Heilverfahrens, welches nichts vom Organismus erzwingt, die Heilung nicht trotz der organischen Thätigkeiten, sondern stets mittelst derselben herbeiführen will, welches den organischen Naturheilbestrebungen nur nachhilft, wo sie nicht ausreichen, aber sich nicht selbst an die Stelle derselben setzt, und den Organismus als ein geduldiges Werkzeug betrachtet, welches mit sich vornehmen lasse, was dem Arzte beliebt. — Der naturgemäßeste und zugleich geradeste Weg, Kunstheilung zu bewirken, besteht darin, die schon vorhandenen, aber verhältnißmäßig zu schwachen Naturheilbestrebungen des Organismus so zu stärken und anzuregen, daß sie zur Wiederherstellung des Normalzustandes ausreichen.

Die Aerzte haben zwar von Alters her immer ermahnt, die Krisen, wo sie nicht zu Stande kommen wollten, auf künstliche Weise einzuleiten; aber trotzdem bietet die bisherige Heilkunst kein Verfahren, vermöge dessen der Arzt den Eintritt der günstigen kritischen Wendung mit Bewußtsein und Sicherheit befördern könnte. Das hat seinen Grund einfach darin, daß die Aerzte bei allen gebräuchlichen Heilmethoden die Heilung vermittelst der primären Wirkungen der Arzneien, der sogenannten Erstwirkungen, erzielen wollen, d. h. die durch die arzneilichen Erstwirkungen im Organismus bewirkte Verände-

rung soll sich an die Stelle der bestehenden Krankheit setzen und bereits den Normalzustand bilden.

Diese Veränderung ist aber nicht, wie in der unorganischen Natur, eine bleibende; der Organismus strebt vielmehr, wie bekannt, gegen die Einwirkung jeder äußeren Kraft an, durch welche seine innere Harmonie, sein physiologischer Entwicklungsgang beeinträchtigt wird, und sucht diese Einwirkung ohne Unterschied als etwas Fremdartiges wieder aufzuheben. Jede Arznei ist aber eine solche der physiologischen Entwicklung des Organismus feindliche äußere Kraft; jedwede Arzneiwirkung wird deshalb durch das organische Beharrungsvermögen wieder zu verdrängen gesucht, gleichviel ob der Arzt einen Heilzweck mit derselben beabsichtigt oder nicht, und sobald sie wieder ausgeglichen ist, stürzt auch das ganze Heilgebäude in Nichts zusammen. — Will der Arzt aber trotz alledem vermöge der Erstwirkung einer Arznei die Heilung erzwingen, so muß er durch starke und fortwährend wiederholte Gaben die antagonistischen Bestrebungen des Organismus beständig niederhalten und jeden Fortschritt demselben abkämpfen. Er setzt die Wirkung der Arznei geradezu an die Stelle der inneren Naturheilkraft; diese letztere ist zur Heilung nicht allein überflüssig, sondern sogar hinderlich.

Aus diesen Verhältnissen erklärt es sich, weshalb die starken Arzneigaben und deren häufige Wiederholung als etwas Unentbehrliches in die Heilkunst eingeführt worden sind. Wenn der Arzt vermehrten Blutandrang durch äußerliche Kaltwasserumschläge beseitigen will, so muß er unaufhörlich solche Umschläge machen, denn die bestehende Neigung zu diesem Kongestivzustande, der Grund dieses krankhaften Vorganges, wird durch dieselben nicht gehoben; sobald er mit den Umschlägen nachläßt, wird die Wirkung derselben durch die organische Reaktion wieder ausgeglichen, und der Blutandrang erscheint in demselben Grade wie zuvor. Wenn der Arzt ferner gegen Faserstoffüberschuß im Blute, gegen gerinnbare Ausschwitzungen antiplastische Arzneien verordnet, z. B. Calomel in recht großen Gaben, so will er die Heilung offenbar trotz der organischen Naturheilkraft, nicht mittelst derselben herbeiführen; er will die Heilung durch eine neue

Krankheit, durch die Arzneikrankheit, vom Organismus erzwingen, indem er dieselbe an die Stelle der bestehenden natürlichen Krankheit setzt. Von Einleitung einer künstlichen Krisis ist hier keine Spur. Ebenso ist es bei dem ableitenden, auflösenden Heilverfahren; ja selbst bei der sogenannten krisenbefördernden Methode sucht der Arzt durch die Erstwirkungen der Arzneien bestimmte für kritisch geltende Erscheinungen, Schweiß, Durchfall, Urinentleerung, Hustenauswurf zu erzwingen, ohne den organischen Naturheilbestrebungen die geringste Mitwirkung dabei einzuräumen, diese bleiben im Gegentheil ganz unbetheiligt. — Alles das haben wir bei Besprechung der einzelnen Heilmethoden, und ganz besonders des antipathischen Heilverfahrens, bereits ausführlicher auseinandergesetzt.

Durch die Erstwirkungen der Arzneien kann man höchstens, vorübergehend oder dauernd je nach der Stärke und Wiederholung der arzneilichen Heilwirkung, einen Krankheitszustand in einen anderen umwandeln.

Wenn dies dauernd geschähe, und die Naturheilkraft alsdann die künstliche Krankheit aus dem Körper verdrängte, so würde man allerdings auf diese Weise auch Heilung erreichen. Um aber erstlich einen Krankheitszustand dauernd in einen anderen umzuwandeln, der vielleicht von der Naturheilkraft eher beseitigt zu werden vermag, dazu gehört nothwendig, daß die Arznei auf den jedesmaligen besonderen Grundvorgang einer Krankheit einwirke. Dieser Grundvorgang kann aber selbst bei sehr ähnlichen Krankheitszuständen ein verschiedener sein; scheinbar gleiche Krankheitszustände können primär von sehr verschiedenen Nervensphären ausgehen. Um also in jedem Falle auf die primär erkrankten Nervenpartieen einzuwirken, dazu gehört ein streng individuelles Verfahren, wie es bei allen bisher gebräuchlichen Heilmethoden nicht zu finden ist. Bei der Ableitungsmethode ist gezeigt worden, daß durch eine beliebige zweite Arzneikrankheit eine bestehende Krankheit meist nur vorübergehend zurückgedrängt, nicht dauernd aufgehoben wird, eben weil ihr innerer Grundvorgang unberührt bleibt.

Selbst wenn es aber gelingt, einen Krankheitszustand dauernd

in einen anderen umzuwandeln, so sind es doch erst die organischen Reaktionsthätigkeiten, welche die Heilung bewirken, indem sie den letzteren durch die Arznei bedingten Krankheitszustand aus dem Körper verdrängen.

Künstliche Krisis läßt sich in keinem Falle dadurch erreichen, daß man die Arzneikrankheit geradezu als Ausgleichungsmittel an die Stelle der natürlichen Krankheit setzen will, z. B. den durch Crotonöl bewirkten Durchfall an die Stelle einer bestehenden Stuhlverstopfung, oder die durch Opium erzeugte Schlafsucht an die Stelle vorhandener krankhafter Schlaflosigkeit. Durch ein solches Verfahren ist es unmöglich, die antagonistischen Thätigkeiten des Organismus energischer und wirksamer zu machen, damit durch ihren Einfluß eine vorhandene Störung ausgeglichen werde; und eben darin besteht die künstliche Krisenbildung. Um diese zu erreichen, muß der Arzt Hand in Hand mit dem Organismus gehen; er darf ihm nicht entgegenarbeiten, indem er durch beständige Wiederholung der Arzneigaben die gegen die Arzneikrankheit gerichteten Naturheilbestrebungen niederzuhalten strebt, er muß im Gegentheil die Kunstheilung gerade auf die jeder arzneilichen Einwirkung folgende organische Gegenwirkung, auf die sogenannten Nachwirkungen der Arzneien, gründen. Nur so kann er die eigene Thätigkeit des Organismus, ohne welche keine künstliche Krisis denkbar ist, zur Heilung verwenden.

Man kann also mit Bestimmtheit sagen: ein Heilverfahren, welches sich nicht auf die organische Naturheilkraft, mithin auf die **Nach**wirkungen der Arzneien stützt, ist kein organisches, folglich kein physiologisches.

Wie bringt man nun künstliche Krisis zu Stande? d. h. wie gelangt man dazu, die organischen Naturheilbestrebungen dergestalt zu unterstützen, daß sie eine bestimmte Krankheit zu beseitigen vermögen?

Als das natürlichste und sicherste Mittel hierzu erscheint es, den Organismus ganz im Allgemeinen zu kräftigen, auf welche Art es gehen mag, und dadurch sämmtliche organische Thätigkeiten in ihrer Energie zu verstärken, mithin auch die gegen eine krank-

hafte Störung gerichteten organischen Naturheilbestrebungen. Unstreitig ist dieses Mittel von großer Wichtigkeit, und gleichmäßige Kräftigung des ganzen Körpers ist überdies durch naturgemäße diätetische Vorschriften recht wohl ausführbar, z. B. durch zweckmäßige Bewegung, durch Leibesübungen, Turnen, kräftige Nahrung, Einathmen reiner frischer Luft, Kaltwasserkuren u. s. w. Man befördert durch diese Mittel im Allgemeinen den physiologischen Entwicklungsgang des Organismus, und vermag hierdurch gewiß oft wesentlich beizutragen, daß günstige Krisis eintrete. — Zu diesem Zwecke ist es ebenfalls außerordentlich wichtig, jede mögliche, auch die kleinste Unterhaltungsursache der Krankheit hinwegzuräumen; deren Entfernung allein kann oft hinreichen, die Naturheilbestrebungen zur Ueberwindung der Krankheit fähig zu machen. Wenn z. B. ein an Lungentuberkulose Leidender in rauhem Klima lebt, so übt die kalte Luft einen fortwährenden nachtheiligen Reiz auf die Lungen aus, und die Thätigkeit der Naturheilkraft wird durch diese beständige Reizung in ihrem Erfolge gelähmt. Wenn man nun einen solchen Kranken in ein mildes südliches Klima bringt, und dadurch den steten nachtheiligen Reiz entfernt, so erleichtert man natürlicher Weise den Naturheilbestrebungen die Ueberwindung der Krankheit wesentlich, und macht ihnen gewiß oft die Herbeiführung günstiger Krisis möglich.

Trotz alledem ist aber solche gleichmäßige Kräftigung des ganzen Körpers durch diätetische Verhaltungsmaßregeln durchaus nicht ausreichend, um in jedem Falle günstige Krisis zu bewerkstelligen. Sie ist, wie erklärlich, nur langsam ausführbar; die günstigen Erfolge naturgemäßer Diät verlangen Zeit zu ihrer Entwicklung, während dessen manche Krankheit bedeutende, selbst tödtliche Fortschritte macht. Bei akuten, fieberhaften Krankheiten ist sie daher am wenigsten ausreichend; Krankheiten wie Cholera, Typhus, Scharlach, Lungenentzündung, die sich oft in wenigen Tagen entscheiden, können nicht allmählig durch allgemeine Kräftigung des Organismus geheilt werden. Aber auch chronische Krankheiten lassen sich sehr häufig durch allseitige Beförderung der physiologischen Lebensvorgänge nicht heilen. Der

Organismus gewöhnt sich oft an einen bestimmten lange dauernden Zustand, indem die Störung eines Organes durch anderweitige vicarirende Thätigkeiten ausgeglichen wird; und in diesem Falle ist allgemeine Kräftigung der organischen Verrichtungen ohne Einfluß auf die Beseitigung chronischer Krankheit, denn diese kann trotz der größten Kraft und Energie des Gesammtorganismus ungestört fortbestehen.

Dadurch daß die Energie des Organismus im Allgemeinen gehoben wird, erreicht der Arzt überhaupt seine Absicht, die antagonistischen organischen Thätigkeiten gegen eine bestimmte Krankheit wirksamer und erfolgreicher zu machen, nur mittelbar, gerade so wie der Blutandrang nach einem besonderen Organe durch allgemeine Blutentziehung nur verhältnißmäßig abnimmt, oder wie dadurch, daß man die allgemeine Körperernährung herabsetzt, bestehende Afterprodukte oder plastische Ausschwitzungen nur mittelbar gemindert werden.

Ueberdies ist allseitige Beförderung und Kräftigung der physiologischen Lebensthätigkeiten nur durch diätetische Maßregeln direkt ausführbar, dagegen durch Arzneien nur indirekt. Arzneien wirken auf den gesunden Organismus stets schwächend, und auf den Kranken nur dann stärkend, wenn sie bereits die Heilung einer bestehenden Krankheit vollständig in Gang gebracht haben; sie kräftigen den Körper stets nur mittelbar, insofern sie als wirkliche Heilmittel auftreten und günstige Krisis eingeleitet haben. Die Diät, d. h. der Inbegriff aller derjenigen äußeren Einflüsse, welche die physiologische Entwicklung des Organismus unmittelbar befördern, reicht aber, wie erwähnt, zur Heilung aller vorkommenden Krankheiten nicht aus; man muß auch Arzneien zu Hülfe nehmen; und selbst die eifrigsten Anhänger der Diät, die physiologischen Aerzte, haben noch Arzneien zur Kunstheilung beibehalten.

Sobald man Arzneien anwendet, ist es von vorn herein unmöglich, durch unmittelbare gleichmäßige Kräftigung des Körpers künstliche Krisis anbahnen zu wollen; man muß dann andere Wege einschlagen.

Es ist einleuchtend, daß das organische Naturheilbestreben

bei jedem einzelnen Krankheitszustande auf die besondere Eigenthümlichkeit der vorhandenen Störung gerichtet sein muß, also für jeden Krankheitsfall in besonderen Sphären der Nerventhätigkeit sich bewegt. Gerade nach der jedesmaligen bestimmten Richtung hin muß es auch unmittelbar angeregt und energischer gemacht werden, wenn man direkte Heilung hervorbringen will.

Künstliche Krisenbildung, also ächt naturgemäße Kunstheilung, kommt nun, wie wir eben erst gesehen haben, nur mit Hülfe der antagonistischen Thätigkeiten zu Stande, welche der Organismus gegen die arzneiliche Einwirkung ins Leben ruft, d. h. mit Hülfe der arzneilichen Nachwirkungen. Folglich muß man streben, durch eine geeignete Arzneikraft organische Gegenwirkungen zu erwecken, welche die gegen die bestehende Krankheit gerichteten Naturheilbestrebungen nach der jedesmaligen bestimmten Richtung hin unterstützen und energischer machen. Es ist also, im Gegensatze zu den diätetischen Maßregeln, durch welche die organische Reaktionsfähigkeit nur ganz im Allgemeinen gekräftigt wird, für ein direktes Heilverfahren durchaus erforderlich, daß gerade die in jedem einzelnen Krankheitsfalle betheiligten besonderen Nervensphären einen unmittelbaren Zuwachs an Reaktionsfähigkeit erhalten.

Die jedesmalige bestimmte Richtung, nach welcher hin die Naturheilbestrebungen in jedem Falle angeregt werden müssen, können wir blos und allein durch die Anhaltepunkte erfahren, welche uns über die besondere Eigenthümlichkeit jedes Krankheitszustandes belehren; und hierzu gehört wieder eine streng individuelle Behandlung der Diagnose, eine genaue Berücksichtigung der gesammten Krankheitserscheinungen, sowohl der subjektiven als objektiven, mit Einschluß aller tieferen Schlüsse, welche aus der Beobachtung der Krankheitserscheinungen mit Sicherheit hervorgehen.

Obwohl nun die organischen Naturheilbestrebungen bei jedem Krankheitsfalle sich in besonderen Sphären der Nerventhätigkeit bewegen, so können sie doch unmöglich in jedem einzelnen Falle von wesentlich verschiedener Art sein, d. h. der Zusammenhang

zwischen der besonderen Beschaffenheit der Krankheit und der Eigenthümlichkeit der gegen dieselbe gerichteten Naturheilbestrebungen muß sich auf ein allen Fällen gemeinsames bestimmtes Gesetz stützen. Der Organismus ist ein innig zusammenhängendes harmonisches Ganze, alle seine Thätigkeiten gehen von einem Mittelpunkte, dem Gehirn, aus; in diesem herrscht das Centralgesetz für das gesammte organische Leben, die Molekularkräfte stehen alle unter dem Einflusse der uns inwohnenden Lebenskraft. Die regulatorischen Einrichtungen im Organismus, welche in dem organischen Beharrungsvermögen ihren Grund haben und das Fortbestehen des jedem Einzelwesen eigenthümlichen Normalzustandes bedingen, müssen demzufolge ebenfalls von einem gemeinschaftlichen Mittelpunkte ausgehen. Dieser Mittelpunkt ist das Gehirn; sowenig es örtliche Krankheiten giebt, sowenig kann es rein örtliche Naturheilbestrebungen geben.

Sobald alles das eingeräumt wird, so muß man auch die künstliche Anregung und Kräftigung der jedesmaligen natürlichen Heilbestrebungen des Organismus in einem allen Fällen gemeinschaftlichen bestimmten Gesetze suchen, d. h. mit anderen Worten: der direkte Heilweg, die wahrhafte künstliche Krisenbildung, muß auf einem allen Fällen gemeinsamen Heilgesetze beruhen; es kann unmöglich für jeden einzelnen Krankheitsfall oder nur für jede Krankheitsfamilie ein wesentlich verschiedenes Heilgesetz bestehen. —

Nach welchem Gesetze belebt man nun die Energie der Naturheilbestrebungen, falls sie zu schwach zur Naturheilung sind, am besten und sichersten in der jedem einzelnen Falle eigenthümlichen bestimmten Richtung, deren wir uns durch möglichst individuelle Diagnose zuvor versichert haben?

Es ist bekannt, daß, je straffer man den Bogen anspannt, je mehr man einen elastischen Körper ausdehnt, desto größer sein Bestreben wird, nach der entgegengesetzten Seite zu schnellen und in den vorigen Zustand der Ruhe zurückzukehren. Wollte man diesem Beispiele folgen, so müßte man den Organismus noch stärker nach der vorhandenen krankhaften Richtung hindrängen, d. h. man müßte die Krankheit erhöhen, um hierdurch die

unzureichenden natürlichen Heilbestrebungen lebhafter und wirksamer zu machen.

Erhöhen könnte man die Krankheit durch ein Arzneimittel, welches genau dieselbe Gesundheitsveränderung bewirkte, wie die bereits vorhandene ist, welche geheilt werden soll. Eine solche völlig gleiche Gesundheitsveränderung hervorzubringen vermag jedoch nur derjenige äußere Einfluß, durch welchen die Krankheit ursprünglich entstanden ist, denn ein und dieselbe krankhafte Störung kann an einem Individuum nur durch eine einzige äußere Kraft und durch keine andere ebenso wieder erzeugt werden; zwei verschiedenartige Kräfte werden an ein und demselben Körper auch stets verschiedene Wirkungen bedingen. — Wenn man nun denselben äußeren Einfluß, durch welchen die zu heilende Krankheit entstanden ist, noch einmal auf den Organismus einwirken läßt, so entsteht dadurch eine Addition, die ursprüngliche und die arzneiliche Krankheit verschmelzen vollständig zu einer einzigen, weil sie durchaus dieselben sind. Die erstere erleidet folglich einen quantitativen Zuwachs; sie wird, wie es die Absicht war, erhöht.

Die Erfahrung lehrt allerdings, daß der Organismus gegen die stärkere Einwirkung einer äußeren, mit seinen Gesetzen in Widerspruch stehenden, Kraft energischere Reaktionsthätigkeiten entfaltet, als gegen schwächere; gegen Typhus, Lungenentzündung reagirt er lebhafter, als gegen leichten Katarrh oder unbedeutende Verletzung, gegen die Einwirkung von einem Gran Arsenik heftiger als gegen das Zwanzigtheil eines Grans. Indessen nehmen wir zugleich wahr, daß mit der zunehmenden Stärke des äußeren Eingriffes die Ueberwindung desselben für den Organismus immer schwieriger und endlich unmöglich wird. Bei Arsenikvergiftung, die der Organismus eben noch zu überwinden vermag, kann eine verhältnißmäßig kleine Zugabe genügen, um den Tod herbeizuführen. Ein durch Aerger verursachter Krankheitszustand wird durch kurz darauf wiederholten Aerger stets hartnäckiger und heftiger. Chronische Vergiftungen zeigen, daß durch oft wiederholte Einwirkung einer äußeren Schädlichkeit

eine anfangs geringfügige Störung des Gesundheitszustandes immer mehr einwurzelt und sich ausbreitet.

Die Energie der Naturheilkraft nimmt also im Verhältniß zur wachsenden Stärke der Krankheit mehr und mehr ab; je stärker der Eingriff, desto schwieriger ist deshalb die Heilung.

Wenn nun der Arzt denselben äußeren Einfluß, der die bestehende Krankheit durch starke Einwirkung veranlaßt hat, zum Behufe der Heilung noch ein- oder mehrmal in stärkerer oder schwächerer Gabe auf den Körper einwirken läßt, so muß dies als eine einzige, nur stärkere Einwirkung angesehen werden, da beide Eindrücke vollständig mit einander verschmelzen. Der Arzt führt hier dasselbe Verhältniß herbei, durch welches die chronischen Vergiftungen sich bilden, wenn er auch die ursprüngliche äußere Krankheitsursache für den Heilzweck in weniger starken Gaben einwirken lassen würde. Die Thatsache ist aber aus beiden Fällen gleichmäßig zu entnehmen, daß durch nochmalige, wenn auch schwache Einwirkung derjenigen äußeren Schädlichkeit, welche eine vorhandene Krankheit verursacht hat, diese letztere stets verhältnißmäßig mehr erhöht wird, als das Naturheilbestreben an Energie zunimmt, das Eintreten der künstlichen Krisis also nie dadurch befördert wird.

Die Unmöglichkeit der künstlichen Heilung durch Erhöhung der vorhandenen Krankheit liegt darin, daß gegen ein und denselben äußeren Einfluß, wenn er auch zu verschiedenen Zeiten wiederholt einwirkt, dem Organismus stets nur ganz bestimmte innere regulatorische Verrichtungen zur Wahrung seiner Selbstständigkeit zu Gebote stehen, daß also durch nochmalige Einwirkung der äußeren Krankheitsursache blos diejenigen antagonistischen Thätigkeiten, welche bereis gegen die Krankheit anstreben, in erhöhte Bewegung versetzt, gesteigert werden. Bei **quantitativer** V e r ä n d e r u n g der Krankheit — und eine solche ist die einfache Erhöhung — k ö n n e n s i c h a u c h d i e b e r e i t s t h ä t i g e n a n t a g o n i s t i s c h e n V o r g ä n g e n u r **quantitativ** v e r ä n d e r n; sie werden ebenfalls einfach erhöht.

Nun ist aber zu bedenken, daß diese durch die Bekämpfung des ersten störenden Eingriffs von ihrer anfänglichen Energie

mehr oder weniger eingebüßt haben, und deshalb einer erneuten Einwirkung derselben Krankheitsursache nicht mehr ihre volle Kraft entgegensetzen können. Auch besitzt der Organismus, wie natürlich, nur ein bestimmtes Maß von Reaktionsfähigkeit; und je stärker die Krankheit, desto mehr wird der Reservefond des Organismus angegriffen und erschöpft. Eine Truppenschaar, die bereits einen heftigen Angriff des Feindes auszuhalten hatte, wird einem verstärkten Angriffe um so schwieriger Stand halten, wenn sie auch mit verdoppelter Anstrengung demselben begegnet; ihre Kraft und Ausdauer wird mit jedem erneuten Andrange des Feindes schwächer, bis sie endlich ganz unterliegt. Ein Lastthier, dem man seine ohnehin schwere Last noch vermehrt, wird zwar seine letzten Kräfte zusammenraffen, aber trotzdem um so eher unter seiner Bürde zusammensinken. Ohnmacht durch Blutverlust läßt sich durch nichts weniger heilen, als durch nochmalige künstliche Abzapfung des Blutes, im Gegentheil wird die Wiederbelebung des Organismus dadurch nur erschwert oder unterdrückt.

Durch einfache Krankheitserhöhung wird also die natürliche Heilung, je nach dem Grade der ersteren, entweder erschwert oder ganz unmöglich gemacht, nie aber befördert oder da, wo sie nicht eingetreten wäre, hervorgerufen. Die Naturheilbestrebungen erhalten zwar einen quantitativen Zuwachs, allein die jedesmalige Zunahme ihrer Energie hält durchaus nicht Schritt mit dem sich gleichzeitig mehrenden Hinderniß, welches überwunden werden muß. Es wird bestimmten einseitigen Thätigkeiten des Organismus zuviel aufgebürdet; für sie, die bereits geschwächt sind, die Last noch erhöht, statt daß man sich bestreben sollte, die Last zu vertheilen.

Auf den Grundsatz **„Paria Paribus"**, eine gleiche Krankheit durch eine gleiche zu heilen, läßt sich folglich kein Heilverfahren gründen.

Dazu kommt noch, daß ein solches isopathisches Heilverfahren ganz unausführbar wäre, weil man in den meisten Fällen nicht Herr ist des äußeren Einflusses, der die Krankheit ursprünglich veranlaßt hat, ihn sehr oft nicht einmal kennt. Bei Hunds-

wuth könnte man wohl den Speichel des tollen Hundes einnehmen lassen, bei Syphilis den syphilitischen Eiter inoculiren, bei Vergiftungen das Gift noch einmal reichen, bei Verbrennungen das Glied derselben Hitze aussetzen u. s. w. Was aber soll man bei Masern, Scharlach, Lungenentzündung, Cholera, Ruhr, Keuchhusten, Wassersuchten, Lähmungen, Hautausschlägen u. s. w. anfangen, deren Ursachen man nicht kennt und nicht in der Gewalt hat? Soll man das Blut oder etwaige vorhandene Afterprodukte als Heilmittel zu Hülfe ziehen, z. B. Krusten und Borken gegen Hautausschlag, tuberkulösen Eiter gegen Lungentuberkulose, Krebsmasse gegen Krebs, gegen Geschwüre die von ihnen abgesonderte Jauche, gegen Cholera die reißwasserähnlichen Ausleerungen? Man müßte diese Stoffe dann als Träger der ihnen angehörigen Krankheitszustände betrachten, und würde völlig in die alte materielle Krankheitsanschauung von schlechten Säften, Schärfen im Blute, von einer materia peccans zurückgeworfen, der wir kaum erst glücklich entronnen sind.

Es ist also weder der Grundsatz „Paria Paribus", noch der „Contraria Contrariis" richtig. Zwischen „gleich" und „entgegengesetzt" liegt nur noch eine einzige Möglichkeit, nämlich „ähnlich", also in jedem Krankheitsfalle eine Arzneikraft als Heilmittel zu benutzen, deren primäre Wirkung auf den Organismus, Erstwirkung, der bestehenden Krankheit ähnlich ist.

Was ist ähnlich? — Man sagt: alle Eichbäume sind in ihrer äußeren Erscheinung einander ähnlich, ein Porträt ist einer Person ähnlich, zwei Geschwister sehen einander ähnlich, zwei Gegenden sind von ähnlichem Charakter, jedes Dreieck ist einem andern ähnlich, der innere Bau der Thiere ist dem der Menschen mehr oder weniger ähnlich; man spricht von ähnlicher Tracht, ähnlichen Sitten. — Dagegen kann man nicht sagen: zwei Personen haben ähnliche Größe, sind von ähnlichem Reichthum, von ähnlichem Alter, ähnlicher Muskelkraft, oder von ähnlicher Tapferkeit; man kann nicht sagen: zwei Berge sind ähnlich hoch, zwei Gegenstände sind von ähnlicher Schönheit.

Daraus geht klar und deutlich hervor, daß das blose Mehr oder Weniger noch durchaus keine Aehnlichkeit bedingt. In Be-

zug auf Mehr oder Weniger giebt es blos gleich oder ungleich; das quantitative Verhältniß zweier Gegenstände zu einander kann nie zur Aehnlichkeit werden, es giebt wohl ungefähr gleiche Größe, aber keine ähnliche Größe. Aehnlich schließt stets eine qualitative Beziehung der verglichenen Gegenstände in sich, es ist immer aus mehreren Gleichheiten und Ungleichheiten zusammengesetzt. Wenn man sagt: zwei Personen haben ähnliches Talent, so versteht man darunter: sie haben verwandtes Talent, sie sind beide z. B. Künstler; ähnliches Talent bedeutet aber nie den geringeren oder bedeutenderen Grad von Begabung. Man kann sagen: zwei Personen haben ähnlichen Charakter, aber nicht ähnliche Charakterfestigkeit. — Aehnlich bezieht sich also immer auf die Qualität, nie auf die Quantität. Aehnlich ist ein Gegenstand dem anderen, wenn er außer bestimmten gemeinschaftlichen Eigenschaften noch besondere für sich hat, die dem anderen fehlen.

Aehnlich ist sonach ein ziemlich weiter Begriff; zwei Gegenstände können sich in einer einzigen oft unwichtigen Beziehung ähnlich sein, in allen anderen aber von einander abweichen. Man sagt z. B.: zwei Menschen sehen sich insofern ähnlich, als sie blonde Haare und blaue Augen haben, wenn sie auch sonst ganz verschieden sind; oder: zwei Gegenden sind insofern ähnlich, als beide aus Berg und Thal bestehen.

Aehnlich ist ferner ein sehr relativer Begriff. Man sagt: zwei Menschen sind sich einander geistig oder körperlich völlig unähnlich; und doch sagt man wieder mit Recht: alle Menschen sind einander ähnlich. Der Standpunkt, von welchem die Vergleichung ausgeht, ist in diesen beiden Fällen ein verschiedener; im ersteren Falle vergleicht man die beiden Menschen nur unter sich, ohne Rücksicht auf andere Wesen, im letzteren Falle setzt man sie den anderen Naturkörpern gegenüber. — Ein Gegenstand kann also sehr verschiedenen anderen Gegenständen ähnlich sein, den einen mehr, den anderen weniger, den einen in dieser, den andern in jener Beziehung; dies ist natürlich eine unvollständige, einseitige Aehnlichkeit.

Es giebt aber auch eine allseitige, durchgängige Aehnlichkeit.

In dieser Beziehung ähnlich ist z. B. der menschliche Organismus bei den einzelnen Individuen; er ist bei allen dem Wesen nach derselbe, hat aber trotzdem bei jedem einzelnen noch besondere Eigenthümlichkeiten. Die Erfahrung lehrt dem entsprechend, daß ein und dieselbe Arzneikraft an zwei Personen nur ähnliche, nie ganz gleiche Wirkungen äußert. Gleich ist der menschliche Organismus sich nur an ein und demselben Individuum. — Ebenso ist jede Arzneikraft nur sich selbst gleich, jeder anderen ist sie in ihren Wirkungen höchstens ähnlich. Alle unorganischen Stoffe, die einzelnen Metalle, überhaupt die chemischen Grundstoffe, sowie deren Zusammensetzungen zu Säuren, Alkalien, Salzen, sind in ihren physiologischen Wirkungen nur sich selbst gleich. In der Thier- und Pflanzenwelt haben nur die Einzelwesen ein und derselben Gattung, z. B. Cantharіden, Moschus, Atropa Belladonna, Opium u. a. völlig gleiche Wirkungen.

Aus Alledem ergiebt sich erstlich, daß Krankheiten, die entweder von ein und derselben Arzneikraft an verschiedenen Individuen, oder an einem Individuum von verschiedenen Arzneikräften hervorgerufen werden, höchstens einander ähnlich, aber nie gleich sind. Gleich können sich nur zwei Krankheiten sein, die an einem Individuum von ein und derselben äußeren Kraft bedingt worden sind. Wenn man also zu einer bestehenden Krankheit an demselben Individuum eine ähnliche erzeugen will, so muß man nothwendig eine andere Kraft einwirken lassen, als die, welche jene Krankheit veranlaßt hat.

Zweitens folgt aus dem Vorhergehenden, daß, im weitesten Sinne genommen, eine Krankheit sehr vielen anderen ähnlich ist. Man nennt zwei Krankheiten ähnlich, insofern bei beiden Fieber, Durchfall, Erbrechen, Appetitlosigkeit, Schwäche u. a. zugegen sind. Diese Aehnlichkeit ist aber nur eine einseitige und untergeordnete; denn jene Erscheinungen, Fieber, Durchfall, Erbrechen u. s. w. können bei ein und demselben Individuum durch sehr mannigfaltige äußere Ursachen bewirkt werden, so z. B. Durchfall durch Erkältung, Magenverderbniß, Gemüthsbewegungen, durch viele Arzneikräfte, durch das Miasma der Cholera u. s. w., sie entspringen folglich aus sehr verschiedenen inneren

materiellen Vorgängen, die sich meistentheils auch durch anderweitige charakteristische Symptome zu erkennen geben.

Zwei allseitig und wesentlich ähnliche Krankheiten müssen aber von innig verwandten materiellen Vorgängen im Inneren des Organismus ausgehen, und demzufolge in ihren sämmtlichen charakteristischen Erscheinungen mit einander übereinstimmen. Die beiden äußeren Kräfte, welche diesen ähnlichen Krankheiten zu Grunde liegen, müssen sich in ihren physiologischen Wirkungen ebenso gleichen, wie der organische Bau bei allen Menschen wesentlich derselbe ist, aber bei jedem einzelnen noch seine Besonderheiten hat. — Ob die Einwirkung dieser beiden Kräfte dem Grade nach verschieden, stärker oder schwächer ist, das hat auf die größere oder geringere Aehnlichkeit ihrer Wirkungen keinen Bezug.

Das Verhältniß der beiden wesentlich ähnlichen Krankheiten zu einander läßt sich an dem Beispiele der Stereoskopen deutlich machen. Bei den Stereoskopen hat man ebenfalls zwei wesentlich ähnliche, aber doch nicht gleiche, identische Bilder vor sich, denn jedes derselben ist von einem etwas verschiedenen Standpunkte aufgenommen. Wegen ihrer wesentlichen Aehnlichkeit fallen aber die beiden Bilder im Centrum, im Gehirn, zusammen und verschmelzen deshalb für den Beschauer zu einem einzigen. Dieses einzige stereoskopische Bild ist eine Erweiterung der beiden Urbilder und wird dadurch plastisch. — Auch zwei Krankheiten müssen, wenn sie einander wesentlich ähnlich sein sollen, im Centralnervensysteme, im Gehirn, zusammentreffen; sie müssen deshalb in ihrem materiellen Grundvorgange, in ihrem Grundcharakter wesentlich übereinstimmen. Wenn sie diese Bedingung erfüllen, dann verschmelzen sie ebenso, wie die beiden stereoskopischen Bilder, zu einer einzigen Krankheit, und bilden alsdann ein einziges erweitertes Krankheitsbild.

Wenn also zu einer vorhandenen Krankheit eine zweite ihr wesentlich ähnliche hinzutritt, so entsteht dadurch keineswegs eine einfache Erhöhung der ersteren, keine blos quantitative Zunahme, vielmehr eine Erweiterung, eine qualitative Ausbreitung derselben;

es treten neue, aber doch mit den bestehenden innig verwandte krankhafte Veränderungen auf, ebenso wie bei zwei verschiedenen Individuen durch ein und dieselbe Arzneikraft theils beiden gemeinschaftliche, theils noch jedem besonders zukommende Krankheitserscheinungen hervorgerufen werden.

Der Organismus reagirt nun, wie natürlich, gegen den zweiten Eingriff. Es werden dadurch ebenfalls die bereits thätigen, aber unzureichenden Naturheilbestrebungen nicht blos **quantitativ erhöht**, sondern vielmehr **qualitativ erweitert**; es werden neue, aber verwandte organische Reaktionsthätigkeiten in Bewegung gesetzt. Dies muß nothwendig geschehen, weil zwischen der besonderen Beschaffenheit der Krankheit und der Eigenthümlichkeit der gegen diese gerichteten regulatorischen Thätigkeiten ein bestimmter von einem Gesetze ausgehender Zusammenhang besteht. — Wegen der innigen Verwandtschaft beider ähnlicher Krankheiten, der natürlichen und künstlichen, und der dadurch bedingten Verschmelzung zu einem einzigen Krankheitsbilde bleiben die durch letztere Krankheit neu angeregten organischen Gegenbestrebungen nicht auf diese beschränkt, sondern erstrecken sich vielmehr auch über die ursprüngliche Krankheit, vereinigen sich mit den schon bestehenden reaktiven Vorgängen und streben mit diesen vereint, den gesammten erweiterten Krankheitszustand aus dem Körper zu verdrängen.

Es fragt sich nun, ob auf diese Weise die Energie der Naturheilbestrebungen mehr wächst, als die Last, welche dieselben zu überwinden haben.

Um durch eine wesentlich ähnliche Arzneikrankheit eine Erweiterung der bestehenden Krankheit herbeizuführen, dazu gehört nicht nothwendig, daß die erstere Krankheit der letzteren dem Grade nach gleich sei; auch wenn erstere viel weniger stark und heftig ist als letztere, so verschmelzen doch beide zu einem einzigen erweiterten Krankheitszustande. Wir haben gesehen, daß es bei der Aehnlichkeit nicht auf das Quantum, sondern nur auf das Quale ankomme; die Erweiterung der Krankheit ist viel weniger ein quantitativer, als qualitativer Zuwachs. Auch durch

eine mäßig starke wesentlich ähnliche Arzneikrankheit wird deshalb eine Erweiterung der bereits aufgebotenen Naturheilbestrebungen bewirkt.

Es lehrt aber die Erfahrung, daß die Einwirkung einer Arzneikraft in geringer oder mäßiger Gabe leicht von dem Organismus beseitigt wird; ja wir sehen sogar, daß dieser in Folge einer solchen Einwirkung, nach dem Verschwinden der krankhaften Störung, sich erst zu den entgegengesetzten Erscheinungen hinüberbewegt, ehe jede Spur der Arzneikrankheit vorübergeht. Nach häufigem Gebrauche von Abführmitteln bleibt einige Zeit härterer Stuhlgang, Neigung zu Verstopfung zurück; nach der Schlafsucht des Opium entsteht ungewöhnliche Munterkeit. Die primäre Wirkung des Kampher ist verlangsamter Puls, allgemeine Muskelschwäche, Frost, Sinken der Nerventhätigkeit, kalter Schweiß; bevor das Gleichgewicht vollständig wiederhergestellt wird, zeigt sich oft gerade das Gegentheil dieser Erscheinungen: allgemeine Erregung, Wärmegefühl, warmer Schweiß, voller häufiger Puls. Es ist kein Grund anzunehmen, daß dieses Verhältniß nicht auch bei allen übrigen Arzneien stattfinde, wenn es auch bei den meisten deshalb weniger in die Augen fällt, weil bei den wenigsten wirkliche Gegensätze hervortreten.

Der Organismus bewegt sich also bei mäßiger Einwirkung einer Arzneikraft, gleich dem Pendel der Uhr, noch über den Ruhepunkt hinaus nach der entgegengesetzten Richtung hinüber; es ist ein Ueberschuß in dem Naturheilbestreben vorhanden, welcher über die eigentliche Aufgabe, die Arzneikrankheit zu beseitigen und den Normalzustand wiederherzustellen, hinausgeht. Diesen Ueberschuß muß man benutzen, um ihn auf die Krankheit, welche geheilt werden soll, zu übertragen.

Die Uebertragung wird nun durch die wesentlich ähnliche Arzneikrankheit vermittelt, indem diese mit der natürlichen Krankheit zu einem einzigen erweiterten Krankheitszustande verschmilzt. Ist eine Arznei in ihren physiologischen Wirkungen einer bestehenden Krankheit nicht wesentlich ähnlich, so berührt sie den Grundvorgang der letzteren nicht, trifft im Centralnervensystem

nicht mit derselben zusammen, und verschmilzt deshalb mit ihr nicht zu einer einzigen erweiterten Krankheit. Sobald aber diese Verschmelzung nicht eintritt, dann werden die gegen die Arzneikrankheit gerichteten Naturheilbestrebungen nicht auf die natürliche Krankheit übertragen, die gegen letztere gerichteten Naturheilbestrebungen erleiden keine qualitative Erweiterung, die natürliche Krankheit besteht folglich auch nach der Wiederausgleichung der Arzneikrankheit in ihrem Grundvorgange ungeheilt fort.

Die Hauptsache ist demnach, in jedem Falle die wesentlich ähnliche Arznei zu finden. Alsdann wird auch die Energie der Naturheilbestrebungen mehr erhöht, als die Last, welche dieselben zu überwinden haben, denn es treten neue noch ungeschwächte Reaktionsthätigkeiten auf, deren Ueberschuß an Kraft auf die natürliche Krankheit übergeht. Die Naturheilkraft erhält in Betreff der zu heilenden Krankheit eine Verstärkung. Sie wird durch das Hinzutreten einer wesentlich ähnlichen Arzneikrankheit und durch die dadurch entstehende Erweiterung der ursprünglichen Krankheit jedenfalls auch qualitativ ergänzt, die bestehenden regulatorischen Vorgänge vervollständigen sich, die Last wird mehr vertheilt.

Die Heilung einer Krankheit durch eine zweite, wesentlich ähnliche Arzneikrankheit beruht darauf, daß durch die zweite eine qualitative Erweiterung der gegen die erstere gerichteten natürlichen Heilbestrebungen des Organismus herbeigeführt wird, nicht blos eine quantitative Erhöhung.

Nach dem Grundsatze **„Similia Similibus“** oder besser **„Simillima Simillimis“** ist es also der Theorie nach möglich, die natürlichen Heilbestrebungen des Organismus dergestalt zu unterstützen, daß sie zur Beseitigung der Krankheit fähig werden, also künstliche Krisenbildung zu bewirken. —

Es fragt sich aber: ist ein solches Verfahren ausführbar? — Dazu gehört als nothwendige Bedingung, daß man für jeden vorkommenden Krankheitszustand mit Gewißheit eine wesentlich ähnliche Arzneikrankheit hervorzurufen im Stande ist.

Ob dieses möglich sei, darüber können uns die physiologischen Arzneiprüfungen im Verein mit den bekannten Vergiftungen den besten Aufschluß ertheilen. Soviel wir bis jetzt durch sie kennen gelernt haben, so ziehen die als Arzneien gebräuchlichen mineralischen, pflanzlichen und thierischen Körper äußerst mannigfache Krankheitszustände nach sich, welche wesentlich dieselben Eigenthümlichkeiten besitzen, wie die natürlichen Krankheiten: Es giebt chronische und akute Arzneikrankheiten, mit fieberhaftem Verlaufe und ohne Fieber, mit heftiger kritischer Entscheidung unter den gewöhnlichen Erscheinungen, Schweiß, Fieber, Durchfall, vermehrtem Urinabgang nach vorherigem Strikturzustande, aber auch mit sanftem, allmähligem Uebergange zu Gesundheit oder Tod. Man unterscheidet ferner bei Arzneikrankheiten oft ein stadium incrementi, acmes oder criseos, und decrementi, oder bei Entzündungen ein stadium congestionis, staseos und exsudationis. Akute heftige Entzündungen, z. B. durch Arsenik, Strychnin, Blausäure, Opium, bleiben sich bei verschiedenen Personen ziemlich gleich, geradeso wie sich Cholera, Blattern, Scharlach, Halsbräune u. dergl. in ihren Erscheinungen ziemlich gleich bleiben.

Ferner treffen wir bei den Arzneikrankheiten auf dieselben materiellen und pathologisch-anatomischen Veränderungen, wie bei den natürlichen Krankheiten. Magendie sagt in seinen Vorlesungen über das Blut (Th. II. S. 178.): „Der Brechweinstein verursacht rothe Hepatisation der Lunge." — Guersent (Enzycl. der med. Wissensch.) sagt: „Was die Chlordämpfe betrifft, so hat sich Bretonneau, obschon ein junger Chemiker von einer Art Croup befallen wurde, nachdem er nahe daran war, in einer Explosion dieses Gases zu ersticken, nicht gescheut, sie beim Croup zu versuchen, allein trotz einiger Erfolge hat er selbst darauf verzichtet, weil dieses Gas Lungenentzündung veranlaßt." — Es ist bekannt, daß Quecksilber Mundfäule und bei längerer Anwendung selbst Caries der Schädelknochen bewirkt. Die Phosphornekrose der Gesichtsknochen ist ebenfalls bekannt. An den Leichen der durch Schlangenbiß Getödteten hat man Erweichung des Rückenmarkes beobachtet. — Einem Manne starben alle jungen Kaninchen weg, und bei deren Sektion fan-

den sich in den Lungen und der Milz einzelne weißgelbliche Knötchen, ganz ähnlich den Tuberkelknötchen; als die Ursache erwies sich bei näherer Untersuchung, daß einer von den Kasten, unter welchen die Kaninchen hausten, früher zur Aufbewahrung von Kalk gebraucht worden und an den Wänden noch mit Kalk überzogen war. Das stimmt mit dem überein, was Stentzel (über die Gifte 1739) sagt, daß nämlich junge Frauenzimmer, welche den Kalk von den Wänden abkratzten und verzehrten, um nach der damaligen Mode blaß auszusehen, von Bleichsucht und Lungentuberkulose befallen wurden. — Wirkliche Krebsmasse hat man durch Arzneien noch nicht erscheinen sehen; ob es aber nicht Arzneien gebe, welche ähnliche Afterprodukte mit geschwänzten Zellen erzeugen können, das muß man wenigstens in Frage stellen. Es sind schon Vergiftungen vorgekommen, die man den Erscheinungen nach für heftig auftretende Cholera gehalten hat, z. B. durch Phosphor (Empoisonnement par la matière qui sert à confectionner les alumettes chimiques. Journ. de. Chim. med. p. 492).

Die Möglichkeit liegt also vor, gegen jede bestehende Krankheit eine wesentlich ähnliche Arzneikrankheit im Organismus zu erzeugen. Man darf dabei nie vergessen, daß die Arzneikrankheit nicht gleich, sondern nur ähnlich zu sein braucht; um Blattern, Wechselfieber, Cholera, Typhus, Syphilis nach dem Grundsatze Simillima Simillimis zu heilen, ist es nicht nothwendig, ein Arzneimittel zu besitzen, welches diese Krankheiten genau ebenso mit allen Eigenschaften, sondern nur wesentlich verwandte Krankheitszustände hervorruft. — Ob man für alle möglichen natürlichen Krankheiten einst eine wesentlich ähnliche Arzneikrankheit thatsächlich auffinden werde, darüber kann nur die Erfahrung und die fortwährende Prüfung neuer Arzneien Aufschluß geben; und wenn man bedenkt, daß der Begriff „Arznei" ein außerordentlich weiter ist und eine Menge von Stoffen einst zu Heilmitteln benutzt werden wird, von deren Wirkungen man jetzt noch nicht die entfernteste Kenntniß besitzt, dann wird man sich wohl hüten, einen voreiligen Schluß zu ziehen, für welche Krankheiten eine wesentlich ähnliche Arzneikrankheit möglich sei,

und für welche nicht. Eine Unzahl von Pflanzenstoffen ist noch völlig ungeprüft, eine Menge thierischer Körper wird man einst zum Heilen verwenden, die jetzt gänzlich unbekannt sind; viele unorganische noch ungeprüfte Stoffe werden in das Bereich der Heilkunst gezogen werden, man wird wahrscheinlich auch einst die Steinkohle, die Edelsteine als Heilmittel anwenden lernen.

Ein Heilverfahren nach dem Grundsatze „Similia Similibus" ist also in dieser Beziehung ausführbar. — Es ist aber nicht allein ausführbar, sondern sogar der einzig denkbare Weg, um die physiologischen Arzneiprüfungen in der That zur allgemeingültigen Grundlage der Heilwirkungen zu machen und vollständig auszubeuten.

Die physiologischen Arzneiwirkungen müssen uns in jedem Krankheitsfalle die Anhaltepunkte für die Wahl des Heilmittels bieten. Zu diesem Zwecke ist es nöthig, die Beschaffenheit der natürlichen und arzneilichen Krankheiten in bestimmte Verbindung zu bringen. Diese gegenseitige Verbindung ist bei der ableitenden Heilmethode so vag und unbestimmt, daß man ihr zu Folge recht gut jede beliebige physiologische Arzneiwirkung gegen jedwede Krankheit in Anwendung ziehen könnte. Nach dem Grundsatze „Contraria Contrariis" ist es unmöglich, die physiologischen Arzneiprüfungen in vollem Umfange auszubeuten, denn es giebt unzählige Krankheitszustände, bei welchen man keine Gegensätze für die Heilanzeige auffinden kann, weshalb denn auch neben dem Grundsatz „Contraria Contrariis" noch viele andere Heilmethoden in Gebrauch sind.

Es ist aber durchaus nöthig, sich an die Krankheitserscheinungen zu halten. Nur die genaue Beobachtung aller vorhandenen Krankheitserscheinungen durch Ausfragen, Besehen, Befühlen, Beklopfen und Behorchen giebt uns ein vollständiges Bild von dem jedesmaligen Krankheitszustande, und alle tieferen Schlüsse über das materielle Leiden des Kranken müssen auf den Ergebnissen dieser Beobachtung fußen. Auch die physiologischen Arzneiprüfungen und Vergiftungen liefern uns zunächst subjektive und objektive Krankheitserscheinungen, von welchen wir

dann rückwärts auf bestimmte innere materielle Vorgänge und Veränderungen schließen. Die Krankheitserscheinungen sind der äußere Abdruck des inneren materiellen Leidens.

Der Arzt muß also bei der Wahl des Heilmittels die beiderseitigen Erscheinungen, die der Krankheit und die der Arznei in gegenseitige Verbindung bringen. Die Beziehung entgegengesetzter Krankheitserscheinungen auf einander, nach dem Grundsatze „Contraria Contrariis", hat weder zu einer vollständigen Verwerthung der physiologischen Arzneiprüfungen noch zu einem wahren Heilverfahren geführt. Was bleibt demnach Anderes übrig, als gleichlautende Erscheinungen auf einander zu beziehen?

Und diese Verbindung gleichlautender Krankheitserscheinungen bedingt nothwendig den Grundsatz „Similia Similibus", und ist zugleich, wie wir gesehen haben, durchgängig ausführbar. Da nun die allseitige Anwendung der physiologischen Arzneiprüfungen unbedingt zu einem physiologischen Heilverfahren gehört, so offenbart sich schon hierdurch der Grundsatz „Similia Similibus" als ein wahrhaft physiologisches Heilgesetz.

Nur ein Punkt ist noch zu berücksichtigen, nämlich die Thatsache, daß ein und dasselbe Arzneimittel, zumal in mäßiger Gabe, auf verschiedene Individuen sehr verschiedenartig einwirkt. Dieser Thatsache zufolge scheint es, als ob der Arzt im Voraus gar nicht bestimmen könne, ob er durch eine Arznei einen dem vorhandenen Leiden ähnlichen Krankheitszustand wirklich hervorrufen werde, wenn auch diese Arznei an anderen, gesunden Individuen einen solchen Zustand erzeugt hat. — Dieser Knoten läßt sich aber leicht lösen: Unsere Kenntniß der physiologischen Wirkungen jeder Arznei darf sich, wie erwähnt, nicht auf einen einzigen von ihr beobachteten Fall beschränken; sie muß vielmehr alle an verschiedenen Personen vorkommenden Arten der Einwirkung umfassen; denn bei jedem Individuum entwickelt sich nur die Reihe von Symptomen, zu welcher dasselbe besonders disponirt ist. — Dasselbe findet aber überhaupt bei allen äußeren Krankheitsursachen statt. Ein und derselbe störende äußere Einfluß ruft bei verschiedenen Individuen verschiedenartige, we-

nigstens in der einen oder anderen Weise abweichende, Krankheitserscheinungen hervor. Die einzelnen Glieder einer Gesellschaft, welche sich derselben Erkältung ausgesetzt hat, zeigen am anderen Tage sehr vielfache Erkrankungsarten. Daß nun nach einem störenden äußeren Einflusse die einen Krankheitserscheinungen und nicht andere auftreten, beweist eine bestimmte Neigung des individuellen Organismus zu den ersteren; und wenn sich diese nur überhaupt unter den physiologischen Wirkungen einer bestimmten Arznei finden, so kann man darauf rechnen, daß an diesem Organismus wegen der besonderen vorherrschenden Neigung eben dieselben Krankheitserscheinungen und nicht andere zum Vorschein kommen werden. Das wird ebensogut geschehen, wie z. B. eine Person, die besonders zu Schnupfen, zu Katarrh, Zahnweh, oder zu rheumatischen Gliederschmerzen geneigt ist, bei vorkommender Erkältung, Gemüthsbewegung oder nach anderen Krankheitsursachen gern von diesen Uebeln befallen wird.

Um es also noch einmal zu wiederholen: ein Heilverfahren nach dem Grundsatze „Similia Similibus“ ist in jeder Beziehung ausführbar. —

Der logische Entwicklungsgang, durch welchen wir auf den Grundsatz „Similia Similibus“ hingeleitet worden sind, ist sonach kurz zusammengefaßt folgender:

Zur Kunstheilung reicht die Diät allein nicht aus; man braucht hierzu äußere Kräfte, welche die physiologische Einheit und Selbstständigkeit des Organismus irgendwie beeinträchtigen, d. h. den gesunden Menschen krank machen, die Arzneien. Ein Universalheilmittel für alle vorkommende Krankheitszustände ist nicht denkbar; folglich muß man zu erfahren trachten, welche Arznei für jeden einzelnen Krankheitsfall das wahre Heilmittel sei; der Heilwirkungskreis jeder Arznei muß erforscht werden. Alle früher eingeschlagenen Wege zu dieser Erforschung, der usus in morbis, die unorganische und organische Chemie, die Versuche an gesunden Thieren, sind unbrauchbar oder mangelhaft; der usus in morbis giebt die Heilkunst ganz in die Hand des blinden Zufalls. Dagegen bilden die Arzneiprüfungen an gesunden Menschen den allein zuverlässigen und allgemeingültigen Weg

zur Erforschung der eigenthümlichen arzneilichen Heilwirkungen; denn die Heilwirkungen der Arzneien beruhen auf den physiologischen Wirkungen, weil der kranke Organismus wesentlich derselbe ist wie der gesunde. Die physiologischen Arzneiwirkungen sind die nothwendige Grundlage eines physiologischen Heilverfahrens. — Wir haben ferner erfahren, daß sich der Organismus durch seine Reaktionsfähigkeit wesentlich von den unorganischen Körpern unterscheidet. Auf dieser Reaktionsfähigkeit, der Naturheilkraft, beruht jede Naturheilung; folglich muß auch jede Kunstheilung auf dieselbe gestützt werden, wenn dieselbe eine wirklich organische, also physiologische sein soll. Künstliche Krisenbildung ist die Aufgabe einer wahrhaft physiologischen Heilkunst. Daraus folgt, daß man das Heilverfahren auf die jeder arzneilichen Einwirkung folgende organische Gegenwirkung, auf die sogenannten Nachwirkungen der Arzneien, stützen müsse, nicht auf die primären oder Erst-Wirkungen. Ein physiologisches Heilverfahren kann nie darauf beruhen, daß man die künstliche Arzneikrankheit unmittelbar an die Stelle der natürlichen Krankheit setzt, sondern nur darauf, daß man durch die organischen Naturheilbestrebungen, welche jeder Arzneikrankheit folgen, eine günstige Rückwirkung auf die gegen die natürliche Krankheit gerichteten Naturheilbestrebungen auszuüben beabsichtigt. Alle bisher gebräuchlichen Heilmethoden wollen aber die künstliche Arzneikrankheit unmittelbar an die Stelle der natürlichen Krankheit setzen, so die antiplastische, ableitende, ausleerende, schweißtreibende, brustlösende, harntreibende, antipathische, adstringirende, excitirende, sedative Methode; sie sind also sämmtlich unorganisch, und nichts weniger als physiologisch. Der Heilgrundsatz „Contraria Contrariis“ ist ein völlig unorganischer. — Die Naturheilbestrebungen durch allgemeine und unmittelbare Kräftigung des Körpers energischer zu machen, ist nur durch diätetische Maßregeln ausführbar und reicht deshalb, wie die Diät überhaupt, zur Heilung nicht aus; man muß wiederum Arzneien zu Hülfe nehmen. Sodann müssen bei einem direkten Heilverfahren gerade die in jedem einzelnen Krankheitsfalle betheiligten besonderen Nervensphären einen unmittelbaren Zuwachs an

Reaktionsfähigkeit erhalten; das geschieht durch allgemeine Kräftigung des Körpers nicht. Wie werden nun die gegen eine Krankheit gerichteten Naturheilbestrebungen nach der jedesmaligen bestimmten Richtung hin unterstützt? Durch einfache Erhöhung der vorhandenen Krankheit nimmt stets die Last mehr zu als die Energie der Reaktionsthätigkeiten; und überdies ist der Grundsatz „Paria Paribus" gar nicht ausführbar. Dagegen werden durch das Hinzutreten einer wesentlich ähnlichen Arzneikrankheit zu einer bestehenden natürlichen Krankheit die gegen letztere gerichteten organischen Naturheilvorgänge qualitativ erweitert, und ihre Energie nimmt stets mehr zu als die Last, welche sie zu überwinden haben. Die Hervorrufung einer wesentlich ähnlichen Arzneikrankheit ist ferner in allen Fällen ausführbar, und sogar der einzig denkbare Weg, die physiologischen Arzneiprüfungen zur allgemeingültigen Grundlage der arzneilichen Heilwirkungen zu machen und vollständig auszubeuten. Der Grundsatz „Similia Similibus" ergiebt sich sonach als ein wahrhaft physiologisches Heilgesetz.

Auf diesem Heilgesetze beruht die **Homöopathie.** Sie ist, wie deutlich auseinandergesetzt, im Stande, die natürlichen Heilbestrebungen qualitativ zu erweitern und dadurch energischer und wirksamer zu machen. Und da künstliche Krisenbildung darin besteht, das zur Naturheilung unzureichende Reaktionsbestreben des Organismus in dem Grade zu unterstützen, daß es Herr über die Krankheit werde, so ist die Wirkung des homöopathischen Heilmittels in der That nichts anderes, als eine künstliche Krisis zur Genesung. Sobald die primäre Einwirkung des homöopathischen Heilmittels von dem Organismus überwunden ist und die durch dasselbe angeregten antagonistischen Thätigkeiten auf die natürliche Krankheit übergehen, beginnt der günstige Umschwung, der Uebergang zur Gesundheit. Die Homöopathie ruft also entweder die günstige Wirkung hervor, wo sie nicht erfolgt wäre, oder in Fällen, wo sie auch freiwillig eingetreten sein würde, beschleunigt sie dieselbe wenigstens und kürzt den gewöhnlichen Verlauf der Krankheit

ab. Die **Homöopathie** ist demnach ein wahrhaft organisches, **physiologisches Heilverfahren;** sie erzwingt nichts vom Organismus, dieser ist vielmehr selbst thätig bei der Heilung und verhält sich nicht blos leidend, wie bei den besprochenen bisherigen Heilmethoden. Die Kunstheilung durch Homöopathie beruht auf demselben Gesetze wie jede Naturheilung, auf dem physiologischen Antagonismus.

Was hier theoretisch durch logische Schlußfolgerungen bewiesen worden ist, das findet auch durch praktische Belege seine Bestätigung. Der homöopathische Grundsatz offenbart sich einestheils vielfach im gewöhnlichen Leben, anderntheils ist er unvermerkt, ohne als allgemeine Wahrheit erkannt zu sein, in die medizinische Wissenschaft eingedrungen und hat Einfluß auf die therapeutische Behandlung gewonnen.

Der Volksgebrauch, also der natürliche Instinkt der Menschen, hat öfters auf den Grundsatz „Similia Similibus" hingeführt. Erhitzung in Folge von raschem Gehen oder angestrengter Arbeit bei heißer Temperatur mildert man durch erhitzende Getränke, Kaffee, Schnaps, Rum; und die Meisten wissen recht wohl, daß kaltes Wasser, Eis, abgesehen von seinen anderweitigen Nachtheilen, die Körperhitze nur für den Augenblick hebt, nur momentan erquickt, nachträglich aber Hitze und Schweiß noch mehr hervortreibt. Man sieht öfter, daß die Leute bei Bewußtlosen einen angebrannten Schwefelfaden in der Nähe der Nase hin und her bewegen, also den Kranken dem Schwefeldampf aussetzen, der doch selbst Betäubung und Bewußtlosigkeit bewirkt; mancher Arzt mag freilich über diese Dummheit des Volkes mitleidig lächeln und während dessen mit gelehrter Miene Aderlaß anstellen, aber es fragt sich, wer dümmer ist, der Arzt oder das Volk. Es ist allbekannt, daß man einen Erfrorenen nicht in große Wärme bringt, sondern in Schnee einhüllt und mit Schnee wäscht. Rettig genießt man mit Salz, obwohl derselbe ohnehin einen scharfen Geschmack besitzt, und man bestreut dagegen die von Natur süße Melone oder Apfelsine mit Zucker, statt umgekehrt den Rettig mit etwas Mildem, die süßen Früchte mit etwas Saurem zu mischen.

Noch viel einheimischer ist das homöopathische Verfahren in der medizinischen Wissenschaft; fast tagtäglich, kann man sagen, üben die Aerzte unbewußt den Grundsatz „Similia Similibus“ aus: Schon längst haben ältere Aerzte, wie John Hunter, Sydenham, Heister, erkannt, daß man Verbrennung nicht durch kaltes Wasser, sondern durch erhitzende Mittel, Weingeist, Terpentin, am rascheften und sichersten heile, daß kaltes Wasser wohl die Schmerzen eines verbrannten Gliedes augenblicklich lindere, nachträglich aber die Entzündung steigere und die Schmerzen erhöhe. — Es ist ein anerkannter Grundsatz in der Behandlung der Geisteskranken, daß man fixe Ideen nie durch Widersprechen bekämpfen solle, indem man dadurch die Irren nur aufregt und in ihrem Wahne befestigt. — Die Schutzpockenimpfung beruht auf dem homöopathischen Grundsatze; die Kuhpocken sind eine den Menschenblattern ähnliche Krankheit und tilgen deshalb die Anlage zu letzteren. — Bei Ohnmacht wenden manche Aerzte Schwefeläther auf Zucker getröpfelt an, obwohl dieses Mittel sehr rasch Bewußtlosigkeit erzeugt. — Quecksilber ist das wichtigste Heilmittel der Syphilis, und doch ist bekannt, daß es bei Gesunden Entzündung, Geschwulst und Geschwüre des Rachens, Mundfäule, Anschwellung und Schmerzhaftigkeit der Lymphdrüsen, Entzündung der Knochenhaut, heftige nächtliche Knochenschmerzen, Auftreibung des Knochens, Osteosclerosis, Knochenfraß, langwierige Hautausschläge, Verstandesschwäche, allgemeine Kachexie hervorruft, — Zustände, welche die Hauptsymptome der konstitutionellen Syphilis ausmachen. Die Aerzte wissen auch, daß der Merkurialismus der Syphilis sehr ähnlich sieht und oft sogar mit dem Namen Pseudo-Syphilis bezeichnet wird. Die spezifische Heilwirkung des Quecksilber bei Syphilis ist folglich eine homöopathische. — Rhabarber wird von manchen Aerzten in kleinen Dosen gegen Durchfall der Kinder gerühmt, obwohl es selbst Durchfall bewirkt.

Geh. Medizinalrath Wendt in Breslau sagt (Rust's Magazin X. 2. S. 225.): „Der Umstand, daß der Stechapfel als Gift die nachtheiligsten Wirkungen im Geschlechtssystem hervorruft, und als Heilmittel die Krankheitsformen hebt, welche aus

mannigfaltigen Störungen dieses Systemes entstehen, ist unstreitig eine homöopathische Erscheinung, die uns insofern nicht befremden darf, als ein homöopathisches Gesetz für die Wirkung der Heilmittel unläugbar vorhanden ist."

Chlorgas bewirkt, wie in Oesterlen's Arzneimittellehre zu lesen ist, auf der Haut Jucken, Papeln, Bläschen, und wird von den Aerzten vielfach bei chronischen Hautausschlägen mit gleichzeitigem Jucken und Brennen angewandt; es vermehrt die Sekretion der Bronchialschleimhaut, und gilt als Heilmittel gegen Blennorhö der Bronchien. — Nux vomica bewirkt bekannter Maßen Starrkrampf, und ist zugleich als Heilmittel gegen Starrkrampf in Gebrauch. — Die Erstwirkung des Kampher soll in Verlangsamung des Pulses, allgemeiner Muskelschwäche, verminderter Körperwärme, kalten Schweißen, Depression des Gehirns und Rückenmarks bestehen, und die Arzneimittellehren empfehlen den Kampher bei großem Kräfteverfall, Herabdrückung der Nerventhätigkeit, bei Typhus mit dem Charakter des Stupor. — Sämmtliche Kupferpräparate bewirken Konvulsionen, selbst wiederholte epileptische Anfälle, und Kupfer ist ein bekanntes Mittel gegen Epilepsie. — Bilsenkraut ruft Verstandesverwirrung, Wahnsinn, Raserei, Konvulsionen hervor, und wird längst gegen Manie und Epilepsie angewandt. — Jod ist ein gebräuchliches Heilmittel bei chronischen Hautausschlägen, bei Impetigo scrophulosa und venerea, Prurigo, Psoriasis, Herpes exedens, und bewirkt auch an Gesunden ähnliche Hautausschläge. — Der heftigste seit 16 Stunden währende Brechdurchfall, Cholera sporadica, wurde durch Ipecacuanha wie durch Zauber geheilt (C. G. Neumann, von d. Krankh. der Menschen, Berlin 1836, 2. Aufl. Bd. I. S. 318.); und daß Ipecacuanha bei Gesunden flüssige Durchfälle und Erbrechen bewirkt, ist eine Thatsache, die nicht erst bewiesen zu werden braucht.

Magendie sagt in seinen Vorlesungen über das Blut (Th. II, S. 142.): „Der Brechweinstein, in die Venen eines Thieres injicirt, verursacht das, was die Pathologen Gastroenteritis nennen, und eine Pneumonie." Nun ist bekanntlich Brech=

weinstein eins der wichtigsten Mittel gegen Pneumonie, sowie gegen entzündliche Zustände des Darmkanals und Bauchfells. — Der Brechweinstein wird ebenfalls gerühmt bei Entzündungen der membranösen Umhüllungen des Gehirnes, und Récamier (Orfila, Toxicologie, übersetzt v. O. B. Kühn I. 391.) beobachtete einen Vergiftungsfall durch Brechweinstein, wo gerade die Entzündung der Gehirnhäute unter die eklatantesten Erscheinungen des Sektionsbefundes gehörte. — Magendie sagt ferner (Vorlesungen über das Blut, S. 178.): „Der Brechweinstein hat die Koagulation des Blutes nicht verhindert, und er scheint folglich geeignet, den Lungenkreislauf zu bethätigen und die rothe Hepatisation der Lunge zu zertheilen. Doch verursacht er selbst diese Hepatisation, wie ich vor längerer Zeit in einer Abhandlung über die Wirkungen dieser Substanz bemerkt habe."

Asa foetida ist ein bekanntes Heilmittel bei Hysterie, und Joerg (Materialien zu einer künftigen Heilmittellehre S. 383.) sagt: „Wer aber noch nicht über das Contrarium Contrario hinaus ist, wird erschrecken, daß die Asa foetida in der Hysterie soviel gebraucht worden ist, da sie doch eine ähnliche Krankheit erzeugt."

Es ist durch Vergiftungsgeschichten hinlänglich bekannt, daß Belladonna Gehirnentzündung hervorrufe, und Dreyssig (Handwörterb. Bd. III. Th. I. S. 386.) will sie mit großem Nutzen bei einer Gehirnentzündung gegeben haben, sowie Hunnius (Hufeland's Journ. Bd. XXII. St. 4. S. 64.) versichert, daß Belladonna in der Gehirnhöhlenwassersucht alle 2 Stunden zu $\frac{1}{8}$ gr. gereicht, schnelle Hülfe geschafft habe. — Trousseau und Pidoux sagen in ihrem Traité de Thérapeutique von der Wirkung der Belladonna: „Mehrere Versuche bestätigten die Wirksamkeit der Belladonna in gewissen Geistesverwirrungen; schon die Analogie lehrt uns diese Arznei in genannter Krankheit anzuwenden, weil sie an Gesunden eine vorübergehende Narrheit hervorbringt; denn die Erfahrung lehrt, daß eine große Zahl von Krankheiten durch Mittel geheilt werden, welche in den Organismus eingeführt wie die Krankheitsursache des zu heilenden Uebels wirken." — Selle (Arnemann's Arzneimittell. 6. Aufl. Götting. 1819. S. 293.) heilte mit Belladonna eine

Sprachlosigkeit, die nach einem apoplektischen Anfalle zurückgeblieben war, und Stimmlosigkeit ist in vielen Fällen nach Belladonna beobachtet worden (Smith, Journ. de. Chim. med. Décembr. 1827; Brandes Arch. XXVIII. S. 52.).

Kampher erregt Blutflüsse aus Nase, Ohren, Nieren und Uterus (Sundelin, Handb. d. speziellen Arzneimittell., 2. Aufl. 1832, S. 146; — Paulus, Taschenwörterb. der Mat. med. 1842, 1. Abth. S. 187.); G. A. Richter aber empfiehlt den Kampher gegen Hämorrhagien (ausführl. Arzneimittell. Bd. III. S. 378.), und Ettmüller heilte mit demselben eine gefährliche Metrorrhagie (Hufeland Journ. Bd. VII. St. 2. S. 181.). — Neumann sagt: „Ausgemacht ist, daß der Kampher Schweiß erregt; gleichwohl sehen wir bei Menschen, die an akutem Rheumatismus leidend, ohne Erleichterung zerfließen, diesen Schweiß aufhören, sobald sie Kampher nehmen“; und an einer anderen Stelle: „Die Wirkung ist sicher, der gewaltige Schweiß und das Fieber mäßigen sich fast auf der Stelle, das größte diaphoretische Mittel mindert die Diaphoresis (vergleich. Bemerk. üb. d. gebräuchl. Arzneimittel, S. 156, 157, 159; spez. Path. u. Therap. 2. Aufl. Bd. I. S. 106 u. 797.). Greiner empfiehlt den Kampher gegen kolliquative Schweiße (d. rheumat. Krankh. 1841, S. 151.). — Schmucker rühmt den Kampher als Prophylacticum der Wasserscheu (Schneider's Wahrnehmungen aus d. Wundarzneikunde Bd. II. S. 114.), Selle macht ihn zum Ingredienz seiner Potio antilyssa, G. A. Richter bemerkt, daß er in der symptomatischen Wasserscheu ganz besonders viel zu versprechen scheine (ausführl. Arzneimittell. Bd. III. S. 375.), und Alix will durch den Kampher eine ausgebrochene Wasserscheu geheilt haben (Obs. chir. Fasc. III. p. 177; C. Krügelstein, d. Geschichte der Hundswuth S. 555.). Brumwell aber erzählt, daß ein Hund nach Kampher Zeichen der Hydrophobie bekommen habe (Med. observ. and inquir. Vol. VI. p. 229.). Die Thiere, bei welchen Carminati und Menghini mit Kampher experimentirten, ließen bald Taumel, bald Wahnsinn, Betäubung, Angst, Röcheln, Seufzen, Schreien, Schaum vor dem Munde, Schluchsen, Zittern, Konvulsionen, selbst Epilepsie bemerken (Mur-

ray appar. med. Gött. 1787. Vol. IV. p. 475, 480, 487, 504, 517, 519.). Pereira erwähnt, daß Kampher in Oel aufgelöst und Hunden beigebracht, tetanische Konvulsionen erzeugt habe (Mat. med. übers. v. Behrend 1839, Bd. II. S. 258.).

Heilungen von Starrkrämpfen mittelst der innerlich gereichten Cantharides findet man in allen Handbüchern der Arzneimittellehre aufgeführt, und die durch Cantharides verursachten Vergiftungen zeigen auf der anderen Seite, daß vielfache krampfhafte und tetanische Zustände dieselben begleiten. — Cantharides sind auch bekannt als Heilmittel in der Hundswuth, sie sind sogar ein Volksmittel gegen dieselbe, und mehrfache, in neuerer Zeit durch Rust, Axter, Neumann beglaubigte Thatsachen bestätigen diese Erfahrung. Dagegen erzählt Orfila zwei Vergiftungen mit hydrophobischen Erscheinungen, welche durch Cantharides hervorgebracht worden waren; Sundelin erklärt diesen Heilvorgang dadurch, daß die Cantharides hier den krankhaften Zustand überböten. — Ammon erzählt in Hecker's Annalen (Bd. IV. S. 400.) einen Fall von Tripper, der durch Cantharides erzeugt wurde, und Cantharides gelten in allen Handbüchern als Heilmittel gegen Tripper.

Wer Zeit und Mühe daran wenden will, der kann aus älteren und neueren medizinischen Schriften unzählige derartige Fälle sammeln; in Hahnemann's Organon der Heilkunst finden sich zahlreiche Beispiele aufgezählt. — So außerordentlich häufigen Beobachtungen kann weder Zufall noch Täuschung einiger Aerzte zu Grunde liegen; es sind ja überdies Beobachtungen allopathischer Aerzte, welche keine Veranlassung hatten, durch irgend welche vorgefaßte Meinung zu irrigen Schlüssen und übertriebenen Behauptungen verleitet zu werden. Die aufgeführten Beispiele genügen deshalb vollkommen, um zu beweisen, daß ein allgemeingültiges Gesetz bestehe, aus welchem diese Uebereinstimmung zwischen den physiologischen Wirkungen und den spezifischen Heilwirkungen der Arzneien entspringe. Dieses Gesetz kann kein anderes sein als das homöopathische, Simillima Simillimis curantur.

Man erkennt durch diese aufgezählten Beispiele allerdings,

daß die Aerzte sehr häufig richtig beobachtet und wahrheitsgetreue Thatsachen in die Heilkunst eingeführt haben; aber natürlich sind sie nur durch Zufall, nicht durch logische Schlußfolgerungen zu diesen Beobachtungen gelangt, und können sich deshalb keine Rechenschaft darüber geben, warum dies oder jenes Mittel in bestimmten Krankheitszuständen heilsam sein müsse. Alsdann sind diese Beobachtungen selten genau, nie erschöpfend, sodaß man in der Anwendung der bekanntesten Heilmittel nicht noch vielfältigen Täuschungen ausgesetzt wäre.

Alle die mit der Zeit aufgefundenen richtigen Erfahrungen behält die Homöopathie bei, und führt sie auf ein gemeinschaftliches Gesetz zurück. Sie bringt also die Aerzte zu klarem Bewußtsein ihrer Handlungsweise, und liefert zugleich den richtigen Maßstab, um jede unwahre Behauptung, deren sich unzählige in die Heilkunst eingeschlichen haben, von den wahren zu scheiden, denn sie besitzt als Prüfstein der wahren Heilwirkung die Uebereinstimmung der physiologischen Arzneiwirkungen mit dem zu heilenden Krankheitszustande.

Durch den homöopathischen Grundsatz wird ferner Zusammenhang in die verschiedenen Heilwirkungen jeder Arznei gebracht, während dieselben bisher zusammenhanglos an einander gereiht waren als blose Erfahrungssätze, wahre und falsche beliebig durcheinander. So stehen z. B. die Heilwirkungen des Opium bei Starrkrampf und bei Säuferwahnsinn verbindungslos neben einander, ohne daß man bisher ein Mittelglied zwischen beiden kannte; desgleichen die Heilwirkungen der Canthariden bei Tripper, chronischen Hautaffektionen, Psoriasis, Lepra, bei Wasserscheu, Keuchhusten. Die Aerzte wußten nicht, woher es komme, daß das erste Tonicum, China, zugleich ein spezifisches Heilmittel gegen Wechselfieber sei; und sie ließen sich diese Unkenntniß ruhig gefallen, ohne zu fühlen, daß dieselbe nicht in der Ordnung sei. — Die Homöopathie bringt innigen Zusammenhang in alle diese Heilwirkungen; sie legt ihnen einfach die physiologischen Arzneiprüfungen und das Gesetz „Similia Similibus“ zu Grunde.

Noch andere Räthsel und scheinbare Widersprüche in den

bisherigen Arzneimittellehren werden durch den homöopathischen Grundsatz aufgehoben. So behaupten die allopathischen Aerzte, viele Arzneien wirkten in großen Gaben anders als in kleinen; dieser Irrthum ist daraus hervorgegangen, daß man die physiologischen Arzneiwirkungen viel zu wenig kannte, um den allmähligen Entwicklungsgang einer Arzneikrankheit von kleineren zu immer größeren Gaben beurtheilen zu können.

Ferner sollen nach der Behauptung der Aerzte viele Arzneien auf den gesunden Organismus anders wirken als auf den kranken, ein Widerspruch, der durch die Verwechslung der physiologischen Wirkungen mit den Heilwirkungen der Arzneien entstanden ist. Das homöopathische Heilgesetz erklärt es, warum ein Arzneimittel scheinbar tonisch und antiplastisch zugleich wirkt, wie z. B. Arsenik, welcher von manchen Aerzten als Antiplasticum, von anderen als Tonicum aufgezählt wird. Die furchtbar antiplastische Wirkung des Arsenik, als seine physiologische Wirkung, macht dies Mittel nach dem Grundsatz „Similia Similibus“ gerade besonders fähig, bei höchst kachektischen Zuständen eine auffallend tonische Heilwirkung zu entfalten; je antiplastischer die physiologische Wirkung einer Arznei ist, um so tonischer ist seine Heilwirkung.

Die Homöopathie zeigt endlich, woher es komme, daß viele Aerzte als Contraindication gegen die Anwendung eines Arzneimittels bestimmte Krankheitssymptome hervorheben, deren Vorhandensein von anderen gerade als Indication betrachtet wird. Die ersteren Aerzte fürchten, eine Krankheit werde durch eine Arznei, deren physiologische Wirkungen dieser Krankheit ähnlich seien, gefährlich verschlimmert; die letzteren Aerzte dagegen halten sich blos an die Thatsache, daß dieser Krankheitszustand erfahrungsgemäß gerade durch die gefürchtete Arznei geheilt wurde; wie es nach dem Grundsatze „Similia Similibus“ nothwendig geschehen mußte, sie handeln also unbewußt homöopathisch.

Verschiedene ältere und neuere allopathische Aerzte haben die Wahrheit des Grundsatzes „Similia Similibus“ schon geahnt und ausgesprochen. So sagt schon Paracelsus über spezifische Mittel, es sei eine verkehrte, von Galen aufgestellte Regel, Arz-

neien zu geben, welche eine der Krankheit entgegengesetzte Wirkung haben; man sollte Mittel geben, welche ihr ähnlich wirken. —

Basilius Valentinus sagt in seinem Werke „de Microcosmo", Aehnliches sei durch Aehnliches zu entfernen, und nicht durch Entgegengesetztes, Hitze durch Hitze, Kälte durch Kälte 2c.

Der berühmte Arzt Stahl sagt (Jo. Hummelii Commentatio de Arthritide etc. Buedingae 1738. 8. p. 40—42.): Ganz falsch und verkehrt sei die in der Heilkunst angenommene Regel, man müsse durch entgegengesetzte Mittel (Contraria Contrariis) kuriren, er sei im Gegentheil überzeugt, daß durch ein, ähnliches Leiden erzeugendes Mittel (Similia Similibus) die Krankheiten weichen und geheilt werden, — Verbrennungen durch Annäherung ans Feuer, erfrorene Glieder durch aufgelegten Schnee und das kälteste Wasser, Entzündungen und Quetschungen durch abgezogene Geister, und so heile er die Neigung zu Magensäure durch eine sehr kleine Gabe Vitriolsäure mit dem glücklichsten Erfolge, in den Fällen, wo man eine Menge absorbirender Pulver vergeblich gebraucht habe.

Dr. Kämpf bemerkt in seinem Buche de Infarctis, daß es Umstände gebe, unter denen verhältnißmäßig höchst kleine Arzneidosen zum Mirakel Großes wirken, und viel Aehnlichkeit mit der Methode habe, wo die üblen Folgen von Kälte und Hitze durch Eis und Feuer, und durch Schrecken erregte Epilepsie und Wahnwitz durch Schrecken kurirt werden.

Viele Aerzte der neueren Zeit fordern dringend auf, mit allem Eifer dahin zu streben, daß mehr und mehr Specifica in die Heilkunst eingeführt würden; sie bedenken aber nicht, daß die spezifischen Heilwirkungen nothwendig auf den physiologischen Wirkungen der Arzneien beruhen, und kommen nicht auf den Gedanken, ob sie nicht durch die Auffindung eines allgemeingültigen Gesetzes planmäßig und mit Bewußtsein neue Specifica auffinden könnten, am wenigsten aber ahnen sie, daß die spezifische Heilwirkung nach dem Grundsatze „Similia Similibus" zu Stande komme.

Rud. Virchow hat ebenfalls eine Aeußerung gethan, die

nahe an die Homöopathie streift; er sagt (Handb. der spez. Path. u. Ther. S. 354.): „In der Hoffnung, durch einen neuen Fermentkörper die Organisationsrichtung der Geschwulstbildung zu alterniren, wendete zuerst Alquie bei Lippencancroid Cancermaterie an.“ — „Nichtsdestoweniger dürfte es eine wichtige Frage sein, ob nicht in der That die spezifischen Fermentkörper, welche die einzelnen Geschwülste produziren, durch die Einbringung eines anderen, stärkeren Körpers ähnlicher Art, welcher jedoch der Behandlung zugänglicher ist, unterdrückt werden können.“ — In diesem Satze predigt Virchow in der That nichts anderes als den homöopathischen Grundsatz „Similia Similibus“, nur in etwas gelehrt-schwülstiger Art.

Desgleichen sagt Virchow (Vorwort z. spez. Path. u. Therap. S. VII.): „Emancipiren wir die deutsche Medizin von diesem Alp der Schulen und Schülchen, die doch nur solange bestehen können, als die gesunde Empirie noch nicht thatsächliches Material in genügender Menge gesammelt hat, um das für Alle gültige Gesetz konstruiren zu können.“ — Ferner sagt er (Handb. der spez. Path. u. Therap. Bd. I. S. 25.): „Die Kunstheilung ist weder, wie die physiologische Schule glauben machen möchte, mit der Naturheilung durchaus identisch, noch, wie die empirischen hervorheben, ihr entgegengesetzt.“ — Sie ist demnach entweder anders oder ihr ähnlich; anders ist freilich ein weiter Begriff, mit dem man nicht viel gewinnt. Die Kunstheilung durch die Homöopathie ist auch mit der Naturheilung weder identisch, noch ihr entgegengesetzt, sie ist ihr ähnlich; warum hat sich Virchow die eine Möglichkeit „ähnlich“ nicht etwas genauer angesehen?

Virchow ist überhaupt in verschiedenen Aeußerungen, auf Deutsch gesagt, um die Homöopathie herumgegangen, wie die Katze um den heißen Brei. Er nimmt eine durchlaufende Lebenskraft im Organismus an, unter deren Einfluß die Molekularkräfte stehen, damit räumt er ein, daß der kranke Organismus wesentlich derselbe ist wie der gesunde, und daß die physiologischen Arzneiwirkungen die Grundlage der Heilwirkungen sein müssen; er bespricht die regulatorischen Einrichtungen im

Organismus, erkennt also den physiologischen Antagonismus an, und zwar können diese regulatorischen Einrichtungen vermöge der durchlaufenden Lebenskraft in den einzelnen Gebieten unseres Körpers nicht örtlich beschränkt sein und ohne gegenseitigen Zusammenhang bestehen, sie müssen vielmehr sämmtlich aus einem gemeinschaftlichen Gesetze entspringen; er hofft ferner auf ein allgemeingültiges Heilgesetz; er behauptet, daß die Kunstheilung der Naturheilung weder gleich noch entgegengesetzt sei, spricht von Heilung durch Einbringung eines ähnlichen Fermentkörpers, — und trotz alledem übersieht er ganz und gar, daß die Homöopathie alle diese Bedingungen in sich vereinigt, daß der Grundsatz „Similia Similibus" das für Alle gültige Heilgesetz ist. —

Es ist früher dargethan worden, daß zwischen Geist und Körper ein inniges Wechselverhältniß besteht; geistige Thätigkeit und geistige Störungen wirken auf den Körper zurück, vieles Denken macht hungerig und müde, Gram, Aerger, Schreck hat die bedeutendsten körperlichen Nachtheile im Gefolge; umgekehrt wirkt körperliches Unwohlsein zurück auf Geist und Gemüth, Unklarheit des Geistes, Gedächtnißschwäche entwickeln sich im Gefolge körperlicher Krankheiten, und Gemüthsstörungen sind ein häufiger Begleiter der letzteren. Bei diesem innigen Zusammenhange zwischen Geist, Gemüth und Körper muß nothwendig ein allgemeines Gesetz, welches für den einen Theil gültig ist, auch für den anderen gelten.

In der Diät sind die Vorschriften für Geist und Körper wesentlich dieselben: übertriebene Anstrengung schadet dem Geiste ebenso gut, wie übermäßige Thätigkeit dem Magen oder den Lungen; deshalb ist Ruhe des Geistes und Gemüthes für die Diät ebenso wichtig, als Ruhe des körperlich leidenden Theiles, der Gelenke, Lungen, des Herzens, der Augen u. dergl. Regelmäßige Lebensweise in Bezug auf geistige Arbeiten ist für das Wohlsein und Gedeihen ebenso nothwendig, wie Regelmäßigkeit im Essen und Trinken; kurz vor Schlafengehen noch angestrengt geistig zu arbeiten ist ebenso wenig naturgemäß, als unmittelbar vor demselben reichliche Mahlzeiten zu halten.

Ein allgemeines Heilgesetz muß demnach für die Krankheiten des Geistes und Gemüths ebenso gültig sein wie für körperliche Krankheiten; und ein Verfahren, welches für die einen falsch ist, muß auch für die anderen falsch sein.

Wir haben dies bereits bei der Besprechung der bisherigen Heilmethoden nachzuweisen gesucht. In Betreff der ableitenden Methode führten wir folgendes Beispiel an: „Es gleicht die Ableitungskur sehr dem Kampfe der Patrizier und Plebejer: Sobald nämlich ein äußerer Feind den römischen Staat bedrohte, verstummte der innere Zwist vor der allgemeinen Gefahr; und die Patrizier mögen wohl manches Mal einen äußeren Krieg angefacht haben, um sich vor den steten Forderungen der Plebejer zu schützen und Ruhe im Inneren herzustellen. Allein der innere Krebsschaden wurde dadurch nicht geheilt; der Grund zur Unzufriedenheit der Plebejer war ebenso wenig getilgt, wie der innere Grund einer Krankheit durch ein beliebiges Ableitungsmittel. Sobald also der Krieg zu Ende war, so tauchten auch die inneren Streitigkeiten mit derselben Beharrlichkeit wieder auf, und das alte Lied fing von vorn an."

Es ist überhaupt eine mißliche Sache, eine krankhafte Gemüthsstimmung durch anderweitige Eindrücke von ihrem Gegenstande ableiten zu wollen, z. B. Gram durch Zerstreuung, Reisen. Tiefer Gram nistet so fest, daß jedes andere Interesse verloren geht. Der davon Befallene ist meist für alles Andere gleichgültig, die äußeren Erscheinungen, schöne Gegenden, Gemälde, machen keinen Eindruck auf ihn, das Neue reizt ihn nicht; jedes ableitende Gespräch führt er auf seinen Gram zurück, aus jeder Unterhaltung saugt er Nahrung für seine besondere Gemüthsverfassung. Regelmäßige Berufsthätigkeit ist bei Gram allerdings zweckmäßig, wenn der Mensch sich dazu aufraffen kann; aber sehr oft vermag er dies nicht, oder er wird durch die Arbeit übermäßig angestrengt, weil er einen steten Zwang auf sich ausüben muß und seine trüben Gedanken fortwährend die Berufsthätigkeit durchkreuzen und lähmen. Der verhaltene Gram bricht auch leicht wieder in verstärktem Maße durch, bis er endlich durch die Zeit gelindert und ganz geheilt

wird. — Der Mensch gleicht hierin den Geisteskranken, welche an einer fixen Idee leiden. Solche Kranke heilt man nicht dadurch, daß man ihre Aufmerksamkeit auf andere Gegenstände zu richten und ihnen ihre krankhaften Ideen vergessen zu machen sucht; es geschieht eben nicht, die fixe Idee bricht stets wieder durch, sie ist der Mittelpunkt, um den sich ihr ganzes Denken dreht.

Die ableitende Methode ist freilich im Gebiete des Geistes und Gemüths nicht mit den Nachtheilen verbunden, wie bei körperlichen Krankheiten; die Ableitungsmittel, Beschäftigung, Berufsthätigkeit, Reisen u. s. w. sind keine gefährlichen krankmachenden Einflüsse wie Blasenpflaster, Fontanell, Glüheisen, und den Vortheil hat allerdings die Ableitung, daß der krankhaften Gemüthsstimmung weniger Nahrung zugeführt wird, als wenn der Mensch sich derselben willenlos überläßt. Die geistige Ableitung ist sonach brauchbarer und nützlicher als die körperliche, aber sie hebt doch nie den inneren Grund der Geistes- oder Gemüthsstörung, ihr Vortheil ist deshalb nur ein mittelbarer und langsamer.

Das Heilgesetz „Contraria Contrariis“ ist, wie wir gesehen haben, in Bezug auf körperliche Krankheiten durchaus falsch; es ist ebenso gut in Betreff des Geistes und Gemüths unrichtig und unphysiologisch, eine krankhafte Gemüthsstimmung wird durch Aufdringung der entgegengesetzten noch viel weniger beseitigt, als durch Ableitung und Zerstreuung. Man macht Keinem seinen Gram dadurch vergessen, daß man ihn in heitere, ausgelassene Gesellschaft bringt, wo gespielt, gelacht, getanzt wird; die Ausgelassenheit widert den Trübsinnigen an, die Heiterkeit Anderer macht es ihm um so fühlbarer, daß er nicht heiter sein kann, und er fühlt sich um so vereinsamter. Ebenso wenig wird ein melancholischer oder hypochondrischer Mensch durch stete Ermahnungen von seinem Trübsinn und seiner krankhaften Aengstlichkeit befreit. Man mag einen Hypochondrist durch die schlagendsten Gründe von der Grundlosigkeit seiner Befürchtungen, von der Uebertriebenheit seiner Aengstlichkeit zu überzeugen streben, es fruchtet nichts; er wird nicht geändert, wenn man ihn auffor-

dert, sich Gewalt anzuthun und gegen seinen Trübsinn anzukämpfen, es sei unwürdig von einem Manne, sich so weichherzig und kleinmüthig zu geberden. Das Alles bewirkt nur, daß er in Gegenwart des stets Ermahnenden künftig schweigt oder überhaupt dessen Gegenwart meidet. Ein Hypochondrist muß als ein an einer fixen Idee Leidender betrachtet werden, und bei Geisteskranken ist bekanntlich der Grundsatz „Contraria Contrariis“ völlig unanwendbar.

Daß dieser Grundsatz falsch ist, hat seine Ursache darin, daß die Geistes- und Gemüthsfunktionen ebenso gut ein organisches Beharrungsvermögen besitzen, wie die körperlichen Funktionen, Ernährung, Bewegung und Empfindung; gleichwie letztere gegen äußere Eindrücke sich in ihrer naturgemäßen Entwicklung zu erhalten suchen, so streben auch erstere stets, sich in ihrer individuellen Eigenthümlichkeit zu erhalten. Geist und Gemüth besitzen ebenfalls einen physiologischen Antagonismus, ein beständiges Reaktionsbestreben.

Dieser Oppositionsgeist ist ein mächtiger Hebel aller unserer Gesinnungen und Handlungen, und man kann wohl sagen, daß er einen größeren Einfluß auf dieselben ausübt, als die ruhige vernünftige Erkenntniß; ein Beweis, daß unser Geist durchaus nicht soweit über den Körper erhaben ist, wie wir denken, oder wohl gar im Gegensatz zu demselben steht, daß vielmehr beide, Geist und Körper, in ihren Bewegungen und Aeußerungen innig verwandt sind.

Die wenigsten Menschen sind sich bewußt, wie weit der Einfluß dieses Oppositionsgeistes auf sie gehe. Bei genauerer Betrachtung wird man mit Schrecken gewahr, wie wenig die vernünftigsten Vorstellungen und Ermahnungen, die herrlichsten moralischen Vorschriften den Menschen in seinem Denken und Handeln umzuändern vermögen; der Mensch sieht die Wahrheit dieser Ermahnungen wohl ein, aber im entscheidenden Augenblicke überläßt er sich doch seinem unmittelbaren thierischen Triebe, dem Instinkte, und auf diesem beruht der Oppositions- oder Widerspruchsgeist. Geist und vernünftige Erkenntniß sind nicht so selbstständig, wie wir uns einbilden, sie hängen von den man-

nigfachsten materiellen Bedingungen ab, gerade wie der Körper, und zwischen Einsehen und Darnachhandeln ist eine weite, oft unüberschreitbare Kluft. Oft wird das Vernünftigste aus bloser Opposition von uns verworfen; wir sind im Stande etwas zurückzuweisen, dessen großen Vortheil für uns wir sehr wohl einsehen, und zwar nur deshalb, weil wir dazu von einer unangenehmen Person aufgefordert oder überhaupt heftig dazu gedrängt werden. Selbst zu dem Nützlichen und Guten wollen wir uns nicht zwingen lassen. Sobald wir bei Anderen eine versteckte Absicht in Bezug auf uns wittern oder nur zu wittern meinen, setzen wir uns sofort in geistige Angriffsstellung, selbst wenn diese Absicht die beste wäre, und reagiren ohne allen Grund gegen dieselbe. Umgekehrt bekommen wir die größte Neigung, das zu thun, was uns verboten wird; es ist ein bekanntes und wahres Sprüchwort: das Verbotene reizt.

Wie bei den einzelnen Personen, so ist es auch bei ganzen Völkern; wir sehen ebenfalls, daß die Völker sich gegen Zwang auflehnen, und zwar meist blindlings, ihr Oppositionstrieb steht über ihrer Verstandeserkenntniß. Die Völker lassen sich auch den Fortschritt nicht aufzwingen; gegen jede Maßregel, die mit der Stufe ihrer inneren Entwicklung nicht harmonirt, lehnen sie sich auf.

Dieser Oppositionstrieb erklärt es, daß man einen Menschen durch Entgegenwirken, Widerspruch, durch Aufdringen entgegengesetzter Verhältnisse nicht von seiner besonderen krankhaften Geistes- und Gemüthsrichtung abbringt, sondern im Gegentheil noch mehr in derselben befestigt. — Jede Einwirkung auf Geist und Gemüth muß vielmehr auf den Oppositionstrieb des Menschen gegründet werden, gerade wie wahrhaft physiologische Kunstheilung auf das organische Reaktionsvermögen; man darf auf Geist und Gemüth nicht trotz dieses Oppositionstriebes einwirken wollen. Man muß das geistige Reaktionsbestreben nach der Richtung hin zu entwickeln suchen, nach welcher man einen Anderen lenken will; nach diesem Grundsatze gelingt es am besten, Andere zu leiten.

Wir sehen häufig, daß ein Mensch durch die Uebertreibungen

seiner eigenen Gesinnungsgenossen von seiner früheren Ansicht abkommt und nach der anderen Seite hingedrängt wird; warum soll man dieses Vorbild nicht künstlich und planmäßig nachahmen? Mit der einfachen Darlegung vernünftiger Gründe überzeugt man nur schwer einen Anderen. Jeder findet denjenigen lästig und unangenehm, der ihm die Wahrheit sagt oder gar über seine Ansicht spottet; er kämpft gegen denselben oft der Wahrheit zum Trotz an, und bietet alle Scheingründe zu seiner Vertheidigung auf. Man überzeugt viel besser dadurch, daß man aus den Ansichten eines Anderen übertriebene Folgerungen zieht, dessen eigene Ueberzeugung nach derselben Richtung hin noch weiter treibt, ihn überbietet und dergestalt von der Unhaltbarkeit seiner Ansicht überzeugt. Einem orthodox Gläubigen muß man nachweisen, daß er viel zu wenig orthodox sei und logischer Weise noch viel strenggläubiger sein müsse, daß er eigentlich ein Rationalist sei.

Jede Ueberführung von einer falschen Idee ist eigentlich eine Heilung; wenn man Jemanden von einem Irrthum abbringen will, so muß man ihn als einen Geisteskranken betrachten, der an einer fixen Idee leidet, und bei einem solchen richtet man bekanntlich durch Widerspruch nie etwas aus.

Ebenso verhält es sich, wenn man irgend eine andere Absicht erreichen will. Zu was man Jemanden anregen will, das muß man ihm verbieten; den Hagestolzen sollte man verbieten zu heirathen, dann würden sich noch viele zum Heirathen drängen. Man muß es ferner möglich zu machen suchen, sich von einem Anderen das aufnöthigen zu lassen, was man von ihm wünscht; so steht man sich stets am besten.

Bei der Ausgleichung einseitiger und krankhafter Gemüthsrichtungen erreicht man seinen Zweck ebenfalls am besten durch die innere Reaktion, den geistigen Oppositionstrieb. Gram wird wie erwähnt, nicht durch Zerstreuung und Vergnügungen geheilt; wenn aber ein Leidtragender anderen Menschen begegnet, die durch noch größeres Unglück der Verzweiflung nahe gebracht sind, so mildert sich aufs eheste die Heftigkeit seines Schmerzes. Wer sich seinem Schmerze übermäßig hingiebt, wird durch Er=

mahnungen nicht ruhiger, wohl aber wenn er einen Anderen sieht, der sich in der Betrübniß noch ärger geberdet. Es giebt Menschen, die bei jedem Gewitter in übertriebene Angst und Unruhe versetzt werden; Vorstellungen über die Thorheit dieser Angst sind höchst fruchtlos, das Lachen Anderer macht sie noch unruhiger; man kann aber beobachten, daß eine derartig ängstliche Person durch die Gegenwart einer noch ängstlicheren am meisten beruhigt wird. Es ist eine anerkannte Thatsache, daß Niemand seinen eigenen Schmerz besser überwindet, als wenn er Andere, die noch unglücklicher sind, zu trösten hat. So entwaffnet man den Zorn Jemandes durch nichts mehr, als wenn man statt aller Entschuldigungen sich selbst am meisten anklagt, und den Zornigen dadurch nöthigt, womöglich selbst Entschuldigungsgründe zur Beruhigung des Anderen aufzusuchen. — Einen Lügner bringt man am besten dadurch zum Schweigen, daß man jede seiner Lügen durch eine noch stärkere überbietet; es giebt ein Lustspiel, der Lügner und sein Sohn, in welchem der Lügner von seinem Fehler dadurch geheilt wird, daß der Sohn auf jede Lüge eine noch viel stärkere als Trumpf setzt. Wer sich einen Gartendieb vom Halse schaffen will, muß denselben zum Aufseher des Gartens machen. Schon öfters haben Regierungen einen freisinnigen Volksredner zum Staats- oder Polizeibeamten, oder einen demokratisch gesinnten Journalisten, der für die Preßfreiheit schwärmte, zum Censor gemacht, um sie zum Schweigen zu bringen, und ihren Zweck meistens besser erreicht, als durch Verbote, Gefangennehmung, Verurtheilung u. dergl. Die Anekdote von Friedrich dem Großen ist bekannt, daß er ein an den Straßenecken Berlins angeschlagenes, auf ihn gerichtetes, Pasquill tiefer zu hängen befahl, damit es die Leute besser lesen könnten.

Bei ganzen Völkern besteht ebenfalls dieser Oppositionstrieb ja ihre ganze humane Entwicklung beruht auf demselben. Wir sehen deshalb, daß Fürsten, welche freisinniger waren als ihr Volk, die freie Volksentwicklung nie wesentlich gefördert haben; die Völker verstanden dieselben nicht, und kämpften oft genug gegen den ihnen aufgedrungenen Fortschritt an, wie es bekannt-

lich Joseph dem Zweiten erging. Man kann wohl sagen: diejenigen sind die besten Volksfreunde, welche das Volk am härtesten bedrücken, weil sie die Opposition am lebhaftesten anfachen; die größten Tyrannen sind die ärgsten Freiheitsprediger. Am sichersten erwacht die Reaktion eines Volkes, wenn zu dem bestehenden Druck ein andersartiger, ähnlicher, hinzutritt, z. B. gewaltsame Unterdrückung durch einen äußeren Feind, oder wenn der politische Druck auf die religiöse Ueberzeugung übergreift; die Reaktion erfolgt dann zunächst nur gegen diese neuen Eingriffe, wird aber nach deren Ueberwindung auch auf den alten gewohnten Druck übertragen. So erwachte der Sinn für politische Freiheit bei den Deutschen nicht eher, als bis sie durch Napoleon in ihrer Nationalität angegriffen und entsetzlich gedrangsalt worden waren.

Auch die Erziehungslehre muß auf die organische Reaktion gegründet werden. Bis jetzt ist in derselben der Grundsatz „Contraria Contrariis" vorherrschend; stetes Verbieten und Kommandiren wird am häufigsten geübt, man wirkt meist durch Zwangsmittel, und so kommt es, daß die Kinder gewöhnlich nur dressirt, aber nicht erzogen werden. Die Furcht ist der Haupthebel in der herkömmlichen Erziehungsweise. Das beständige Verbieten in der Erziehung ist aber gerade dasselbe Verfahren, wie die Unterdrückung der Schmerzen durch Opium; durch Beides hält man blos gewisse lästige, normwidrige Erscheinungen nieder, man hebt aber den inneren Grund derselben nicht. Durch Opium macht man Schmerzen und Schlaflosigkeit nachträglich nur schlimmer; und durch stete Zwangskuren, Prügel, Einstecken u. dergl. wird ein unfolgsames Kind nur stöckischer.

Hauptprinzip in der Pädagogik muß sein, dem Kinde nichts durch äußere Zwangsmittel aufzunöthigen, was mit seiner inneren Ueberzeugung und Erkenntniß nicht übereinstimmt, sondern dasselbe aus sich selbst heraus zu bilden, seine innere Neigung und Ueberzeugung dahin zu lenken, wohin man es führen will. Der Lehrer muß deshalb möglichst zum Schüler herabsteigen, sich den Vorstellungen des Schülers anpassen, ihm gewisser Maßen ähnlich werden. Es ist bereits Grundsatz im Katechisiren,

daß der Lehrer alle neuen Begriffe durch schon bekannte aus dem Schüler herauslocke, durch dessen eigenes Denkvermögen entwickle, nicht aber dem Schüler die nackten positiven Thatsachen als blosen Gedächtnißkram einpfropfe. — So ist es auch mit der Erziehung des Charakters; jede Handlungsweise muß man womöglich aus der inneren Erkenntniß der Kinder ableiten.

Eine solche Erziehungsmethode ist freilich viel schwieriger als stete Zwangskuren, denn der Erzieher muß dabei genau die Eigenthümlichkeit jedes Kindes berücksichtigen, die sich in dessen geistiger Begabung, in Charakter und Temperament ausdrückt. Und diese Eigenthümlichkeiten sind höchst mannigfaltig, die Neigungen der Kinder außerordentlich verschieden; wozu man das eine zwingen muß, dazu fühlt ein anderes unwiderstehlichen Drang. Das Gemüth des einen Kindes ist sehr reizbar, und wird von geringem Tadel heftig berührt, ein anderes Kind ist leichtsinnig, Nichts macht tiefen Eindruck auf dasselbe; das eine ist verschlossen, mißtrauisch, ein anderes mittheilend und zutraulich. — Ein ächter Pädagog muß diese Unterschiede genau berücksichtigen, streng individualisiren, damit der Eindruck, den er auf ein Kind ausüben will, den beabsichtigten Zweck nicht verfehle, und damit er soviel als möglich das innere Interesse jedes einzelnen Schülers in den Unterricht hineinziehe. Nur ein solch individuelles Verfahren ist in der Erziehungskunst ein wahrhaft rationelles.

Die Grundgesetze der Homöopathie, Heilung mittelst der organischen Reaktionskraft und streng individuelle Behandlung, gelten also auch in Bezug auf Geist und Gemüth. —

Tuto, Cito, Jucunde.

Wenn die Homöopathie das wahre direkte Heilverfahren ist, so muß sie nothwendig allen Anforderungen entsprechen, die man an eine vollkommene Heilkunst zu stellen berechtigt ist: sie muß tuto, cito und jucunde heilen, was, wie gezeigt worden ist, die bisherige Heilkunst nicht vermag und auf den eingeschlagenen Wegen nie erreichen kann.

1.) Tuto.

Die wichtigste Anforderung an eine vollkommene Heilkunst ist Sicherheit der Heilung. Die Heilkunst muß dem Arzte die Mittel an die Hand geben, nach sorgfältiger erschöpfender Diagnose das direkte Heilmittel für jeden besonderen Krankheitsfall sogleich herauszufinden, ohne vorheriges unnützes und oft sogar schädliches Probiren und blindes Umhertappen.

Es ist leicht zu beweisen, daß blos durch die Homöopathie solche wahrhafte Sicherheit der Krankheitsheilung erreicht werden kann.

Kein Arzneimittel hat, wie erwähnt, vollständig dieselben Wirkungen wie ein anderes; wie jeder unorganische Körper in seiner chemischen Zusammensetzung und seinen physikalischen Eigenschaften von eigenthümlicher Art ist, wie jede Pflanze und jedes Thier ein besonderes Einzelwesen bildet, ebenso muß auch jede unorganische und organische Arznei in ihren physiologischen Wirkungen von jeder anderen verschieden sein. Der andere Faktor aber, der menschliche Organismus, bleibt stets derselbe und handelt nach unabänderlichen Gesetzen. An ein und demselben Kranken können deshalb zwei verschiedene Arzneimittel unmöglich völlig gleiche krankhafte Störungen bewirken, und des-

halb auch nicht nach ein und demselben Gesetze Heilung bewirken. — Da nun der direkte Heilweg für jeden Fall blos einer ist, so kann auch für jeden besonderen Krankheitszustand nur eine einzige Arznei das direkte Heilmittel sein. Das direkte Heilverfahren läßt sich demzufolge nicht auf allgemeine Arzneiwirkungen stützen, die einer mehr oder weniger großen Zahl von Arzneien gleichmäßig zukommen, z. B. auf die allgemein schweiß-, harntreibende, abführende, expektorirende, narkotische, brechenerregende, excitirende, antiplastische Wirkung, sondern nur auf die feinen charakteristischen Wirkungen, welche jeder einzelnen Arznei allen anderen gegenüber ausschließlich angehören.

Bei der außerordentlich großen Zahl von Arzneikräften muß es natürlich vorkommen, daß manche in ihren Wirkungen anderen sehr verwandt sind, sodaß ihre charakteristische Unterscheidung die genaueste Berücksichtigung aller, auch der feinsten, Wirkungen verlangt. Diese feinen Unterschiede müssen alsdann bei der Wahl des einzigen direkten Heilmittels den Ausschlag geben, falls man zwischen mehreren verwandten Arzneien schwankt, sie müssen sich deshalb bei der Diagnose der zu heilenden Krankheit wiederholen; der Arzt muß bei der Diagnose ebenso feine Unterscheidungsmerkmale aufsuchen, um sich bei verwandten Krankheitszuständen für die Wahl einer bestimmten Arznei unter mehreren verwandt wirkenden Arzneien entscheiden zu können.

Wenn der Arzt also in jedem Falle mit Sicherheit das direkte Heilmittel finden will, so muß er die vorhandenen Krankheitserscheinungen in ihrem ganzen Umfange in Verbindung bringen mit den feinen charakteristischen Wirkungen der bekannten Arzneien, er muß in Betreff der zu heilenden Krankheit und der Arzneiwirkungen Erscheinungen auf Erscheinungen beziehen, und zwar vollständig und durchgehends. — Diese Beziehung der beiderseitigen Krankheitserscheinungen auf einander ist aber blos nach dem Grundsatz „Similia Similibus“, also nur durch das homöopathische Heilverfahren ausführbar. Durch die Homöopathie allein ist Sicherheit der Krankheitsheilung möglich, weil nur sie allein ein wahrhaft individuelles Heilverfahren möglich macht.

Durch den homöopathischen Grundsatz wird der Arzt, wie hieraus ersichtlich, von selbst, durch unabweisbare Schlußfolgerung darauf hingewiesen, jeden Krankheitszustand streng nach seiner besonderen Individualität aufzufassen und demgemäß therapeutisch zu behandeln. Da die krankhaften Veränderungen, welche eine Arznei bei Gesunden hervorruft, in der einen oder anderen Beziehung nur ihr allein eigen sind und sich oft nur durch feine Merkmale von denen verwandter Arzneien unterscheiden, so muß sich der Arzt nothwendig bestreben, an jedem Krankheitszustande Merkmale aufzufinden, welche ihn von ähnlichen Zuständen unterscheiden lassen, sodaß er sich unter zwei und mehreren verwandten Arzneien mit Bewußtsein und nach triftigen Gründen für eine einzige bestimmt zu entscheiden vermag.

Wenn der Arzt einen Fall von Diarrhö homöopathisch behandeln will, so ist mit der allgemeinen Erscheinung „Diarrhö" wenig geholfen; es giebt sehr viele Arzneien, welche Durchfall bewirken, in die allopathische Therapie sind eine ganze Reihe von Laxantien und Purgantien eingeführt. Durchfall im Allgemeinen als gemeinschaftliches Symptom der natürlichen und der Arznei-Krankheit bedingt eine sehr einseitige, durchaus noch nicht wesentliche Aehnlichkeit. Für jeden besonderen Fall von Diarrhö kann nur eine Arznei als direktes homöopathisches Heilmittel gelten; um diese eine aus der großen Zahl der Laxantien herauszufinden, dazu gehört eine höchst genaue Vergleichung des Krankheitszustandes mit allen in Frage kommenden Arzneimitteln. Es ist zu berücksichtigen, ob der Durchfall mit Leibschmerzen, Kolik, mit Stuhlzwang, mit schmerzhaftem Drang verbunden ist, oder leicht, ohne schmerzhafte Empfindung abgeht; wie die Beschaffenheit der Ausleerung ist, sowohl der Konsistenz, als der Farbe und dem Geruche nach, ob breiig, reißwasserähnlich, blutig, schleimig, mit unverdauten Nahrungsstoffen gemengt, gelb, grün, weiß, ohne eigentlichen Kothgeruch u. s. w. Es ist ferner zu berücksichtigen, ob gleichzeitig Uebelkeit, Aufstoßen, Erbrechen, Magenbeschwerden vorhanden sind, ob ein fieberhafter Zustand, Frost, Hitze, allgemeine Angegriffenheit des Körpers, Mattigkeit, Kopfschmerz, Schwindel, Appetitlosigkeit u. a. die Verdauungs-

störung begleiten. — Die vorhandenen Krankheitserscheinungen zeigen ferner, ob ein anderweitiges primäres Leiden der Diarrhö zu Grunde liege, z. B. Tuberkulose, Typhus, ob einfacher Katarrh der Darmschleimhaut, oder croupöser Prozeß im Darmkanale zugegen sei; desgleichen nehmen sie einen verschiedenen Charakter an, je nachdem äußere Temperaturverhältnisse, oder Diätfehler, oder Gemüthsbewegungen, Schreck, Aerger, schwächende Säfteverluste die veranlassenden Ursachen der Diarrhö sind. — Alle diese mannigfachen Umstände muß der Arzt soweit berücksichtigen, bis er nach dem Grundsatze „Similia Similibus“ mit Bestimmtheit auf ein einziges Arzneimittel hingeleitet wird. Die Bestimmung, daß Katarrh der Darmschleimhaut vorliege, reicht hierzu nicht aus, denn viele Arzneien bewirken solchen Darm- oder Intestinalkatarrh. Desgleichen giebt es verschiedene Arzneien, welche eitrige, blutige, mit kleienartigen oder häutigen Pseudomembranen untermischte Stuhlausleerungen, folglich croupösen Prozeß im Darmkanal bewirken; auch hier müssen dann die übrigen vorhandenen Krankheitserscheinungen den Ausschlag geben.

Die Heilmittel gegen Durchfall sind deshalb außerordentlich mannigfach. Ein Fall von Typhus mit unwillkürlichen Durchfällen wurde durch Veratrum album sehr rasch geheilt; während vorher die unwillkürlichen Entleerungen in Zeiträumen von wenigen Stunden sich wiederholt hatten, trat nach der genannten Arznei nicht ein einziger Anfall von Diarrhö mehr auf. Durchfall, welcher in Folge einer ärztlichen Hungerkur auftrat, blieb sofort nach China weg. — Zuweilen geben scheinbare Nebenerscheinungen den Ausschlag: Ein junger Mann litt an gelben, wässerigen Durchfällen mit Stuhl- und Harnzwang, wogegen verschiedene Arzneien vergeblich angewandt wurden; endlich leitete die auffallend verringerte Zahl der Pulsschläge auf Digitalis, wonach der Durchfall sogleich verschwand.

Ebenso kennen wir eine Menge von Arzneien, welche Kopfschmerzen hervorrufen; um deshalb für einen besonderen Fall von Kopfschmerz das alleinige wesentlich ähnliche Heilmittel ausfindig zu machen, muß der Arzt erstlich unterscheiden, ob der

Kopfschmerz ein primäres oder konsekutives Krankheitssymptom, ob er durch Unterleibsstörungen, Diätfehler herbeigeführt, oder eine Folge von Menstruationsstörungen sei, ob er ferner auf einem kongestiven oder anämischen Zustande beruhe, ob der Schmerz in den Hautdecken, oder in den Kopfmuskeln, in der Knochenhaut oder in den Gehirnhäuten und im Gehirn selbst seinen Sitz habe, ob ihm ein organisches Gehirnleiden zu Grunde liege und welches, ob Verdickung der Gehirnhäute, Wasseransammlung in den Gehirnhöhlen u. s. w. Alle diese materiellen Grundvorgänge erfahren wir durch die äußeren Krankheitserscheinungen, durch die besondere Beschaffenheit und den Sitz des Kopfschmerzes selbst und durch die mannigfachen Nebenerscheinungen. Alle anwesenden Symptome müssen folglich soweit berücksichtigt werden, bis sie uns auf die physiologischen Wirkungen eines einzigen Arzneimittels hinweisen.

Verschiedene Arzneien rufen an gesunden Menschen Bronchialkatarrh hervor, wie dieser überhaupt durch sehr mannigfache Einflüsse bewirkt wird. Bronchialkatarrh tritt theils allein für sich auf, theils im Gefolge anderer Katarrhe, sogar als epidemische Krankheit, Grippe; er gesellt sich zu Masern, zu Typhus und zeigt sich in besonderer Gestalt als Keuchhusten u. s. w. Der Katarrh muß in diesen einzelnen Fällen natürlich von verschiedenen Nervensphären ausgehen; ein therapeutisches Verfahren also, welches den Katarrh nicht blindlings unterdrücken und in eine beliebige Metastase umwandeln, sondern gründlich heilen will, muß den jedesmaligen Grundvorgang des Katarrhs heben, also für die verschiedenen Fälle des Katarrhs auch verschiedene Heilmittel anwenden, der Arzt muß individualisiren. Der pathologisch-anatomische Befund, katarrhalische Entzündung der Bronchien, reicht nicht hin, um ein sicheres Heilverfahren darauf zu gründen; diese pathologisch-anatomische Veränderung ist oft konsekutiv, und wenn der Arzt stets nur darauf bedacht ist, den Katarrh unmittelbar durch Expektorantien, Goldschwefel, Salmiak, Ipecacuanha, isländisches Moos u. a. zu entfernen, so handelt er ebenso oberflächlich, wie derjenige, welcher Zahnweh stets mittelst Opiums unterdrücken will, ohne

auf die Grundursachen, Verdauungsstörung, Menstruationsanomalien u. s. w. zu achten. — Die Aerzte reden immer von Kausalkur; wenn sie diese jedoch in der That einschlagen wollen, so müssen sie den Bronchialkatarrh auch streng individuell behandeln, sonst können sie den jedesmaligen inneren Grund desselben nie mit Sicherheit treffen und entfernen.

Die Homöopathie hat keine Wahl, sie muß individualisiren, denn verschiedene Arzneien, wie erwähnt, bewirken Bronchialkatarrh und zwar ebenfalls in verschiedener Weise von besonderen Nervensphären aus. Der gemeinschaftliche Krankheitszustand „Bronchialkatarrh" bedingt deshalb noch keine wesentliche Aehnlichkeit zwischen der natürlichen und der Arzneikrankheit; dazu gehört noch, daß dieser von denselben, oder wenigstens verwandten Nervensphären ausgehe. Jeden Bronchialkatarrh, gleichviel ob primären oder konsekutiven, mit denselben therapeutischen Mitteln zu behandeln, mit isländischem Moos, Goldschwefel u. dergl. ist ein Schlendrian, der unbedingt ohne Heilerfolg sein muß; das wird durch die Thatsache bewiesen, daß nicht eine Arznei, sondern sehr viele nach ganz allgemeinen Indikationen und ohne wesentliche Unterscheidungsmerkmale gegen Bronchialkatarrh in Gebrauch sind. Sobald der Arzt aber gegen eine bestimmte Krankheit verschiedene Arzneien anwendet, so muß er auch charakteristische Merkmale aufsuchen, durch welche sich jede dieser Arzneien von den anderen unterscheidet, sonst ist Sicherheit der Heilung undenkbar.

Es kommt öfters vor, daß die sämmtlichen Symptome einer Krankheit sich unter den physiologischen Wirkungen verschiedener Arzneien wiederfinden, mit Ausnahme einer einzigen scheinbar unwesentlichen Krankheitserscheinung, welche man in derselben Weise nur unter den physiologischen Wirkungen einer einzigen Arznei antrifft. Was ist natürlicher, als daß sich der Arzt alsdann für diese letztere Arznei als das wesentlich ähnliche Heilmittel entscheidet, wenn der Anhaltepunkt für die Wahl derselben auch nur ein schwacher ist?

Der Arzt hat z. B. einen Krankheitszustand vor sich, der, im Uebrigen den physiologischen Wirkungen vieler Arzneien ähn-

lich, bestimmte immer wiederkehrende Träume eigenthümlicher Art nur mit den Wirkungen einer einzigen Arznei gemein hat. Ist es unwissenschaftlich, diese Aehnlichkeit in Hinsicht der Träume bei der Wahl des Heilmittels entscheiden zu lassen? Die Art der Träume hat zwar für gewöhnlich wenig Charakteristisches; sie hängt von außerordentlich vielen Zufälligkeiten ab, von den besonderen Erlebnissen und Beschäftigungen des vorhergehenden Tages. Auch bei Kranken gehören deshalb die besonderen Träume meist zu den unwesentlichen Krankheitserscheinungen; ob ein Kranker von Feuer, Diebstahl, Tod, von bestimmten Personen, Ungeziefer, Mäusen u. s. w. träumt, wird zur Wahl des Heilmittels für gewöhnlich nichts beitragen, da sich hierin nicht die Eigenthümlichkeit der Krankheit ausspricht. Aber trotzdem haben die Träume auch ihre charakteristische Seite.

Es ist oft ein Zeichen beginnenden Unwohlseins, wenn eine Person, die nie zu träumen pflegt, von lebhaften Träumen geplagt wird; wenn auch dieses Symptom ein sehr allgemeines und deshalb für die nähere Charakterisirung der Arzneien wenig geeignetes ist. — Es kann aber auch die Art der Träume von Belang werden, namentlich wenn diese längere Zeit hindurch sich immer in gleicher Weise wiederholt: stete ängstliche Träume, Alpdrücken müssen von einem anderen materiellen Vorgang im Innern des Organismus ausgehen, als beständige Neigung zu wollüstigen Träumen, die auf eine übermäßige Erregbarkeit des Geschlechtssystemes hindeuten, oder zu ekelhaften Träumen, die in einer Störung der Magenthätigkeit, in Uebelkeit ihren Grund haben. Bei Neigung zu Schwindel finden sich oft Träume von Schaukeln, Schwanken, Fahren im Wagen. Ebenso gut können sich auch krankhafte materielle Vorgänge im Organismus durch die besondere Beschaffenheit der Träume kund geben; Lichterscheinungen vor dem Auge, Feuerfunken, Ohrensausen, Drang zum Harnen, leise Schmerzen, Spannen durch Geschwülste in der Nacht können sämmtlich Einfluß auf die Beschaffenheit der Träume gewinnen.

Wie weit dieser Einfluß gehe, können wir bis jetzt durchaus nicht beurtheilen. Es ist deshalb recht gut möglich, daß sich der

Charakter einer inneren materiellen Veränderung auch in den besonderen Träumen abspiegele; und wenn man dann derartige Träume ebenfalls als konstante Erscheinung unter den physiologischen Wirkungen einer bestimmten Arznei findet, so kann dieser Umstand in Verbindung mit anderen Symptomen den Beweis für die wesentlich ähnliche Wirkungsweise der Arznei liefern, und muß berücksichtigt werden. Ein vollkommenes Heilverfahren, welches dem Arzte die möglichst große Sicherheit bietet, muß wenigstens die Fähigkeit besitzen, derartige feine Symptome, wie Träume, wenn sie unter Umständen einmal von wesentlicher Bedeutung für die Charakterisirung der Krankheit sein sollten, bei der Wahl des Heilmittels in Anschlag zu bringen.

Die Homöopathie vermag dies, selbst wenn der physiologische Erklärungsgrund derartiger Symptome noch nicht gefunden worden ist, indem sie sich sowohl in Betreff der zu heilenden Krankheit, als auch des zu wählenden Heilmittels an das äußere Abbild der inneren materiellen Veränderungen, an die sinnlich wahrnehmbaren Krankheitserscheinungen, hält; die enantiopathischen und antipathischen Heilmethoden dagegen vermögen es ganz und gar nicht, denn sie können nicht individualisiren.

Der besondere Appetit des Kranken bietet meistentheils keinen wesentlichen Anhalt für die Charakterisirung der Krankheitseigenthümlichkeit, aber unter Umständen kann er doch von Bedeutung werden. So findet sich als häufige Erscheinung bei Schwangeren, bei Hysterischen, Bleichsüchtigen ein ungewöhnliches Verlangen nach bestimmten Stoffen, selbst nach solchen, welche eigentlich gar keine Nahrungsmittel sind, wie Kalk, Kreide. — Die Verdauung beruht auf ganz bestimmten Vorgängen; Abweichungen in Bezug auf dieselben müssen auch Abweichungen in dem Nahrungsbedürfniß bedingen, nicht allein quantitative, sondern auch qualitative. Zu reichliche oder zu geringe Absonderung von Magensäure, von Galle, Bauchspeichel, von Pepsin muß auch Einfluß auf die qualitative Beschaffenheit des Appetits äußern; einseitiges Verlangen nach gesalzenen, saueren, nach kalten Speisen, oder Widerwille gegen bestimmte Nahrungsmittel

kann demnach in besonderen materiellen Störungen der Verdauungsthätigkeit seinen Grund haben, und muß von einem wissenschaftlichen Arzte bei dem einzuschlagenden Heilverfahren in Betracht gezogen werden.

Es ist bekannt, daß Geistes- und Gemüthskrankheiten in ihrem Entstehen sich oft durch sehr feine Erscheinungen ungewöhnlicher Art ankündigen, die leicht übersehen werden: arbeitsame Personen werden arbeitsscheu, trauen sich nicht das Kleinste mehr zu, während sie sonst volles Selbstvertrauen besaßen; gesprächige Menschen werden still, zurückhaltend, umgekehrt stille Personen geschwätzig; Leute, die bisher sanft und ruhig waren, zeigen sich eigensinnig, zänkisch, ergehen sich in früher nie gebrauchten unanständigen Ausdrücken; Personen, welche stets sehr auf das Aeußere hielten, kleiden sich nachlässig, selbst unschicklich u. dergl. — Da nun alle Geistes- und Gemüthskrankheiten auf inneren materiellen Störungen beruhen müssen, so folgt auch, daß den verschiedenartigen Geisteskrankheiten ebenso verschiedenartige materielle Störungen zu Grunde liegen, und der wissenschaftliche Arzt muß genau auf alle besonderen äußerlich wahrnehmbaren Krankheitserscheinungen eingehen, wenn er sein Heilverfahren gegen den jedesmaligen materiellen Grundvorgang richten will.

Die Homöopathie vermag dies; die physiologischen Arzneiprüfungen liefern ebenfalls die mannigfachsten Geistes- und Seelenstörungen; Belladonna, Bilsenkraut, Stechapfel, Opium, gefleckter Schierling, Weißnießwurz, Hanf u. a. bringen, wie bekannt, solche hervor; durch lange fortgesetzten Genuß von Opium entsteht Gedächtnißschwäche, Stumpf-, selbst Blödsinn, durch Quecksilber chronische Verstandesschwäche. Und es läßt sich als gewiß annehmen, daß man einst, wenn erst alle nur denkbaren Arzneien in ihren physiologischen Wirkungen erforscht worden sind, für jede eigenthümliche Geistes- und Gemüthsstörung auch eine wesentlich ähnliche Arzneikrankheit wird auffinden können, und damit alle feinen Unterschiede für den Heilzweck zu benutzen vermag.

In dem Wesen der Homöopathie liegt nichts, was der ge-

nauesten Individualisirung nur die geringste Schranke entgegensetzte, weil sie dem charakteristischen Krankheitsbild eine ebenso charakteristische Arzneikrankheit entgegenzusetzen im Stande ist. Die Homöopathie kann sich freilich nicht darauf einlassen, blos diejenigen Krankheitserscheinungen zu berücksichtigen, von denen man bereits eine erschöpfende physiologische Erklärung besitzt; es würden ihr hierdurch gerade die werthvollsten Anhaltepunkte für die Wahl des direkten Heilmittels abgeschnitten, denn die feinsten und deshalb am meisten charakteristischen Symptome sind gerade die am Wenigsten physiologisch begründeten. Die Homöopathie benutzt die noch unerklärten äußeren Erscheinungen, insofern sie treue Abdrücke der inneren materiellen Vorgänge sind; und da sie genau individuell in der Auffassung der Krankheitszustände zu Werke geht, so folgt daraus nothwendig, daß sie die subjektiven Krankheitserscheinungen in ausgedehnterem Grade ausbeuten muß, als die allopathischen Heilmethoden dies thun. Je individueller ein Heilverfahren, um so tiefer muß es auf die subjektiven Symptome eingehen.

Die sogenannten physiologischen Aerzte der Neuzeit, die auf dem Steckenpferde der pathologischen Anatomie herumreiten, sind gewöhnlich mit großer Geringschätzung gegen die subjektiven Krankheitserscheinungen erfüllt, eben weil der jetzige Standpunkt der pathologischen Anatomie und Physiologie ihnen in den meisten Fällen keine Erklärung für dieselben bietet. Die subjektiven Erscheinungen ganz außer Acht zu lassen, das ging freilich nicht; die physiologischen Aerzte haben sich deshalb mit gewohnter Willkür diejenigen herausgelesen, welche sie der Beachtung noch für würdig halten wollen. Sie unterscheiden neuralgischen, hysterischen Kopfschmerz, Clavus, Migräne, obwohl die materielle Grundlage dieser Störungen selten bekannt ist; desgleichen erkennen sie auch den Schwindel an, weil er sich unmöglich ignoriren läßt, obwohl er als selbstständiges Leiden meist ohne physiologische Erklärung bleibt. Ebenso ist es mit den Hallucinationen des Gehörs und Gesichts, mit neuralgischen Schmerzen, Fothergill'schem Gesichtsschmerz, Ischias u. dergl.

Wenn indessen die physiologischen Aerzte überhaupt die Noth-

wendigkeit einräumen, öfters subjektive Krankheitserscheinungen ohne physiologische Erklärung für den Heilzweck beachten zu müssen, wo wollen sie dann die wahre Gränze ziehen? Wenn sie einmal hysterischen und rheumatischen Kopfschmerz, Clavus und Migräne unterscheiden, nach welchen wissenschaftlichen Gründen bestimmen sie die Gränze, wo die subjektiven Unterschiede der Cephalalgie nicht mehr zu berücksichtigen sind? Die einzige wissenschaftliche Gränze, nämlich die sichere Auffindung des wahrhaft direkten Heilmittels in jedem vorkommenden Krankheitsfalle ist ihr Maßstab nicht; obwohl sie noch nicht die geringste Sicherheit in der Krankheitsheilung erreicht haben, ziehen sie doch der Berücksichtigung subjektiver Symptome eine sehr enge Gränze, die sich durchaus nicht auf wissenschaftliche Gründe stützt. — Sie verfahren hier ebenso, wie die allopathischen Aerzte überhaupt es bisher immer gemacht haben: den unumgänglichen, allernothwendigsten Forderungen haben diese sich allerdings zuweilen gefügt, aber keine Wahrheit erschöpfend bis ans Ende verfolgt und ausgebeutet. Die Wahrheit, daß man hin und wieder subjektive Krankheitserscheinungen ohne zuvorige physiologische Erklärung berücksichtigen müsse, haben sie erkannt, aber das haben sie nicht eingesehen, daß diese Wahrheit allgemein und bis in die feinsten Einzelheiten durchgeführt werden müsse. Desgleichen haben sie die physiologischen Arzneiwirkungen vielfach als Grundlage der Heilwirkungen benutzt, aber daraus nicht zu folgern vermocht, daß die ersteren die nothwendige Grundlage aller Heilwirkungen seien. Die Aerzte haben jede Erscheinung nur oberflächlich aufgefaßt, überall nur genascht; sie sind stets in der Mitte stehen geblieben, wie es die besonderen Umstände gerade mit sich brachten, nirgends haben sie aus einer vereinzelten Wahrheit ein allgemeines Gesetz herausgefunden.

Man muß also, um möglichste Sicherheit der Heilung zu erreichen, auch die bis jetzt physiologisch noch unerklärten, objektiven und subjektiven, Symptome soweit berücksichtigen, bis man durch dieselben auf die jedesmalige wesentlich ähnliche Arznei, also auf das einzig mögliche direkte Heilmittel hingeleitet wird;

und man darf zu diesem Zwecke die scheinbar unbedeutendste Krankheitserscheinung nicht von vorn herein für unbeachtenswerth erklären.

Dadurch wird aber keineswegs das Streben nach der physiologischen Erklärung ausgeschlossen; jede auf wirklichen Thatsachen beruhende Erklärung muß der Homöopathie willkommen sein, denn sie lehrt uns immer mehr den materiellen Grund der Krankheitserscheinungen kennen und in Folge dessen wesentliche Aehnlichkeit von scheinbarer mit größerer Sicherheit unterscheiden. Denn wenn es auch recht gut denkbar ist, daß in einem Krankheitsfalle bestimmte physiologisch unerklärte Krankheitserscheinungen, die sich ebenfalls unter den Wirkungen einer besonderen Arznei finden, auf diese Arznei als das wahre Simillimum schließen lassen, indem sie auf einen verwandten materiellen Krankheitsvorgang hinweisen, so ist es doch natürlich ungleich viel sicherer, wenn der Arzt durch vorausgegangene feine pathologisch-anatomische Untersuchungen jede äußere Krankheitserscheinung auf ihren inneren materiellen Grund zurückzuführen vermag, und demgemäß zu beurtheilen im Stande ist, in welchen besonderen Arzneisymptomen sich in jedem Falle eine wesentlich ähnliche materielle Störung ausspricht.

Es ist für die Sicherheit der homöopathischen Heilung höchst wichtig, daß man Schwindel, Ohrensausen, Schwerhörigkeit, Gelbsehen, Nachtblindheit, Halbsehen, Geruchsstörungen, Hallucinationen u. s. w. auf den jedesmaligen Grundvorgang im Innern des Organismus zurückführen lernt, weshalb die homöopathischen Aerzte die Pflicht haben, nach Möglichkeit zu derartiger Sicherheit der Diagnose mitzuwirken. — Auf der andern Seite ist es aber ein höchst werthvoller Vorzug der Homöopathie, daß sie im Stande ist, auch unerklärte äußere Krankheitserscheinungen in vollstem Umfange bei der Wahl des Heilmittels mitsprechen zu lassen, indem sie denselben die wesentlich ähnlichen physiologischen Arzneiwirkungen gegenüberstellt, sich also an das äußere Spiegelbild der inneren materiellen Störungen hält und von einem verwandten Spiegelbilde auf verwandte materielle Störungen zurückschließt. Durch diese Eigenschaft ist die

Homöopathie allein fähig, schon jetzt bei der Krankheitsheilung individuell zu verfahren und folglich Sicherheit in die Heilkunst zu bringen.

Den allopathischen Aerzten ist eine solche Individualisirung von Alters her so fremdartig, daß sie dieselbe jedenfalls für überspannten Unsinn ansehen werden. Es ist mit dem Geist, wie mit dem Charakter: gleichwie ein zartfühlendes Gemüth von einem rohen, plumpen Charakter nicht verstanden wird, so vermag auch derjenige, der blos grob und plump denkt, einen feinen, tief denkenden Geist nicht zu begreifen. Und weil die Meisten blos grob zu denken fähig sind, so gilt feines Individualisiren, feine Unterscheidung den Meisten für Unsinn. — Die Allopathen haben so wenig Begriff von Individualisirung bei der Wahl des Heilmittels, daß sie oft fragen, was giebt der homöopathische Arzt bei Impetigo, Conjunctivitis, bei Milchschorf, Bleichsucht u. s. w., und sich wundern, wenn sie erfahren, daß für jede dieser Krankheiten je nach der besonderen Eigenthümlichkeit sehr verschiedene homöopathische Arzneien angewendet werden. Es kommt ihnen nicht der Gedanke, ob die entsetzliche Unsicherheit und Erfolglosigkeit im Heilen nicht möglicher Weise eine nothwendige Folge der gebräuchlichen Verallgemeinerung in der Therapie sei. —

In neuerer Zeit hat die Sicherheit der Diagnose einen bedeutenden Fortschritt gemacht, und zwar durch Begründung einer differentiellen Diagnostik; wenn die Aerzte also Sicherheit in die Therapie bringen wollen, so müssen sie sich bestreben, die Therapie zur differentiellen Therapeutik zu erheben. Die alte Heilkunst mit ihren enantiopatischen und antipathischen Heilmethoden hat hierzu noch nicht den kleinsten Grundstein gelegt, und zwar weil sie nicht das Individualisiren, sondern das Verallgemeinern, Generalisiren, zum obersten Grundsatz in der Therapie stempelt, und noch nicht einmal zu der Anschauung gelangt ist, daß es für jeden Krankheitsfall blos ein einziges Heilmittel geben könne, und weil überhaupt Hypothesen und Willkür, nichtgeprüfte Erfahrungen den Arzt bei der Wahl des Heilmittels leiten. Wer sich von der Wahrheit dieser Behauptung überzeugen will, braucht blos die klinischen Vorträge berühmter

Diagnostiker anzuhören; er wird sehen, wie stiefmütterlich die Therapie im Vergleich zur Diagnose behandelt wird, und daß der Zuhörer fast stets gezwungen ist, unbewiesene Empfehlungen auf Treu und Glauben hinzunehmen; von bestimmt und fein markirten Unterscheidungsmerkmalen, durch welche man unter mehreren fraglichen Heilmitteln auf das einzig passende hingeführt würde, ist nie die Rede.

Die Homöopathie dagegen ist zur Begründung einer **differentiellen Therapeutik** vollständig geeignet. Sie setzt der genau diagnostizirten natürlichen Krankheit eine ebenso genau erforschte Arzneikrankheit entgegen; dieselben Grundsätze und Hülfsmittel, welche in Betreff der Pathologie und Diagnose gelten, trägt sie auch auf die physiologischen Arzneiprüfungen über, weil kein wesentlicher Unterschied zwischen den natürlichen und Arzneikrankheiten besteht. Sie giebt die Mittel an die Hand, um jeder charakteristischen Eigenthümlichkeit eines Krankheitszustandes eine ebenso charakteristische Arzneikrankheit anzupassen, weil sie in Betreff der Krankheit und des Heilmittels in vollster Ausdehnung Erscheinung auf Erscheinung bezieht. Sie macht die genaueste Individualisirung zum Hauptgrundsatz bei der Wahl des Heilmittels, und vermag dieselbe vermöge der physiologischen Arzneiprüfungen auch praktisch durchzuführen. Indem sie für jeden einzelnen Krankheitsfall das wesentlich ähnliche Heilmittel aufzufinden strebt, muß sie eine ebenso genaue Arzneidiagnose wie Krankheitsdiagnose anstellen; die Auffindung des Simillimum erfordert eigentlich nur eine wiederholte differentielle Diagnostik, nur mit dem Unterschiede, daß sie nicht die natürliche Krankheit, sondern eine Arzneikrankheit zum Gegenstand hat. Auf die physiologischen Arzneiprüfungen muß die differentielle Diagnostik ebenso gut ihre Anwendung finden, wie auf die Pathologie überhaupt; was von der Pathologie im Allgemeinen gilt, gilt auch von der Arzneimittellehre. Und wie der Arzt bei der Diagnostik durch Ausschließung aller ähnlichen Fälle den wahren Charakter und materiellen Grundvorgang eines bestimmten Krankheitsfalles herausfindet, so muß er auch bei der Therapeutik durch Ausschließung aller nur scheinbar

ähnlich wirkenden Arzneien das wahre homöopathische Heilmittel zu entwickeln streben.

Meningitis und **Typhus** sind zwei Krankheiten, die sich in ihren Symptomen öfters sehr ähneln, sodaß es für den Arzt nicht immer leicht ist, dieselben zu unterscheiden, und nur durch eine sorgfältige Auffassung aller vorhandenen Krankheitserscheinungen die feinen Unterscheidungsmerkmale zwischen beiden ausfindig gemacht werden können. Kraftloses Daniederliegen, Schlafsucht, Kopfschmerz, Delirien, Anschwellung der Milz, beschleunigter Puls, Fieber, Schweiß, Erbrechen im Beginn der Krankheit, Appetitlosigkeit, Durst, Hitze des Kopfes, Durchfall, Verstopfung, Katarrh, unwillkürliche Entleerungen sind Erscheinungen, welche bei beiden Krankheiten vorkommen, und deshalb für sich allein im Unklaren lassen, welche von beiden man vor sich habe. Dagegen ist der Kopfschmerz bei Typhus nie so heftig, wüthend, noch so anhaltend, wie bei Meningitis; bei ersterer Krankheit ist die Zunge stets belegt, bei letzterer öfters wenigstens in der ersten Zeit nicht, bei ersterer findet sich oft Roseola auf der Haut, bei letzterer nicht. Der Puls ist bei ersterer stets beschleunigt, bei letzterer häufig trotz großer Hitze nicht, zuweilen sogar seltener, groß und langsam. Konvulsionen, Verdrehen der Augen, Zähneknirschen, Kinnbackenkrampf, Kaubewegungen mit dem Munde, Kontrakturen der Nackenmuskeln, Lähmungen sind bei Meningitis die gewöhnlichsten Erscheinungen, bei Typhus sehr ungewöhnlich. Starke Erweiterung und Unbeweglichkeit der Pupille, Störung des Sehvermögens, Amaurose, Augenlidlähmung, Schielen deuten mit Bestimmtheit auf Meningitis hin.

Nun giebt es viele Arzneien, welche jene dem Typhus und der Meningitis gemeinschaftlichen Symptome ebenfalls hervorbringen; um deshalb zu erfahren, welche von diesen Arzneien homöopathische Heilmittel für Typhus, und welche für Meningitis seien, muß der Arzt namentlich auf die jeder Arznei ausschließlich zukommenden physiologischen Wirkungen achten. Da finden sich denn verschiedene Arzneien, deren physiologische Wirkungen bestimmt darauf hinweisen, daß sie vorzugsweise auf das Ge-

hirn einwirken, Kongestion und Entzündung im Gehirn bewirken, zu Typhus aber weniger Verwandtschaft besitzen.

Belladonna bewirkt bei Gesunden Krämpfe, Zuckungen, Konvulsionen, alle Zeichen von Blutandrang nach dem Kopfe, die heftigsten Kopfschmerzen, Neigung mit dem Kopfe in die Kissen zu bohren, erweiterte Pupillen, amaurotische Blindheit, Kinnbackenkrampf, Zähneknirschen, wüthende Delirien. — Helleborus niger hat unter seinen physiologischen Wirkungen: konvulsivische Bewegungen der Muskeln, krampfhafte Steifheit der Glieder, Puls wenig beschleunigt oder selbst langsam, Bohren mit dem Kopfe in die Kissen, also Kontraktur der Nackenmuskeln, Pupillen erweitert, Neigung zum Starrsehen, Augen halb geöffnet, Zurücksinken des Kopfes beim Aufrichten des Körpers, Irrereden. — Cina bewirkt: Zuckungen, Konvulsionen, Zusammenschrecken, Aufschreien im Schlafe, Kopf rückwärts oder auf die Seite gelehnt, starke Hitze, am meisten am Kopfe, Erbrechen bei reiner Zunge — als Beweis, daß das Erbrechen nicht durch Verdauungsstörung, sondern durch Nervenreflex entsteht —, Delirien, erweiterte Pupillen, Zähneknirschen, Unvermögen zu schlingen.

Man sieht also, der homöopathische Arzt kann bei der Wahl des wesentlich ähnlichen Heilmittels die charakteristischen Unterschiede zwischen Typhus und Meningitis wohl berücksichtigen. Von Belladonna weiß man überdies durch Sektionsbefunde nach Vergiftungen, daß es starken Blutandrang nach dem Gehirn hervorruft; man fand das Gehirn roth, in allen Gefäßen von Blut strotzend, Anhäufung von schwarzem dünnflüssigem Blute in den Behältern der Dura mater, Pia mater und in der Gehirnsubstanz. Nach Vergiftung durch Helleborus niger fand man bei der Leichenöffnung das Gehirn welk und weich, und an Thieren die Gehirnventrikel ohne Flüssigkeit, die venösen Gefäße an der Oberfläche mit schwarzem Blute angefüllt, die Pia mater stark injicirt.

Auch Arsenik zeigt die Erscheinungen der Meningitis: kraftloses Hinliegen mit eingefallenen Augen und offenem Munde, Konvulsionen mit Verdrehung der Glieder, Lähmungen, Kontrakturen, Unruhe und Umherwerfen, Aufschrecken und Zusam-

menfahren im Schlafe, Zähneknirschen, kalter Schweiß am Kopfe, bewußtloses Niederliegen, Sprachlosigkeit, außerordentlich heftige Kopfschmerzen, mit Brechübelkeit beim Aufrichten im Bette (den Kopfschmerz bei Meningitis tuberculosa soll gewöhnlich Erbrechen begleiten, was gern eintritt, wenn der Kranke aufsitzt, auch im nüchternen Zustande), hervorgetretene, stiere, nach oben verdrehte Augen, stierer Blick, schwieriges Schlingen, wie von Lähmung des Schlundes und der Speiseröhre. Und Sektionsbefunde an solchen, die durch Arsenikvergiftung starben, zeigten: Turgescenz der Gehirngefäße, Entzündung der Gehirnhäute, seröse Ergießung in die Ventrikel, Entzündung des Hirnmarkes.

Canthariden besitzen in ihren physiologischen Wirkungen ebenfalls viel Aehnlichkeit mit Gehirnentzündung: Konvulsionen, Starrkrampf mit Kinnbackenkrampf und nachträglichen Lähmungen, Verdrehung der Glieder, Puls hart und aussetzend, größte Hinfälligkeit, Delirien, Augen hervorstehend, in krampfhafter Bewegung mit stierem Blicke, Zähneknirschen mit schäumendem Speichelflusse, Unvermögen zu schlingen. Und Sektionen an Menschen nach Cantharidenvergiftung haben ergeben: blutstrotzende Gefäße des Gehirnes, Verdickung des Gefäßnetzes des Gehirnes, besonders des kleinen, welches mit einer sehr dicken ausgeschwitzten Lymphe bedeckt ist, während eine Menge seröser Flüssigkeit in der Basis des Schädels sich befindet.

Der pathologisch-anatomische Befund bestätigt also die aus den Krankheitserscheinungen ersichtliche Einwirkung dieser Arzneien auf das Gehirn; es ist demgemäß die Anwendung anderer Arzneien bei Meningitis auch ohne die pathologisch-anatomische Bestätigung gerechtfertigt, wenn nur die physiologischen Wirkungssymptome dieser Arzneien dem eigenthümlichen Krankheitsbilde der Meningitis entsprechen. Gleichwie der Arzt in einem Krankheitsfalle durch die äußerlich wahrnehmbaren Krankheitserscheinungen erkennt, ob vorhandene Delirien primär von einer Krankheit des Gehirns ausgehen, oder ein konsekutiver Folgezustand von Typhus, Scharlach, Lungenentzündung u. s. w. sind, ebenso muß er aus den physiologischen Wirkungen einer Arznei zu bestimmen im Stande sein, auf welchem materiellen Grund-

vorgange im Organismus die von der Arznei hervorgebrachten Delirien beruhen, ob sie von Gehirn, Lunge, Darmkanal u. s. w. ausgehen.

Es ist am besten, durch Anführung einiger homöopathischer Heilungen anschaulich zu machen, in welcher Weise die Homöopathie die differentielle Therapeutik auszuüben und mittelst derselben Sicherheit in die Wahl des Heilmittels zu bringen vermag.

In der Vorrede zu Dr. von Bönninghausen's therapeutischen Taschenbuche für homöopathische Aerzte findet sich folgender Fall aufgeführt: „E. N. aus L., ein Mann von einigen 50 Jahren, blühender, fast allzu rother Gesichtsfarbe, in der Regel heiteren, bei den heftigeren Anfällen aber zu Zornausbrüchen geneigten Gemüths mit deutlich nervöser Aufgeregtheit, leidet schon seit einem Paar Monaten, — (nach vorgängiger allopathischer Vertreibung eines sogenannten rheumatischen Schmerzes der rechten Augenhöhle durch äußere Mittel, welche nicht zu erfahren waren,) — an einer eigenen Art von heftigen Schmerzen am rechten Unterschenkel, welche die sämmtlichen Muskeln der hintern Seite, namentlich die Wade bis zur Ferse herab, jedoch nicht die Gelenke des Knies oder Unterfußes ergreifen. Den Schmerz selbst beschreibt er als ein höchst schmerzhaftes klammartiges, zuckendes Reißen, oft von Stichen unterbrochen, die von Innen nach Außen gehen, in der Morgenzeit aber, wo der Schmerz überhaupt viel erträglicher ist, dumpf wühlend und wie zerschlagen. Die Schmerzen verschlimmern sich gegen Abend und in der Ruhe, besonders, nach vorgängiger Bewegung, im Sitzen und Stehen, und namentlich, wenn er dies bei einem Spaziergange im Freien thut. Während des Gehens selbst springt der Schmerz oft plötzlich von der rechten Wade in den linken Oberarm, und wird dann am unerträglichsten, wenn er die Hand in die Rocktasche, oder in den Busen steckt und den Arm ruhig hält, während er durch Bewegung des Arms gelindert wird und davon oft plötzlich zur rechten Wade zurückkehrt. Die meiste Erleichterung gewährt Auf- und Abgehen in der Stube und Reiben des leidenden Theiles. Die Nebenbeschwerden bestehen in Schlaflosigkeit vor Mitternacht, abendlichen,

öfters wiederkehrenden Anfällen von schnell überlaufender Hitze mit Durst, ohne vorgängigen Frost, widrigfettigem Mundgeschmack mit Uebelkeit im Halse und in einem, fast beständigen, drückenden Schmerze in dem unteren Theile der Brust und in der Herzgrube, als wenn sich daselbst etwas herausdrängen wollte."

Welche Arznei ist nun für diesen Krankheitsfall das wesentlich ähnliche, homöopathische Heilmittel? — Um dies zu ermitteln, muß man sehr genau zu Werke gehen, denn es giebt verschiedene Arzneien, welche mehr oder weniger ähnliche Schmerzen erzeugen. Die Arzneien, welche namentlich in Betracht kommen, sind Asa foetida, Rhododendron, Colchicum, Valeriana, China, Pulsatilla.

Asa foetida bewirkt zwar absetzende, reißende Schmerzen, allein man findet unter ihren Wirkungen nicht das Ueberspringen der Schmerzen von einem Theil auf den anderen, noch die Verschlimmerung derselben in der Ruhe und Besserwerden bei Bewegung. Diese beiden Umstände sind aber für die Charakterisirung des vorliegenden Falles zu wichtig, um übersehen werden zu dürfen.

Rhododendron bewirkt: reißende Schmerzen in den Gliedern, in der Ruhe schlimmer, auch umherziehend, vom Oberarm bis Rücken und Unterschenkel; aber die Schmerzen sind nicht zuckend, und befallen meist die Gelenke, während hier gerade die Gelenke verschont sind. Es fehlt der widrig fettige Mundgeschmack; auch bringt Rhododendron nicht vorzugsweise überlaufende Hitze ohne Frost hervor, und die eigenthümliche sehr erregbare Gemüthsverfassung paßt nicht zu den Wirkungen dieses Mittels.

Colchicum entspricht dem Krankheitsfalle noch weniger: es hat zwar zuckendes Reißen in verschiedenen Muskeln, aber der überspringende Schmerz, die Verschlimmerung in der Ruhe und Besserung in der Bewegung finden sich bei dieser Arznei nicht.

China ruft hervor: zuckendes Reißen in verschiedenen Gliedern, auch herumziehend, sowie nervöse Ueberreiztheit des Gemüthes; die Verschlimmerung der Schmerzen in der Ruhe fehlt

aber; sodann ist für China charakteristisch, daß die Schmerzen durch Berührung entweder erregt oder verschlimmert werden, während im vorliegenden Falle Reiben des leidenden Theils gerade Erleichterung gewährt.

Pulsatilla bewirkt: reißende, ziehend zuckende Schmerzen, die schnell von einem Theil auf den andern überspringen, Zerschlagenheitsschmerz; Erhöhung der Schmerzen in der Ruhe, im Sitzen, Liegen, dagegen Besserung durch Bewegung, Gehen, Aufdrücken; fettiger Mundgeschmack, Schlaflosigkeit vor Mitternacht. Bis hierher paßt Pulsatilla vortrefflich. Indessen sprechen mehrere Umstände gegen dieses Mittel: erstlich ist Frost bei Weitem charakteristischer für dasselbe als Hitze; und dann hat Pulsatilla melancholische, verzagte Stimmung, ruhiges stilles Wesen, Neigung zum Weinen, ängstliche Besorgtheit im Gefolge, während der vorliegende Gemüthszustand ein ganz anderer ist.

Valeriana endlich bewirkt: rheumatische Schmerzen, meist außerhalb der Gelenke; reißend klammartiges Zucken; Zerschlagenheitsschmerz, früh nach dem Aufstehen, Erscheinen der Schmerzen Abends in der Ruhe, Milderung derselben durch Bewegung und Veränderung der Lage; Wechsel der Schmerzen von den Armen zu den Beinen, und zwar beim Gehen „im linken Arme ziehend stechendes Reißen, später im Gehen einem Schmerze in Knieen und Füßen weichend"; überlaufende Hitze ohne vorgängigen Frost, Geschmack wie von stinkendem Talge, in der Herzgrube drückender Schmerz und Herausdrängen im linken Hypochondrium; Heiterkeit, aber Neigung zu krankhafter Aufgeregtheit der Nerven.

Valeriana ist also entschieden diejenige Arznei, welche unter allen in ihren physiologischen Wirkungen den vorliegenden Krankheitserscheinungen am allseitigsten und vollkommensten homöopathisch entspricht. So kam es denn, daß nach einer einzigen Gabe der Valeriana das ganze Leiden mit sämmtlichen Nebenbeschwerden binnen 3 Tagen vollständig und dauernd gehoben wurde. —

In der allg. homöopathischen Zeitung Bd. 55. No. 20. findet

sich folgender Fall von Theuerkauf in Westphalen: „Ein 20jähriger gesunder junger Mann erbat sich vor einiger Zeit meine Hülfe gegen folgendes Uebel, woran er seit ungefähr 14 Tagen litt: Hodensack, Schamberg und Penis waren von juckenden, brennenden Bläschen besetzt, welche einen gelblichen, dünnen Eiter in großer Menge absonderten, dabei waren die leidenden Theile bedeutend geschwollen, sodaß namentlich die Vorhaut eine Art Paraphimosis bildete. An der Krätze oder sonstigem Ausschlage will Patient nie gelitten haben."

Bläschen an den männlichen Geschlechtstheilen bringen verschiedene Arzneien als physiologische Wirkungen hervor; bis jetzt sind in dieser Hinsicht bekannt: Causticum, Graphites, Quecksilber, Phosphorsäure, Rhus Toxicodendron, Thuja occidentalis.

Causticum bewirkt größere Blasen an der Vorhaut, die zu Geschwüren werden, und Jucken am Hodensacke, aber keine Geschwulst der Theile.

Graphit hat am Hodensacke Jucken und nässenden Ausschlag, aber keine Geschwulst und Paraphimose.

Der Ausschlag durch Quecksilber zeigt sich an der Vorhaut oder Eichel, nicht an den äußeren Hauttheilen.

Salpetersäure ruft starke Geschwulst und Phimose mit flachen Geschwüren an Vorhaut und Harnröhrenmündung, sowie juckende Bläschen an der Vorhaut hervor, weniger aber Ausschlag an der äußeren Haut der Geschlechtsorgane.

Phosphorsäure hat: Jucken am Hodensacke, Entzündungsgeschwulst des Hodensackes, kleine rothe Blüthchen am Hodensacke und an dem hintern Theile der Ruthe, mit Hitzegefühl darin. Von Entzündungsgeschwulst und Hitze ist aber hier nicht die Rede; auch findet man unter den physiologischen Wirkungen der Phosphorsäure keine Bläschen mit Eiterabsonderung.

Rhus Toxicodendron bewirkt: brennend juckenden Ausschlag am Hodensacke, und zwar kleine gelbe Bläschen, die zusammenlaufen und nässen, wobei die größeren in Eiterung übergehen; Geschwulst des Hodensackes und der Geschlechtstheile überhaupt; Geschwulst der Vorhaut, wodurch Paraphimose gebildet wird.

Thuja occidentalis paßt sehr wenig: es ruft namentlich Geschwulst, Bläschen und Geschwüre an Vorhaut und Eichel hervor, ohne Geschwulst der äußeren Theile.

Augenscheinlich also entsprechen die physiologischen Wirkungen des Rhus Toxicodendron bei weitem am meisten dem vorliegenden Falle; es heißt deshalb in der allg. homöopathischen Zeitung weiter: „Ueber die Wahl des Mittels konnte ich bei so charakteristischen Zeichen nicht in Zweifel sein: Rhus 2. heilte das Uebel in einigen Tagen.“ —

Im März 1855 kam mir folgender Fall zur Behandlung: Eva St., 13jährige Tochter eines Schuhmachers, seit mehreren Tagen unwohl. Gesicht beiderseits geröthet und bedeutend geschwollen, sodaß die Augenlidspalte geschlossen war, das Schlingen erschwert und schmerzhaft, die Mandeln geschwollen, der hintere Theil des Rachens geröthet, die Gegend hinter dem linken Ohre geschwollen und schmerzhaft, die Füße und Unterschenkel bis herauf zu den Knieen in bedeutendem Grade ödematös geschwollen. Kein Appetit, aber viel Durst, Fieber mäßig, Puls wenig beschleunigt; Stuhlgang wässerig, gelblich mit Schleimflocken, öfters den Tag über, ohne Schmerzen. Ausschlag auf der Haut war weder zur Zeit sichtbar, noch früher dagewesen; auch herrschte in der Stadt zur Zeit keine Scharlachepidemie. Eine veranlassende Ursache war nicht zu ermitteln.

Jede einzelne von diesen Krankheitserscheinungen findet sich bei verschiedenen Arzneien: Geröthete Geschwulst des Gesichtes (erysipelatöse) besitzt Belladonna, Lachesis, Apis mellifera, Rhus, Hepar sulphuris, Pulsatilla, Sulphur. — Anschwellung der Mandeln und Rachenentzündung, Angina tonsillaris hat Belladonna, Hepar, Mercur, Lachesis, Apis, Thuja, Salpetersäure, Schwefel, Baryt, Arsenik. — Oedematöse Geschwulst der Unterschenkel entsteht nach Arsenik, China, Lachesis, Apis, Quecksilber, Pulsatilla, Rhus, Schwefel, Eisen. — Durchfall mit wässerigen gelben Ausleerungen trifft man bei Arsenik, Rhus, China, Chamille, Quecksilber, Koloquinthen, Dulcamara, Ipecacuanha, Apis.

Allen vorhandenen Krankheitserscheinungen entspricht daher, wie man sieht, blos Apis mellifera, Bienengift. —

Quecksilber hat zwar Angina tonsillaris, Oedem der Beine und gelblichen Durchfall, aber nicht allgemeine rothlaufartige Gesichtsgeschwulst. — Lachesis ruft Gesichtsgeschwulst, Oedem der Beine und Angina tonsillaris hervor, dagegen ist diesem Mittel Verstopfung und Hartleibigkeit, aber nicht gelber Durchfall eigen. — Für Schwefel sind ebenfalls die gelben Durchfallstühle und die hochgradige ödematöse Anschwellung der Extremitäten weniger charakteristisch. — Arsenik bewirkt wässerige gelbe Ausleerungen und Oedem der Beine, aber nicht rothlaufartige Geschwulst des Gesichtes, und außerdem eignet sich Arsenik vorzugsweise für Angina tonsillaris mit brandigem, fauligem Charakter, der hier nicht besteht. — Rhus bewirkt mehr entzündliche und erysipelatöse, als ödematöse Geschwülste; auch fehlt bei ihm die Angina tonsillaris. — Belladonna hat Gesichtsrothlauf und Angina tonsillaris, aber keine ödematöse Geschwulst oder gelbe Durchfälle. — Bienengift bewirkt aber: bedeutende Geschwulst des Gesichtes mit Röthe, sodaß die Augen fast ganz geschlossen werden; schmerzhaftes erschwertes Schlingen, Röthe und Geschwulst der Mandeln, des Zäpfchens und Rachens; schmerzlose, gelbe, wässerige Durchfälle, und wassersüchtige Anschwellungen, Oedem der oberen und unteren Extremitäten.

Der Erfolg entsprach ganz dieser differentiellen Therapeutik. Die Kranke erhielt anfangs Belladonna, Lachesis, Quecksilber, Arsenik hinter einander, aber ohne Heilerfolg; nur auf Lachesis mäßigte sich das schmerzhafte Schlingen etwas, sonst blieb Alles unverändert. Nach Apis 3. jedoch war schon am 2. Tage die Gesichtsgeschwulst und Mandelbräune, sowie der Durchfall, Fieber beseitigt, der Appetit und Schlaf gut, nur die Geschwulst der Unterschenkel bestand noch; am 5. Tage war auch diese letztere sehr bedeutend verringert und am 7. Tage vollständig verschwunden. Das Mädchen saß auf dem Stuhl, und ging nach wenigen Tagen wieder ins Freie.

Eine Frau von etwa 60 Jahren wurde von Typhus befallen mit folgenden Erscheinungen: außerordentliche Schwäche, allgemeine Schmerzhaftigkeit des ganzen Körpers, völlige Schlaflosigkeit; Kopf und Bewußtsein frei, gänzliche Appetitlosigkeit, dage-

gen beständiger brennender Durst, öfterer schwärzlicher Durchfall; Puls schwach, mäßig beschleunigt, Haut mehr kühl als warm anzufühlen. — Jede dieser einzelnen Krankheitserscheinungen findet sich unter den physiologischen Wirkungen vieler Arzneien; aber trotzdem ist das gesammte Krankheitsbild so charakteristisch, daß kein homöopathischer Arzt über das zu wählende Mittel in Zweifel sein wird. Die Frau erhielt Arsenik, worauf sofort die Symptome abnahmen und die Frau in wenigen Tagen völlig hergestellt war, und zwar merkwürdiger Weise, ohne daß ich die Größe der Milz perkutirt hatte, was die physiologischen Aerzte nicht werden begreifen können. —

Oft entscheidet bei der Wahl des homöopathischen Heilmittels ein einziges, zuweilen scheinbar unwesentliches Symptom, wenn sich dieses nur bei einer Arznei als physiologische Wirkung vorfindet. Derartige Beispiele sind folgende:

S. allg. homöopathische Zeitung Bd. 53. No. 7.: „Eine Dame leidet an heftigem Husten, welcher sich nach jedem Essen einstellt und mit Erbrechen des Genossenen endet. Diese Anfälle kamen regelmäßig von zwei zu zwei oder drei Monaten wieder und steigerten sich dann so, daß die Kranke gar nichts mehr genießen konnte und ihre Kräfte gänzlich herabkamen. Dieser Zustand hielt immer 1 — 2 Wochen an. Diesmal wendete sich die Kranke gleich nach dem 1. Anfalle an mich. Eine einzige Gabe Antimonium tartaricum 2. beseitigte das Leiden gänzlich." — Husten nach jedem Essen mit Erbrechen des Genossenen findet sich aber bei keiner Arznei so ausgesprochen als physiologische Wirkung, wie bei Brechweinstein.

S. allg. homöopathische Zeitung Bd. 53. No. 5.: „Der Lehrer Temme in Menzell, 26 Jahre alt, war in seiner Jugend skrophulös, litt an skrophulösen Drüsengeschwülsten, welche auch theilweise in Eiterung übergingen. Seit 8 Jahren wurde abwechselnd bald die Nase hart und schwoll an, bald die Unter- (Ober-?) lippe steif und hart wie Holz. Letzteres Uebel kam periodisch und wie krampfartig, die Lippe verzog sich, hinderte ihn am Sprechen, ja machte dasselbe auf Augenblicke unmöglich, was ihn besonders beim Schulunterricht sehr störte. Er hatte,

weiß Gott wie viele Aerzte gebraucht, aber ohne allen Erfolg. Am 2. März kam er deshalb zu mir. Da ich auf die Grundkrankheit (Skropheln) mein Augenmerk richtete, gab ich ihm Sulphur 2., dann Calcarea 2. am 9. März. — Am 16. Belladonna 3. Hierauf trat wohl etwas Besserung ein, auch erfolgten die Lippenkrämpfe seiner Aussage nach seltener. Da las ich unter Euphrasia in Jahr's Handbuche: Oberlippe steif, als wäre sie von Holz. Ich gab ihm 4 Dosen Euphrasia $^{2}/_{30}$, jeden Abend eins zu nehmen. Nun blieb Patient aus. Ich dachte, er wäre wieder zu einem andern Arzte gegangen. Endlich erkundigte ich mich bei einem andern Kranken aus demselben Orte, und er ließ mir dankend und freudig sagen: die letzten Pulver hätten gleich geholfen und er befinde sich ganz wohl.“ —

Kräftiger Mann, mittlerer Dreißiger, Seifensieder, litt seit etwa 8 Wochen an einem Nagelgeschwüre; unter dem Nagel des linken Daumens sonderte sich fortwährend, besonders beim Aufdrücken, ein dünner übelriechender Eiter ab; der Nagel war blasser von Ansehen, als der der rechten Hand. Zuweilen klopfender Schmerz oder Stiche; das vordere Glied des kranken Daumens wenig beweglich. Im Uebrigen war der Kranke gesund.

Gegen Nagelgeschwüre und Panaritien giebt es verschiedene homöopathische Heilmittel: Sulphur, Silicea, Lachesis, Arsenik, Hepar sulphuris, Pulsatilla, Calcarea carbonica. Der Kranke erhielt zuerst Arsenik; darauf änderte sich jedoch in Zeit von etwa 14 Tagen gar nichts. Alsdann Lachesis, worauf sich die Eiterabsonderung zwar etwas minderte, doch bei wiederholtem Aufdrücken auf den Nagel immer noch ein Wenig zum Vorschein kam. Nach ungefähr 6 Wochen erschien aber nach einer unbedeutenden Veranlassung die Eiterung in erhöhtem Grade wieder; Lachesis, noch einmal gereicht, änderte nichts. Da erfuhr ich beiläufig, daß der Kranke an der Spitze des linken Ellbogens — also auf derselben Seite, wo sich das Nagelgeschwür befand — eine etwa wallnußgroße Balggeschwulst habe. Dieses Symptom „Balggeschwulst an der Spitze des Ellbogens“ findet sich aber unter Hepar sulphuris. Der Kranke erhielt daher Hepar 3., und als ich nach 4 Tagen den Kranken wiedersah, war jede

Eiterung, auch beim Aufdrücken, spurlos verschwunden, und erschien nicht wieder. Das Interessanteste war aber, daß auch die Balggeschwulst kleiner wurde, und nach kurzer Zeit vollständig verschwand, ohne bis jetzt nach etwa 3 Jahren wiedergekehrt zu sein.

Frau von 64 Jahren, seit 3 Wochen unwohl, während dieser Zeit in allopathischer Behandlung gewesen, zeigt folgendes Krankheitsbild: Außerordentliche Schwäche und Mattigkeit, liegt im Bett. Gänzliche Appetitlosigkeit, sogar Ekel vor Speisen. Spannen in der Magengegend; bei Druck ist dieselbe jedoch nicht schmerzhaft. Hat schon früher verschiedene Speisen nicht vertragen können und leicht Magendrücken verspürt. Stuhlgang regelmäßig, Urin dunkel, Haut trocken, Füße früher feucht, jetzt aber ebenfalls trocken. Neigung zu Kälte der unteren Extremitäten. Schlaf noch ziemlich gut, wenn auch unterbrochen, Puls nicht beschleunigt, und regelmäßig jeden 3. Schlag aussetzend und unfühlbar.

Das letzte Symptom, die Beschaffenheit des Pulses, ausgenommen ist dies ein Krankheitsbild von sehr allgemeiner Art, für welches das einzig passende homöopathische Heilmittel aufzufinden sehr schwer wäre. Die letzte Erscheinung aber, das Aussetzen des Pulses mit jedem 3. Schlage, findet sich nur unter den physiologischen Wirkungen einer Arznei, der Salzsäure. Die Kranke erhielt demnach Acidum muriaticum, eine Gabe. Am folgenden Tage war die wichtigste objektive Krankheitserscheinung, das Aussetzen des Pulses, völlig verschwunden, und es nahm nun rasch die Mattigkeit ab und der Appetit zu, sodaß die Kranke schon am 4. Tage wieder in der Stube umherging, und den 10. Tag als ganz geheilt angesehen werden konnte.

Ein kräftiger, junger Mann litt seit ein paar Tagen an Kopfschmerz, besonders im Hinterhaupte, der bei der geringsten Bewegung des Kopfes, bei Schütteln, Bücken, schlimmer wurde. Den Schmerz beschreibt er als ein Spannen, als ob Wasser im Kopfe wäre. Daneben starker Stockschnupfen, wozu der Kranke überhaupt sehr geneigt ist; allgemeine Angegriffenheit. — Unter den physiologischen Wirkungen von Sambucus findet sich spannender Kopfschmerz, als wäre Wasser darin. Der Kranke er-

hielt also dieses Mittel. Den folgenden Tag begegnete er mir auf einem Spaziergange und sagte, der Kopfschmerz wäre wie weggeblasen gewesen. —

Ein Mädchen von etwa 1½ Jahr bekam an Kinn und Ohren einen krustigen Ausschlag, Crusta lactea, im Uebrigen war sie wohl. — Unter den vielen homöopathischen Mitteln, welche derartigen Ausschlag erzeugen, das passende herauszufinden, ist meist sehr schwierig. Als näherer Anhaltepunkt diente in diesem Falle der Umstand, daß die Haut beider Wangen sehr dick und hart war mit Abschilferung der Epidermis. Dieses Symptom, sowie krustiger Ausschlag im Gesichte findet sich bei Viola tricolor. Das Kind erhielt dieses Mittel. Als ich das Mädchen den 3. Tag wiedersah, war der Ausschlag bereits im Abtrocknen begriffen und nach 10—14 Tagen vollständig verschwunden.

Aus allen diesen Fällen ersieht man, daß die Homöopathie eine differentielle Therapeutik zu begründen und folglich wahrhafte Sicherheit in die Heilkunst zu bringen vermag.

In Betreff der letzteren Heilungsgeschichten, in welchen ein vereinzeltes Symptom für die Wahl des Heilmittels entscheidend ist, werden Viele gewiß über Symptomendeckerei die Nase rümpfen, aber sehr mit Unrecht; der sofortige Heilerfolg beweist klar, daß keine Symptomendeckerei vorliege. Der materielle Grundvorgang der Krankheit spricht sich, wie erwähnt, sehr oft in physiologisch noch unerklärten äußeren Krankheitserscheinungen, subjektiven und objektiven, aus, und wenn man alle noch unerklärte äußere Erscheinungen bei der Wahl des Heilmittels unberücksichtigt lassen wollte, so wäre wenigstens Sicherheit der Heilung völlig unmöglich gemacht. Der Arzt muß sich freilich sehr hüten, nicht in wirkliche Symptomendeckerei zu verfallen, d. h. sich gedankenlos blos an den Wortlaut zu halten und eine Arznei schon deshalb für das homöopathische Heilmittel anzusehen, weil eine physiologische Wirkung derselben wörtlich ebenso lautet, wie ein einzelnes Symptom der zu heilenden Krankheit. Der Arzt muß sich stets seiner Aufgabe bewußt bleiben, aus den vorhandenen Krankheitserscheinungen den

primären Sitz der innern materiellen Störung und ihren besonderen Charakter, also den eigentlichen Heerd der Krankheit abzuleiten.

Ich erinnere mich selbst eines Falles, wo ich in solche wirkliche Symptomendeckerei verfiel: Eine Frau in den mittleren Jahren, deren Geschwister alle an Tuberkulose gestorben waren, litt, um mich kurz auszudrücken, an erethisch-skrophulöser Conjunctivitis, die in einzelnen Anfällen von Zeit zu Zeit in heftigem Grade wiederkehrte. Während der Anfälle: starke Gefäßinjektion der Conjunctiva palpebrarum und bulbi, außerordentliche Lichtscheu, die heftigsten stechenden und brennenden Schmerzen, brennende Hitze als wenn Kohlen vor dem Auge lägen, starker Ausfluß von beißenden Thränen. Ich hielt mich an diese Erscheinungen, gab hinter einander wegen der starken Kongestion Belladonna, wegen der brennenden Schmerzen und Thränen Arsenik, ferner wegen mehrmals auftretender Gerstenkörner Pulsatilla, wegen der großen Hitze und Thränen Kreosot, wegen der bis in die Stirn hinaufgehenden Schmerzen und Neigung zu Hartleibigkeit Lycopodium; aber kein Mittel half das Geringste, nur Aconitum mäßigte jedesmal die Entzündung und Schmerzen, ohne jedoch deren Wiederkehr zu verhüten. — Ich hatte indessen einen für den Sitz und Charakter des Uebels gerade wesentlichen Umstand übersehen, nämlich die übermäßig starke und anhaltende Menstruation von hellrothem Blute, und daß zur Zeit derselben das Augenleiden stets am heftigsten war. Die Kranke wandte sich an einen entfernter wohnenden homöopathischen Arzt, welcher, den Charakter der Krankheit richtig erkennend, sogleich C a l c a r e a c a r b o n i c a zuschickte, worauf sofort die Augenentzündung vollständig gehoben wurde und nicht wiederkehrte.

Noch 2 Heilungsgeschichten mögen hier erwähnt sein, um die Heilfähigkeit der Homöopathie darzuthun.

Die erste findet sich in der allgem. homöop. Zeitung Bd. 53. No. 10., von Dr. T i e t z e r in Königsberg:

Der Reg.-Kanzleibeamte D., 58 Jahre alt, graciler, nervöser Konstitution, sanguinisch-cholerischen Temperaments, der vor 38 Jahren psorisch gewesen, vor 37 Jahren eine Gonorrhöe

gehabt, als ganz junger Mensch ein Nervenfieber überstanden, erfreute sich im Allgemeinen einer guten Gesundheit und lebte in seiner Häuslichkeit mit Frau und Kindern zufrieden und glücklich. Ohne nach seiner Versicherung je Onanie getrieben zu haben, hatte er dennoch sehr häufig mit Pollutionen zu kämpfen, die ihn sehr schwächten und allmählig fast ganz impotent machten. Vor sechs Jahren bekam er rheumatische Schmerzen im rechten Arme, die er nach 6 Wochen durch allopathische Behandlung verlor. Vor 3 Jahren wurde er in Folge einer Erkältung bei rauhem und nassem Wetter plötzlich auf der Straße von Schwindel befallen und mußte nach Hause gebracht werden; er soll dann mehrere Tage delirirt haben und an der Sprache gelähmt gewesen, aber nach sehr kurzer Zeit wieder gesund geworden sein. Vor etwa 2 Jahren bekam er, wie er glaubt, ebenfalls durch Erkältung, Schmerzen im rechten Beine, die sich allmälig nach dem Kreuze, dem Rücken und dem Nacken gezogen hatten. Anfangs konnte er dabei noch ausgehen, bis die Schmerzen nach und nach so überhand nahmen, daß er das Zimmer zu hüten gezwungen wurde. Ein allopathischer Arzt gab sich die größte Mühe mit dem ganzen Geschütze, das ihm zu Gebote stand, um wenigstens eine Erleichterung seiner Qualen herbeizuführen; aber vergebens. Darauf zog er einen homöopathischen Arzt zu Hilfe, der aber, noch bevor er bei diesem Patienten irgend einen Erfolg erzielt hatte, selbst erkrankte. Während dessen Erkrankung trat ich für ihn bei dem Patienten ein, des Kollegen Verordnungen befolgend. Später ließ mich dieser Kranke, der sich für rettungslos verloren hielt und schon lange allen Aerzten, aus deren Mienen er dies herausgelesen haben wollte, entsagt hatte, zu sich bescheiden, um jetzt nur noch meine aufrichtige Meinung zu hören, ob auch ich sein Leiden für unheilbar halte. Nach einer genauen Befragung und Untersuchung des Kranken, erklärte ich ihm, daß ich entgegengesetzter Ansicht sei und ihn noch herzustellen hoffe.

Krankheitsbild. — Nicht wenig erstaunt war ich, als ich den Patienten von Neuem erblickte; ich fand in der Zeit, seitdem ich ihn nicht gesehen, eine so bedeutende Verschlimmerung

des Krankheitszustandes, daß ich ihn gar nicht wieder erkannte. Er war zum Gerippe abgemagert und seine Gesichtszüge drückten ein tiefes Leiden aus. Der Kranke kann nicht gerade stehen, sondern ist stets gebückt mit herabhängendem Kopfe und mit stark nach außen tretenden Wirbeln, sodaß die Wirbelsäule fast eine konvexe Krümmung bildete. Bei Besichtigung und Untersuchung des Rückgraths bemerkte man den letzten, also den 11. Brustwirbel und die beiden ersten Bauchwirbel aus ihrer Lage getreten, welche beim Aufdrücken mit dem Finger gewaltige Schmerzen verursachten. Der Kranke vermochte nur mit großen Schmerzen und in der angegebenen, ganz krummen Haltung eine Weile in der Stube sich vorwärts zu bewegen. Auch das Sitzen und Liegen wurde ihm sehr schwer; er hatte keine Ruhe, er mußte stets seine Lage verändern, wenn er von Schmerzen einigermaßen befreit sein wollte. Diese nahmen größtentheils nur die rechte Seite des Körpers ein und konzentrirten sich besonders auf den rechten Arm und auf das rechte Bein, auf das Kreuz, den Rücken und den Nacken. Die Beine waren schwer, wie gelähmt. Was die Art der Schmerzen betrifft, so waren sie in dem Arme und dem Beine reißend und stechend, im Rücken und Nacken reißend und ziehend; das Gefühl im Rücken nach den Bauchwirbeln war ein ganz richtiges, als wenn daselbst die Wirbel aus der Lage gewichen wären. Patient konnte das Kreuz, ebenso den Nacken nur unter Schmerz drehen, wie wenn die Muskelsehnen und Bänder daselbst mit einander verwachsen wären. Die Nächte brachte Patient größtentheils schlaflos zu wegen innerer Unruhe und steter Nöthigung zur Veränderung der Lage; nur nach großer Ermüdung und Ermattung schlief er ab und zu ein paar Stunden, wobei öfters unwillkürliche Urinentleerungen stattfanden. Am Tage mußte er häufig uriniren, jedesmal mit schneidendem Schmerze in der Harnröhre, wobei immer nur eine kleine Quantität Urin abging. Die Eichel des Gliedes war stets etwas entzündet und es fand schon seit vielen Jahren bei enger Vorhaut ein Eicheltripper statt. Stuhlgang erfolgte nur alle 3—4 Tage und sehr schwer, die Ausleerungen waren sehr hart und mußten mit Gewalt herausgedrängt wer-

den. Appetit zum Essen war ziemlich gut, Zunge fast rein, keine Brustaffektionen, keine besonderen Beschwerden im Unterleibe, die auf eine Krankheit der Leber, der Milz, oder anderer Organe schließen ließen. Kein entschiedenes Fieber, nur ein etwas gereizter Puls wurde gefühlt. Patient klagte zuweilen über Benommenheit des Kopfes und schien an Geist bedeutend geschwächt zu sein, sein ganzes Wesen drückte Aengstlichkeit, Verzagtheit und größte Unruhe aus; die allgemeinen Körperkräfte waren, wie man sich leicht denken kann, bei solchen Qualen gering.

Fassen wir den ganzen Krankheitsverlauf in seinen einzelnen Erscheinungen scharf ins Auge und lassen wir kein einziges Symptom unberücksichtigt, erwägen wir auch dabei die ganze Individualität des Patienten und was damit in Verbindung gestanden, so könnten wir hier interessante physiologisch-pathologische Erörterungen machen, wir könnten das Verhältniß auseinandersetzen, in welchem hier die Rückenmarksaffektion zum Rheumatismus und zu der Knochenaffektion stand und noch Genaueres; aber ich habe es mir hier zur Aufgabe gemacht, nur ein ganz ausführliches Krankheitsbild, treu wie es sich dargeboten, zu liefern und zu zeigen, wie das rechte Mittel gleichsam Wunder thun könne und wir nicht nur in früherer Zeit, sondern auch noch jetzt, wenn wir auf das Genaueste individualisiren, cito, tuto und jucunde heilen. — Dem ganzen auseinandergesetzten Symptomenkomplexe, namentlich den charakteristischen Erscheinungen, die jedem Homöopathen hier in die Augen fallen, entspricht kein anderes Mittel als Calcarea carbonica. Patient erhielt davon eine Gabe in der 30. Potenz. Nach 8 Tagen sah ich den Kranken wieder, der zu meinem größten Erstaunen mir entgegenkam, nicht gebeugt, nicht mit dem finstern, traurigen Antlitz, sondern gerade, aufrecht sich bewegend, heiter und frisch, fast schmerzlos mit keiner Verkrümmung des Rückgraths, auf das ich drücken konnte, ohne daß er dabei Schmerzen empfand, die Beine waren nicht mehr so schwer, sondern leichter und beweglicher, kurz der ganze Körper war ein anderer, fast ein gesunder. Ich ließ die eine Gabe noch 12 Tage wirken. Darauf bekam Patient noch ein Paar Gaben Calc. carb. 30., alle 20

Tage eine und ich hatte die Freude, ihn bald vollkommen gesund zu sehen. Auch nicht ein einziges Krankheitssymptom ist bei dem Manne zurückgeblieben. Ich sah diesen Mann, der von allen seinen Bekannten für verloren gehalten worden, noch in diesen Tagen auf der Straße raschen Schrittes gehen und er sagte mir, daß er von allen seinen früheren Leiden keine Spur mehr empfinde und sich des vorzüglichsten Wohlseins erfreue."

In der allgemeinen homöopathischen Zeitung (Bd. 56, No. 4.) findet sich von Dr. J. M. Schlosser in München ein Fall von Sklero-capsulo-Iritis cum choroideitide partiali et inflammatione tunicae Descemettii chronica:

„Im Frühjahr (März) 1856 erkrankte die Regimentsschuhmachersgattin A. Probst, 36 Jahre alt, von hoher schlanker Statur und etwas cachektisch-anämischer Konstitution, von blaßgelber Gesichtsfarbe und laxer Muskelfaser, an einer schleichenden Entzündung des rechten Auges, welche sie aber wegen geringer Schmerzhaftigkeit gegen vier Wochen lang nicht besonders achtete, sondern trotzdem ihre häuslichen Geschäfte fortbesorgte. Als das Sehvermögen des kranken Auges stets mehr abnahm, die scheinbare Nebelschicht sich mehr und mehr verdichtete, und die Schmerzen heftiger, besonders Nachts anhaltend wurden, ersuchte sie mich um Besichtigung ihres kranken Auges und entsprechende ärztliche Hilfe. Ich fand das rechte Auge sehr lichtscheu, in unsteten Bewegungen, um direkten Lichtreflexen zu entgehen, keine sehr prononcirte Bindehauthyperämie, doch eine leicht ödematöse Aufwulstung dieser Haut an ihrem äußern Segmente, ferner am äußern Hornhautrande die Sklerotika gegen den Lidwinkel in der Breite von drei Linien aufgelockert, und von sehr feinen, in mehreren Lagen übereinandergeschichteten Gefäßchen durchzogen. Die Iris, an sich hellblauer Farbe, hatte an ihrer äußern Hälfte, besonders im innern Kreise eine mattgraue Färbung von der Trübung der descemettischen Hautplatte herrührend; die Pupille reagirte nur sehr träge gegen hellen Lichtreflex, ihr äußerer Rand war wirklich verzogen und an der vordern Kapselwand angelöthet. Diese und die Krystalllinse selbst hatte etwas oberhalb dem Bulbusäquator am äuße-

ren Pupillenrande eine stecknadelkopfgroße weiße Trübung durch Fibrinexsudation erlitten, ohne daß außer einer rauchigen Suffusion der vordern Kapselwand etwas Abnormes zu beobachten gewesen wäre. Von vorn gesehen waren die Schichten der Hornhaut selbst klar, aber an ihrer hintern Fläche die descemettische Haut mit kleinen, weißen, undurchsichtigen Punkten von $\frac{1}{30}$—$\frac{1}{10}$ Linie Durchmesser besäet, was sich besonders deutlich bei der Profilansicht darstellte. Auch die Untersuchung mit der Loupe ließ keine Gefäßentwicklung in der Hornhaut erkennen; und so konnte man diese Trübungen für mechanische Niederschläge croupösen Exsudats halten, wenn sie sich nicht Tag für Tag vermehrt hätten, ohne daß eine auch nur geringe Trübung des Humor aqueus zu bemerken gewesen wäre, zudem auch ihre stets runde Form gegen diese Entstehungsweise sprach.

Die Kranke ist mager, lebt aber, eine feuchte Wohnung ausgenommen, in guten Verhältnissen; war außer einer frühern, wie sie mir beschreibt, ähnlichen Entzündung des andern Auges und öfter wiederholtem Muskelrheumatismus nie krank gewesen, ist seit 7 Jahren verheirathet, normal, doch etwas schwach menstruirt, und hat niemals concipirt. Sie negirt namentlich jede syphilitische Infektion, und ließ auch die objektive Untersuchung nichts darauf Bezügliches erkennen. Die Verdauung und die übrigen organischen Funktionen waren normal. Ich ordnete ihre Diät und reichte ihr nach einander Acon. 3., Bellad. 3., Calcar. 6., Colchicum 3., Sepia 6., Sulphur 12. ohne alle Wirkung auf das leidende Auge. Nach 3 Wochen, in welchen der Krankheitsprozeß immer langsam fortschritt und der Bulbus gegen Palpation sich immer praller zeigte, die Schmerzen zunahmen, erzählte mir die Kranke bei einem abermaligen Examen, daß die Schmerzen im Auge, über dem Oberaugen-Höhlenrand recht brennend wären, vorzüglich Nachts zunähmen und sich dabei reichliche scharfe Thränen ergössen. Wegen dieser Symptome (siehe reine Arzneimittellehre Arsenik Sympt. 82, 94, 101, 103, 106, 108—171) reichte ich Arsen. 6. und die Besserung trat umgehend mit Nachlaß aller Symptome und baldiger Heilung der Entzündung ein. — Gegenwärtig besteht allerdings noch eine Verwachsung der

Iris mit der Linsenkapsel, allein es erzählte mir die Kranke, daß diese als Rest der ersten Entzündung theilweise zurückgeblieben wäre. Pat. sieht aber bei klarer Pupille und reiner Hornhaut nicht viel weniger als mit ihrem gesunden Auge; und der Verlauf der ersten vor Jahren bestandenen Entzündung dauerte dreimal so lange trotz aller Venäsektionen, Blutegel, Blasenpflaster und Pustelsalben als bei der einfachen homöopathischen Behandlung." —

Die Homöopathie vereinigt also, wie wir gesehen haben, theoretisch und praktisch alle Bedingungen in sich, um das erste Erforderniß einer vollkommenen Heilkunst, das tuto curare zu erfüllen. — Es wäre aber thöricht, behaupten zu wollen, die Homöopathie sei auf der jetzigen Stufe ihrer Entwicklung bereits im Stande, für jeden vorkommenden Krankheitsfall wahrhafte Sicherheit der Heilung zu bieten; im Gegentheil muß man leider sagen, daß bis jetzt in den meisten Fällen noch große Unsicherheit herrscht, und die Erfolglosigkeit bei weitem häufiger ist als wirkliche Kunstheilung.

Der homöopathische Arzt hat indessen den Trost, daß das Hinderniß, welches der durchgängigen Sicherheit im Heilen entgegensteht, kein unüberwindliches sei, sondern im Laufe der Zeit mehr und mehr hinweggeräumt werde. Dieses Hinderniß besteht nämlich darin, daß aus der reichen Zahl der von der Natur uns dargebotenen Arzneikräfte erst ein kleiner Theil physiologisch geprüft worden ist, und von diesem schon an sich kleinen Theile nur sehr wenige in erschöpfendem Maße; es giebt sogar kein Arzneimittel, welches in seinen physiologischen Wirkungen nicht noch Unklarheiten enthielte. Die erste und wesentlichste Aufgabe zur Erfüllung des tuto curare besteht demnach darin, fort und fort neue Arzneimittel an gesunden Menschen zu prüfen und hierdurch der Anwendung am Krankenbette zugänglich zu machen. Jede Bereicherung der physiologischen Arzneimittellehre fördert auch das tuto curare; und ohne fortgesetzte Zutageförderung neuer physiologischer Arzneiwirkungen können selbst die bedeutendsten Fortschritte auf dem Gebiete der Pathologie

und Diagnostik nur wenig zur Sicherheit der Kunstheilung beitragen.

Zur Erreichung möglichst sicherer Kunstheilung gehört ferner, daß die physiologischen Arzneiprüfungen mit dem jedesmaligen Standpunkte der Pathologie und Diagnostik stets gleichen Schritt halten, daß also alle Erfahrungen und Hülfsmittel, welche den Zusammenhang zwischen äußeren Krankheitserscheinungen und inneren materiellen Veränderungen aufdecken, auch in die physiologische Arzneimittellehre eingeführt und zur bessern Auffindung des Simillimum verwendet werden.

Es ist nicht zu leugnen, daß die jetzige Unsicherheit in der homöopathischen Heilung ihren Grund zum Theil in dem Mangel dieses Erfordernisses hat, indem die physiologische Arzneimittellehre vielfach nicht mit den neueren pathologischen Erfahrungen fortgeschritten ist und sich deshalb der differentiellen Diagnostik nicht überall anzuschließen vermag. So ist z. B. die Charakteristik der arzneilichen Hautausschläge durchaus nicht bestimmt genug, um von jeder Arznei beurtheilen zu können, ob sie Akne- oder Impetigo-Pusteln, ob chronisches Ekzem oder Psoriasis, ob Ekzem oder Herpes, ob Lichen, Strophulus oder Prurigo u. s. w. erzeuge; und wenn auch diese Unterschiede zur Auffindung des wesentlich ähnlichen Heilmittels noch nicht hinreichen, so sind sie doch hierzu ein nothwendiger Anhaltepunkt.

Aeußerlicher Schmerz in der Gegend der Brust kann von verschiedenen Grundvorgängen ausgehen, die sich in den besonderen Krankheitserscheinungen aussprechen. Man muß zunächst beachten, ob nicht etwa Pleuritis vorhanden sei; diese läßt sich jedoch durch die Ergebnisse der Perkussion und Auskultation nachweisen oder ausschließen; Athemnoth, Fieber, Husten deuten darauf hin. — Abgesehen von Pleuritis kann der Schmerz noch bedingt werden durch ein Rippenleiden, Knochenhautentzündung der Rippen, durch Zellgewebsentzündung in der Brustgegend; der Schmerz ist alsdann fix auf einer Stelle, wird durch Berührung erhöht, und es zeigt sich Röthe, Geschwulst an der äußern Haut, oder man fühlt durch die Haut hindurch eine

innere Anschwellung. — Der Grund des Schmerzes kann ferner in den Muskeln der Brustgegend liegen, als Rheumatismus intercostalis, oder in einem reinen Nervenleiden beruhen, als Neuralgia intercostalis. Letztere unterscheidet sich von ersterem durch größere Hartnäckigkeit, macht periodische Anfälle, Paroxismen und zeigt an den Austrittstellen der Interkostalnerven, an den Wirbeln, in der Achsellinie und vorn am Ansatze der Rippen ans Brustbein bestimmte Schmerzpunkte, der Schmerz zieht sich dem Verlaufe der Nerven entlang. Der Rheumatismus intercostalis hindert die freie Bewegung, ist fix, auf eine kleinere Stelle beschränkt, und hat überhaupt alle Eigenthümlichkeiten des Rheumatismus gegenüber den neuralgischen Schmerzen.

Diese diagnostischen Unterschiede auch in Betreff der physiologischen Arzneiwirkungen festzuhalten und zu einer differentiellen Therapeutik auszubeuten, ist bis jetzt nur sehr unvollständig möglich. Man findet zwar in der physiologischen Arzneimittellehre bei sehr vielen Arzneien Schmerzen in der Brustgegend; aber welcher Art diese seien, das ist nur in wenigen Fällen angedeutet, bei den meisten völlig unklar. Der allgemeine Charakter einer Arznei liefert zwar einige Anhaltepunkte, aber dieser Schluß vom Allgemeinen ist doch sehr unsicher und oft trügerisch. — Unter den physiologischen Wirkungen der Bryonia findet sich starke Geschwulst vorn an der Brust, ohne weitere Bezeichnung ihrer Beschaffenheit, ihres Sitzes und Umfanges. — Unter denen von Daphne Mezereum: wundes Brennen auf dem Brustknochen, auf einer kleinen Stelle neben der Herzgrube; das deutet auf ein örtliches Knochen- oder Knochenhautleiden. — Bei Conium lesen wir: Knochenfraß am Brustbeine; — bei Silicea: Verhärtung in der linken Fleischbrust; — bei Acidum muriaticum: Stiche in den Brustmuskeln und an den Rippen, Brennen an der rechten Brust, eine viel zu unbestimmte Bezeichnung, um auf den Charakter und Grundvorgang dieser Schmerzen schließen zu können. — Phosphor erzeugt: Wärme äußerlich an der Brust und verschiedenartige Schmerzen daselbst, aber man erfährt nicht einmal, ob diese Wärme blos subjektiv als Wärmegefühl, oder objektiv, durch die Hand fühlbar auf-

zufassen sei; man bleibt gänzlich im Dunkeln, was man vor sich habe.

Mittelst derartiger Arzneisymptome ist natürlich Sicherheit der Krankheitsheilung unmöglich. Wohl aber ist es möglich, charakteristische Bestimmtheit in diese Arzneiwirkungen zu bringen.

Als Hülfsmittel zu diesem Zwecke besitzt der Arzt erstlich die zufälligen Vergiftungen an Menschen, durch welche die eingreifenderen materiellen Veränderungen zur Anschauung gebracht werden, sowie die systematischen Vergiftungen an Thieren, welche ebenfalls als Wegweiser für die den Krankheitserscheinungen zu Grunde liegenden materiellen Veränderungen zu dienen geeignet sind. Drittens endlich müssen die Aerzte sich gewöhnen, durch die sorgfältigste Beachtung aller feinen äußeren Krankheitserscheinungen eine bestimmte materielle Veränderung im Organismus schon in ihrem Keime am Lebenden zu erkennen; und wenn sie dies auf dem Gebiete der Pathologie und Diagnose vermögen, so können sie alsdann ebenso gut von bestimmten äußeren Arzneisymptomen auf den besondern Charakter der materiellen Arzneikrankheit zurückschließen, ohne jedesmal durch physiologische Arzneiprüfungen derartige materielle Veränderungen selbst hervorgerufen zu haben.

Bei solchen Schlüssen muß der Arzt freilich mit der größten Sorgfältigkeit und Vorsicht zu Werke gehen, damit Alles streng ferngehalten werde, was nicht auf treuer, unzweifelhafter Beobachtung und sicheren Thatsachen beruht, und damit man vor Allem nicht wieder in die oberflächliche Verallgemeinerungssucht verfalle. Wir haben gesehen, welcher entsetzliche Wirrwarr durch die bombastischen Redensarten, durch den Wust von Hypothesen und Phrasen in die bisherige Arzneimittellehre und damit zugleich in die herkömmlichen Heilmethoden eingeführt worden ist. Die homöopathischen Aerzte haben die Pflicht, jeden Anfang einer solchen babylonischen Verwirrung zu vermeiden, sich nur an bestimmte Thatsachen zu halten, damit der physiologischen Arzneimittellehre nicht dasselbe Schicksal bereitet werde. Geschähe dies, so würde man sich durch fortgesetzte Arzneiprüfungen immer mehr von der Sicherheit in der Kunstheilung entfernen, statt sich

ihr zu nähern, denn es würden dadurch theils völlige Unwahrheiten eingeschmuggelt, theils durch Generalisiren eine wahrhaft individuelle Behandlung mehr und mehr zur Unmöglichkeit gemacht werden.

So hüte man sich z. B. vor „Verflüssigung und Kolliquation setzenden" Mitteln, denn viele Mittel thun dies, und zwar auf sehr verschiedene Weise. Desgleichen vor „Irritabilität und Sensibilität umstimmenden" Mitteln; Irritabilität und Sensibilität sind schon an und für sich sehr allgemeine Ausdrücke, wie allgemein ist aber erst das Wort „umstimmen"! Zum Heilen ist eine solche Redensart völlig untauglich. „Ueberreizung des Ganglien- und Spinalsystems" ist eine Phrase, hinter welcher sich die Unwissenheit recht schön verbergen läßt, da sie Jeder nach seiner Bequemlichkeit handhaben kann. Wenn etwas dunkel im menschlichen Körper ist, so ist es das Gangliensystem; und nun das schöne Wort „Ueberreizung", wie bezeichnend und erschöpfend! „Torpidität des animalen und vegetativen Nervensystems" und „Nervenerethismus" sind ebenfalls Allgemeinplätze, welche wohl für die generalisirenden Heilmethoden der Allopathie, für die antiplastische, excitirende, sedative, tonisirende u. s. w. geschaffen sind, aber nicht für die individualisirende Homöopathie.

Selbst solche Ausdrücke wie „Turgor venosus" und „Arteriellität" sind gefährlich, wenn es sich um die Wahl des Heilmittels handelt; sie verleiten leicht dazu, daß der Arzt die Berücksichtigung der sämmtlichen eigenthümlichen Krankheitserscheinungen unterläßt und das Heilmittel nach ganz allgemeinen Indikationen aufzufinden sucht. Wenn der Arzt aber zuvor die Krankheitserscheinungen in ihrem ganzen Umfange zu einem individuellen Krankheitsbilde zusammengefaßt hat, dann ist der Werth obiger Ausdrücke kein bedeutender. Wenn man erst gesagt hat, es liegen Aepfel, Birnen, Weintrauben, Apfelsinen, Pflaumen u. s. w. auf dem Tische, dann ist es ziemlich überflüssig nachträglich zu bemerken, daß Obst auf dem Tische liege. Die Allopathen freilich begnügen sich mit Ausdrücken, wie Obst, Nadelholz, Laubholz u. dgl.; der homöopathische Arzt aber muß fragen, was ist es für Nadelholz, Kiefern, Fichten, Tannen,

Lärchen u. a., oder was für Laubholz, Eichen, Buchen, Birken, Linden, Pappeln. — Ausdrücke wie „passend für lymphatische Konstitution" oder „für Individuen mit rigider straffer Faser" sind desgleichen sehr unbezeichnend und der willkürlichen Auslegung ausgesetzt. Am allerwenigsten aber zu dulden sind Redensarten wie „Vitalität der Nervencentra schwächend oder stärkend", oder „Steigerung der Rezeptivität des Nervensystems", oder „gesteigertes Nervenleben mit erhöhter Expansibilität", ferner „Erhöhung der polarischen Aktion in den Nerven", oder „verminderte oder aufgehobene Perzeption und Leitungsfähigkeit des gesammten Nervensystems."

Diese und ähnliche Ausdrücke haben zwar ein hochtrabendes Aeußere und passen recht gut zu einem gelehrten Gesichte, aber entweder sind sie aufgeblähte Seifenblasen, die bei der geringsten Berührung zerplatzen, fade Phrasen, unter denen sich nichts und Alles denken läßt, oder es sind Sammelnamen, durch welche der Arzt von den eigentlichen Krankheitserscheinungen abgezogen und verleitet wird, sich mit höchst allgemeinen Anhaltepunkten für die Wahl des Heilmittels zu begnügen und grundsätzlich zu verallgemeinern.

Leider giebt es bereits viele homöopathische Aerzte, welche an den beiden Grundpfeilern des tuto curare, an der strengsten Individualisirung, und an der Verbannung aller unerwiesenen Hypothesen und Spekulationen herummäkeln, und der Homöopathie durch geistreiche Floskeln einen gelehrten Anstrich geben wollen. Von diesen Aerzten kann die Homöopathie wohl sagen: „Gott behüte mich nur vor meinen Freunden, mit meinen Feinden will ich schon selbst fertig werden." — Viele homöopathische Aerzte sind bereits dahin gekommen, daß sie die Sicherheit der Kunstheilung in allen möglichen Nebendingen suchen, nur nicht in der Hauptsache, in der sorgfältigsten Individualisirung.

So wollen manche z. B. die noch vorhandenen Lücken in der Heilfähigkeit der Homöopathie durch die örtliche Anwendung des homöopathischen Heilmittels ausfüllen, und empfehlen zu diesem Zwecke Inhalationen in die Lungen, Einspritzungen ins Ohr, äußerliche Waschungen u. dgl. Sie überlegen aber nicht,

daß ein solches Verfahren wieder zu der Lehre von den örtlichen Krankheiten führe, welche doch der Idee des einheitlichen Organismus völlig widerspricht, und nebenbei von der Hauptsache, von der Aufsuchung feiner charakteristischer Krankheitsmerkmale als der sichersten Anhaltepunkte zur Auffindung des wesentlich ähnlichen Heilmittels, abziehe. — Gleichwie bei den physiologischen Arzneiprüfungen durch innerliche Einverleibung der Arzneien die verschiedenartigsten örtlichen Arzneisymptome sich entwickeln, ebenso können auch örtliche Erkrankungen durch die innerlich gereichten homöopathischen Heilmittel geheilt werden.

Nicht die besondere Oertlichkeit der zu heilenden Krankheit ist maßgebend für den Einverleibungsweg der Arznei, sondern lediglich die besondere Beschaffenheit der Arznei selbst. Der Darmkanal, der für die Aufnahme äußerer Stoffe ins Blut bestimmt ist, ist deshalb der geeignetste Einverleibungsweg für die meisten Arzneien, namentlich für alle fixen. Für Gasarten ist der physiologische Weg, um in den Organismus zu gelangen, das Respirationswerk, die Lungen; wenn man also Gase, z. B. Kohlenoxydgas, als homöopathische Heilmittel anwenden will, so muß man dieselben durch die Lungen einathmen lassen, hier ist die Inhalation völlig an ihrem Platze. Wo die Wärme ein nothwendiger Bestandtheil des Heilmittels ist, z. B. bei den natürlichen warmen Mineralbädern, muß die Einverleibung durch die äußere Haut geschehen. Elektrizität, Magnetismus kann man nicht durch Darmkanal oder Lungen wirken lassen; für diese Heilkräfte ist ebenfalls die äußere Haut das physiologische Mittel, um auf den Organismus einzuwirken. — Also die Eigenthümlichkeit der Arzneien, nicht die Oertlichkeit der Krankheit entscheidet für den Einverleibungsweg des homöopathischen Heilmittels. —

Die Hauptsache für die Sicherheit der homöopathischen Kunstheilung bleibt immer die genaueste **Individualisirung;** und diese wird weitergebildet durch stete Bereicherung der Arzneimittellehre mittelst vollständiger und untrüglicher physiologischer Arzneiprüfungen, so-

wie durch Einführung einer immer sichereren differentiellen Diagnostik und Therapeutik.

Wenn der Arzt diejenige Sicherheit der Heilung erreichen will, die dem jedesmaligen Standpunkte der Homöopathie entspricht, so muß er zweierlei Bedingungen erfüllen:

Einestheils muß er eine möglichst genaue Diagnose zu stellen verstehen, d. h. alle ihm von der Wissenschaft gebotenen Hülfsmittel zu benutzen wissen, um die Eigenthümlichkeit und besondere materielle Grundlage jedes Krankheitszustandes, anderen ähnlichen Krankheitszuständen gegenüber, erschöpfend und untrüglich kennen zu lernen; er muß der differentiellen Diagnostik vollständig Herr sein. Er darf jedoch nie die Diagnose mit Erreichung eines üblichen Kollektivnamens für geschlossen erklären, sondern muß alle äußeren Krankheitserscheinungen, subjektive und objektive, soweit beachten, als es zur Auffindung des einzig direkten Heilmittels nöthig ist; er darf kein Symptom nach vorgefaßter Meinung von vorn herein für unwesentlich erklären, muß aber dabei primäre und konsekutive Krankheitserscheinungen genau von einander trennen und die gegenseitige Abhängigkeit der einzelnen Erscheinungen würdigen, damit er nicht gegen Folgezustände ankämpfe und die Grundkrankheit übersehe. Eine solche Diagnose verlangt die Homöopathie, nicht blos eine gedankenlose Zusammenlesung von äußeren Krankheitszeichen ohne Rücksicht auf ihren inneren Zusammenhang.

Anderntheils muß der homöopathische Arzt sämmtliche durch Prüfungen bereits gefundenen physiologischen Arzneiwirkungen so vollständig und innig als möglich in sich aufnehmen, damit er jedem genau diagnostizirten Krankheitsfalle sogleich das wesentlich ähnliche Heilmittel anpassen und der differentiellen Diagnostik eine ebenso genaue differentielle Therapeutik beifügen könne. Zu diesem Behufe braucht der Arzt nicht etwa alle einzelnen Wirkungen, wie sie bei jedem Arzneimittel an gesunden Menschen zum Vorschein gekommen sind, mechanisch auswendig zu lernen — eine Arbeit, die trotz ihrer enormen Schwierigkeit noch keineswegs die nothwendige Klarheit in der Unterscheidung jedes einzelnen Mittels in sich schlösse —, er muß vielmehr den be-

sonderen Charakter jeder Arznei aufzufassen streben. Diesen Charakter hat er wiederum nicht in allgemeinen Redensarten zu suchen, sondern vielmehr in den eigenthümlichen Krankheitserscheinungen, welche eine Arznei von jeder andern ähnlich wirkenden unterscheiden. Er muß deshalb die feinen Unterscheidungsmerkmale zwischen den einzelnen Arzneien durch Vergleichung kennen lernen, und bei den physiologischen Arzneiwirkungen ebenso, wie bei der Diagnose auf das Genaueste individualisiren, aber trotzdem wesentliche von unwesentlichen, primäre von konsekutiven Symptomen streng trennen; er muß sich des Heerdes und der materiellen Grundlage einer Arzneikrankheit ebenso bewußt sein, wie in der Pathologie überhaupt. — Daß alles dieses zusammengenommen keine leichte Aufgabe sei, wird auch dem Unkundigsten einleuchten. —

Trotz alledem ist der Homöopathie von Anfang an der Vorwurf der Unwissenschaftlichkeit gemacht worden, und noch heute wandert dasselbe Vorurtheil unter Aerzten und Laien einher und schreckt viele tüchtige Aerzte, die regen Sinn für Wissenschaftlichkeit haben, von einem Verfahren zurück, welches pathologische Anatomie, Physiologie, Diagnose gänzlich unberücksichtigt lassen soll.

Dieser Aberglaube ist durch eine höchst oberflächliche, leichtsinnige Betrachtung der homöopathischen Grundsätze entstanden, und hat sich alsdann gedankenlos von Geschlecht zu Geschlecht unverändert und ungeprüft fortgeerbt. — Hahnemann, der große Gründer der Homöopathie, eiferte wiederholt gegen die Sucht, durch bombastische Redensarten und hypothetische Spekulationen in das innerste Wesen der Krankheiten eindringen zu wollen, er zog gegen die therapeutische Behandlung nach festgesetzten Krankheitsnamen zu Felde und verlangte dagegen, man solle die Gesammtheit aller Krankheitserscheinungen zur Grundlage für die Wahl des jedesmaligen Heilmittels machen. Flugs war man nun mit der Ansicht fertig, Hahnemann verwerfe jede Diagnose, jede Berücksichtigung innerer pathologisch-anatomischer Veränderungen, und kümmere sich nicht um den innern Zusammenhang der vorhandenen Krankheitserscheinungen.

Die allopathischen Aerzte wähnten, um die Homöopathie auszuüben, brauche man nur den Kranken auszufragen und hierauf in der Arzneimittellehre nachzuschlagen, bis man die betreffenden Krankheitserscheinungen unter den physiologischen Wirkungen einer Arznei wörtlich wiederfände, und die Behandlung sei fertig; dazu genüge, daß man lesen könne. Sie dachten sich unter der homöopathischen Behandlung weiter nichts, als eine gedankenlose Symptomendeckerei, für welche alle medizinischen Vorkenntnisse überflüssig seien; daß die Homöopathie als ein streng individuelles Heilverfahren nothwendiger Weise die subjektiven Krankheitserscheinungen in viel höherem Grade beachten und benutzen mußte, als die bisherigen generalisirenden Heilmethoden, beförderte und verstärkte diesen Wahn.

Wenn Hahnemanns Behauptungen in Betreff der Pathologie und Diagnose hie und da etwas zu schroff klingen, so muß man bedenken, daß er zu einer Zeit lebte, wo ein gräulicher Wust von Spitzfindigkeiten und Hypothesen in der Krankheitslehre zu Hause war, wo die Fieberlehre noch schrecklich krasirte, wo gastrisch-nervöse Schleimfieber, hitzige Gallenfieber, gastrisch-nervöse Ausschlagsfieber, fauliges Schleimfieber, schleichend-nervöse und andere Fieber eine Hauptrolle spielten, wo die pathologische Anatomie noch in der Wiege lag und Spekulationen mehr galten als Erfahrungen, wo von physikalischer Untersuchungsmethode noch Niemand etwas wußte, wo die Ansichten von Schärfen und Unreinigkeiten im Blute noch allgemein herrschten und die Heilmethoden aus diesen verkehrten Ansichten entsprangen.

Weshalb soll nun die Homöopathie ein unwissenschaftliches Verfahren sein? Etwa deshalb, weil viele Laien sich mit der Ausübung der Homöopathie befassen? Dann könnte man den Aerzten zurufen: Ihr seht wohl den Splitter in des Nächsten Auge, aber nicht den Balken in eurem eigenen! Unzählige Geheim- und Universalmittel sind im Umlauf, und daß diese zum großen Theil von Aerzten ausgegangen sind, ist um so schlimmer, denn eine solche Behandlungsweise ist noch viel laien- und stümperhafter, als die Ausübung der Homöopathie durch Laien.

Friseure handeln mit allerhand Schönheitsmitteln, mit Salben zur Beförderung des Haarwuchses; die Hausmittelpraxis geht ins Unendliche, alle möglichen Theesorten von Chamille, Flieder, Pfeffermünze, Quecken, Lindenblüthen u. a., zahlreiche Abführmittel, Rhabarber, Bitterwasser, Glaubersalz, Sennesblätter u. dgl. sind so sehr im Schwung, daß besonders vom Lande wenige Kranke zum Arzte kommen, ohne vorher derartige Hausmittel versucht zu haben. Die Volksmittel alle aufzuzählen, würde mehrere Bogen füllen.

Die allopathischen Aerzte werden freilich einwerfen: dies Unwesen geht der medizinischen Wissenschaft nichts an. Ganz dasselbe sagen aber auch die homöopathischen Aerzte: die homöopathische Behandlung durch Laien hat durchaus keinen Bezug auf die Homöopathie als Wissenschaft; sie ist in sehr vielen, vielleicht in den meisten Fällen ein bloser Nothbehelf, hervorgerufen durch allzugroße Entfernung eines homöopathischen Arztes, weshalb man diese Laienpraxis vorzugsweise auf dem Lande findet. Aus Allem, was bisher auseinander gesetzt worden ist, geht hervor, daß die Ausübung der Homöopathie durch Laien stets etwas sehr Stümperhaftes bleiben muß, theils weil zu sicherer homöopathischer Heilung die Kenntniß der diagnostischen Hülfsmittel unentbehrlich ist, theils weil das gründliche Studium der physiologischen Arzneimittellehre allein ein ungetheiltes Menschenleben in Anspruch nimmt und nicht gelegentlich, als Nebenstudium, getrieben werden darf. Freilich darf der Arzt in seinem philiströsen Zunftdünkel nicht so weit gehen, das Vorkommen von homöopathischen Kunstheilungen durch Laien überhaupt leugnen zu wollen, denn gerade ein naturgemäßes Heilverfahren, wie die Homöopathie, macht dasselbe am leichtesten möglich.

Setzen wir sogar den Fall, die jetzigen homöopathischen Aerzte wären wirklich in gedankenloser Symptomendeckerei befangen — was sich durchaus nicht so verhält, denn sonst könnten sie nicht heilen —, so sollten die allopathischen Aerzte sich doch fragen: Ist denn eine derartige Symptomendeckerei bei der homöopathischen Behandlung wirklich unvermeidlich, gehört sie nothwendig zum Wesen der Ho-

möopathie? Da würden sie denn sehen, daß dies nicht im Entferntesten der Fall ist.

Die Homöopathie verlangt, jeder Krankheit eine wesentlich ähnliche Arzneikrankheit entgegen zu setzen. Wer hindert nun den Arzt, diese wesentliche Aehnlichkeit in der materiellen Grundlage der Krankheit zu suchen und die Beschaffenheit der pathologisch-anatomischen Veränderungen dabei zu berücksichtigen? Und wenn wirklich die physiologische Arzneimittellehre in ihrer jetzigen Gestalt hierzu noch nicht geeignet wäre, wer hindert die Aerzte, die mannigfachsten pathologisch-anatomischen Thatsachen in dieselbe einzuführen? Zufällige Vergiftungen an Menschen, planmäßige Thiervergiftungen, und Schlußfolgerungen von feinen sinnlich wahrnehmbaren Krankheitserscheinungen auf beginnende innere materielle Störungen sind die Hülfsmittel, vermöge deren man sich über die materiellen Veränderungen, welche von den verschiedenen Arzneien im Organismus erzeugt werden, Aufschluß verschaffen kann.

Daß durch Arzneikräfte, durch akute und chronische Einwirkung derselben die bedeutendsten materiellen Störungen, Afterprodukte, Zerstörungen entstehen können, das ist unzweifelhaft sicher gestellt und wird sich bei fortgesetzten Prüfungen immer mehr herausstellen. Schon jetzt aber die Gränze angeben zu wollen, welche pathologisch-anatomischen Veränderungen in wesentlich ähnlicher Beschaffenheit von arzneilichen Kräften hervorgerufen werden können, und welche nicht, das wäre höchst lächerlich; darüber können blos fortgesetzte physiologische Prüfungen belehren. Die Aerzte mögen deshalb vor Allem solche Prüfungen anstellen.

Die physiologischen Arzneiprüfungen müssen ferner, wie wir gesehen haben, geradeso behandelt werden, wie die Pathologie überhaupt; die Aerzte können daher alle Fortschritte der Pathologie und Diagnose auch auf die Arzneimittellehre übertragen und alle diagnostischen Hülfsmittel auch bei den Arzneiprüfungen an Gesunden in Anwendung bringen. Die gelehrten Aerzte haben folglich in der Homöopathie Gelegenheit genug, ihre Gelehrsamkeit anzubringen und zu bereichern. Das Feld der phy-

siologischen Arzneimittellehre ist ein ungeheures; die innere Verwandtschaft zwischen bestimmten natürlichen Krankheitsformen und künstlichen Arzneikrankheiten mehr und mehr nachzuweisen, bietet für einen Naturforscher die reichste Ausbeute, und gründliches Verständniß der Chemie, Mikroskopie, Physiologie, pathologischen Anatomie läßt sich hierbei ausgezeichnet verwerthen.

Jeder gelehrte Allopath, welcher nur Lust hat, kann in der Homöopathie nach Herzenslust wissenschaftlich verfahren. Seine diagnostischen Bestrebungen und Forschungen werden durch die Homöopathie nicht im Geringsten beeinträchtigt, und in Betreff der bisherigen Arzneimittellehre und Therapie hat er keine Wissenschaftlichkeit einzubüßen, denn hierin giebt es keine. Die Wissenschaftlichkeit der Diagnose ist für die allopathische Therapie ein todtes Kapital, denn es existirt in den allopathischen Heilmethoden keine differentielle Therapeutik; durch die Homöopathie dagegen erhält die differentielle Diagnostik, die wissenschaftliche Behandlung der Pathologie, erst praktische Bedeutung, weil sich ihr eine ebenso strenge differentielle Therapeutik anschließt.

Was ist überhaupt wissenschaftlicher, wenn der Arzt, sobald er bei Kindern Hautausschlag, geschwollene Drüsen, dicken Leib, oder Entzündung der Augenbindehaut mit Lichtscheu, Geschwüre, Ohrausfluß oder ein anderes der gefürchteten Skrophelerscheinungen vorfindet, sich an den Namen Scrophulosis anklammert und beliebig eins der vielen bekannten Skrophelmittel giebt, z. B. Jodkali, Leberthran, — oder wenn er, wie es die homöopathische Behandlung verlangt, alle vorliegenden Krankheitserscheinungen sorgfältig auffaßt, sich um den Namen Scrophulosis gar nicht kümmert, sondern eine Arznei reicht, welche in unmittelbarer Beziehung zu den eigenthümlichen Erscheinungen jedes besondern Falles steht? Was kann mehr auf Wissenschaftlichkeit Anspruch machen, wenn der Arzt bei jedwedem Schmerze zu seinem Universalrettungsmittel, dem Opium greift, oder wenn er den Sitz, die besondere Beschaffenheit des Schmerzes und alle vorhandenen Nebenumstände berücksichtigt, und diesem gesammten Krankheitsbilde sein Heilmittel anpaßt? Was fordert

mehr Nachdenken, in jedem Falle von Nervenfieber Chlor, bei jeder Bleichsucht Eisen zu verordnen, oder jeden Fall von Nervenfieber und Bleichsucht speziell nach seinen Erscheinungen aufzufassen und diesen entsprechend das Mittel zu wählen?

Selbst die objektiven Symptome vermag der Arzt vermöge der homöopathischen Behandlung viel genauer und allseitiger bei der Wahl des Heilmittels zu berücksichtigen, als der allopathische Arzt, z. B. die Beschaffenheit des Pulses, das Aussetzen desselben beim dritten Schlage, das Aussehen der Hautausschläge, die Beschaffenheit der normalen und krankhaften Ausleerungen, ob sie blutig, schleimig, eitrig sind u. s. w. Der homöopathische Arzt berücksichtigt auch die besonderen Stadien der Krankheit, denn er hält sich genau an die vorhandenen subjektiven und objektiven Krankheitserscheinungen, und diese ändern sich natürlich mit den Stadien. — Die Homöopathie verdrängt den usus in morbis, der doch weiter nichts ist, als ein blindes, dem Zufall anheimgegebenes Experimentiren am Krankenbette, indem sie sich auf die Kenntniß der physiologischen Arzneiwirkungen stützt.

Woher kommt es denn, daß so viele Geheim- und Volksmittel, so viele Charlatanerien im Umlauf sind? Weil die bisherige Kenntniß der in der Natur verborgen liegenden Heilkräfte im höchsten Grade dürftig war, und man keine Mittel zur Aufdeckung derselben hatte, als den Zufall. Durch die physiologischen Prüfungen werden immer mehr Arzneien planmäßig ins Bereich der Heilkunst eingeführt; und mit jeder Bereicherung der physiologischen Arzneimittellehre wird das Feld der Arzneikrämerei, der Hausmittelpraxis, der Geheimmittel, überhaupt des Zufalls mehr und mehr beschränkt und endlich ganz verdrängt. Statt daß die medizinische Wissenschaft durch die Homöopathie untergraben und die Heilkunst in die Hände der Laien geliefert würde, wird im Gegentheil die Heilkunst gerade wissenschaftlich verjüngt und emporgehoben. Die Homöopathie wird immer mehr die volle Beschäftigung eines Menschengeistes erfordern, sodaß Niemand, der dieselbe mit Bewußtsein und Sicherheit ausüben will, Zeit

zu anderweitiger Thätigkeit übrig behält; sie wird den ärztlichen Stand nicht aufheben, sondern gerade heben.

Ehe die Homöopathie auftrat, konnte man von einer wissenschaftlichen Heilkunst nicht reden; die üblichen Heilmethoden bilden alle zusammen keine Wissenschaft, kein Ganzes, und die alte Arzneimittellehre trägt keine Spur einer Naturwissenschaft an sich. Die Wissenschaftlichkeit war bisher nur in den medizinischen Hülfswissenschaften, in Pathologie, pathologischer Anatomie, Physiologie, Diagnostik zu Hause. Das haben die Aerzte sehr wohl gefühlt, denn wer eine gute Diagnose stellen kann, die physikalische Untersuchungsmethode, pathologische Anatomie recht inne hat, der gilt ohne Weiteres für einen wissenschaftlichen Arzt, obwohl er erst ein wissenschaftlicher Diagnostiker, pathologischer Anatom, oder Physiolog ist.

Viele suchen die Wissenschaftlichkeit darin, gelehrte Hypothesen über das Wesen der Krankheiten zu fabriziren, Andere halten es für wissenschaftlich, mit recht gelehrt klingenden fremden Wörtern umzuspringen; ja es giebt Aerzte, welche glauben unwissenschaftlich zu sein, wenn sie statt Lungentuberkulose Lungenschwindsucht, statt Blennorrhö Schleimfluß, statt Typhus Nervenfieber, statt Dyspepsie Unverdaulichkeit, oder statt Furunkel Schwären sagen, die sich nur wohl fühlen bei Wörtern wie Cephalalgia hysterico-neuralgica oder Status gastrico-saburralis, und welche meinen, schon rationelle Aerzte zu sein, wenn sie nur recht mit Indicatio causalis, Radikalkur und exspektativer Methode um sich werfen.

Diese falsche Wissenschaftlichkeit bedarf die H o m ö o p a t h i e nicht; s i e b e h ä l t d i e w a h r e W i s s e n s c h a f t l i c h k e i t d e r D i a g n o s e b e i u n d f ü g t z u d i e s e r n o c h e i n w i s s e n s c h a f t l i c h e s H e i l v e r f a h r e n. Ein wissenschaftliches Heilverfahren ist aber nur dasjenige, welches wahrhafte Sicherheit der Kunstheilung gewährt, und diese Sicherheit vermag nur die H o m ö o pathie in die Heilkunst zu bringen. —

2.) Cito.

Die zweite Anforderung an eine vollkommene Heilkunst ist das cito curare, d. h. die Heilung auf dem geradesten Wege ohne Umschweife in der kürzesten Zeit zu erreichen. In wie weit entspricht die Homöopathie dieser Anforderung? Ist sie wirklich das direkte Heilverfahren?

Man kann mit Bestimmtheit behaupten: das direkte Heilverfahren kann nicht unter den Methoden sein, welche, wie fast alle früheren, die Heilung vom Organismus erzwingen wollen. Jede Heilung ist aber eine erzwungene, welche sich auf die primären Einwirkungen der Arzneien, auf die Erstwirkungen derselben stützt; denn der Organismus widerstrebt jedem von außen kommenden störenden Eindrucke, und die primäre Arzneiwirkung ist in allen Fällen ein störender äußerer Eindruck. Alle auf die Erstwirkungen der Arzneien gegründeten Heilmethoden müssen also das gegen sie selbst gerichtete Beharrungsvermögen des Organismus überwinden; sie streben den Normalzustand nicht mit Hülfe der inneren organischen Thätigkeiten, sondern trotz derselben wiederherzustellen, und bedürfen zu diesem Zwecke beständig wiederholter und starker Arzneigaben. Selbst wenn sie also im Stande sind, Heilung zu bewirken, so erreichen sie dieselbe doch erst nach längerem Kampfe, mit großem Zeitverlust und Kraftaufwand von Seiten des Organismus. Wenn durch sie aber eine Krankheit sich rasch verliert, so kann man sich sicher darauf verlassen, daß die Heilung eine scheinbare und nur eine Metastase nach inneren Organen bewerkstelligt worden sei.

Das steht demnach fest: das direkte Heilverfahren muß die Heilung auf die, der arzneilichen Einwirkung folgenden, Gegenbestrebungen des Organismus, auf die sogenannten Nachwirkungen der Arzneien begründen, um diese Gegenbestrebungen nicht beständig bekämpfen und niederhalten zu müssen. Es muß die natürlichen Heilbestrebungen unterstützen; diese und die auf die Arzneiwirkung folgenden organischen Gegenbestrebungen müssen Hand in Hand gehen, wenn

man auf dem kürzesten Wege Heilung erreichen will, die letzteren müssen die ersteren ergänzen. Auf solche Weise wird die Naturheilung wahrhaft nachgeahmt, und in der That künstliche Krisis zur Genesung hervorgerufen.

Jene beiderseitigen Reaktionsthätigkeiten des Organismus können aber nur dann Hand in Hand gehen, wenn sie innig mit einander verwandt sind. Verwandten antagonistischen Thätigkeiten müssen natürlich verwandte krankhafte Störungen zu Grunde liegen; die künstlich vom Arzte herbeigeführte Arzneikrankheit muß also mit der bestehenden Krankheit, welche geheilt werden soll, verwandt sein.

Das homöopathische Heilverfahren erfüllt diese letztere Bedingung, und begründet die Heilung zugleich auf die Nachwirkungen, nicht auf die Erstwirkungen der Arzneien; sie erfüllt daher die wesentlichsten Bedingungen, welche man an das direkte Heilverfahren stellen muß, und zwar nur sie allein, denn verwandte Krankheitszustände können sich nur gleich oder ähnlich sein. Da sich aber auf den Grundsatz ,,Paria Paribus“ keine Heilung gründen läßt, so bleibt nur der Grundsatz „Similia Similibus“ übrig.

Die Erfahrung bestätigt vollkommen diese Auseinandersetzung; sie hat bereits in unzähligen Fällen gezeigt, daß nach Einnahme des wesentlich ähnlichen Heilmittels die Krankheit mit überraschender Schnelligkeit vollständig verschwindet und nicht wiederkehrt. Und wenn bei homöopathischer Behandlung die Krankheitssymptome verschwinden, so kann man überzeugt sein, keine blose Scheinheilung bewirkt zu haben; denn die Homöopathie erreicht die Heilung durch die eigene Reaktionsthätigkeit des Organismus, sie erzwingt nichts von diesem, und setzt den Arzt deshalb nie der Gefahr aus, statt wahrer Heilung blos eine gefährliche Metastase von außen nach innen zu erzeugen.

Ist nun die Homöopathie das wahrhaft direkte Heilverfahren, so muß sie nothwendig allgemeingültig sein, d. h. in allen vorkommenden Krankheiten angewendet werden können.

Für jeden einzelnen Krankheitsfall kann es blos einen direkten Heilweg geben, sogut wie nur eine gerade Linie zwischen

zwei Punkten. Wir haben ferner gesehen, daß der Organismus ein streng einheitliches Ganze darstellt, welches in allen seinen Theilen von dem Zentralsystem abhängig ist, und daß er im kranken Zustande seinem Wesen nach vollständig derselbe bleibt wie im gesunden, daß sich die organischen Lebensgesetze im kranken Zustande nicht ändern, da die Molekularkräfte der organischen Grundstoffe dem Einflusse der durchlaufenden Lebenskraft gehorchen. Daraus folgt, daß der direkte Heilweg für verschiedenartige Krankheitszustände nicht auf stets wechselnden Gesetzen beruhen könne, sondern vielmehr für alle denkbaren Krankheiten von ein und demselben allgemeingültigen Grundgesetze ausgehen müsse.

Die Homöopathie beruht auf einem solchen allgemeingültigen organischen Gesetze, welches von dem organischen Leben unzertrennlich ist und erst mit dem Tode erlischt, auf dem physiologischen Antagonismus. — Der Organismus reagirt gegen jede Arznei, welche auf ihn einwirkt; man kann also im Allgemeinen sagen, der Grundsatz „Similia Similibus" kann auf jede Krankheit ausgedehnt werden, welche überhaupt durch die organische Reaktionsthätigkeit heilbar ist. Freilich gehört hierzu noch, daß man für jeden Krankheitszustand eine wesentlich ähnliche Arzneikrankheit auffindet; indessen darf man sich über diesen Punkt, wie früher erwähnt, keine voreiligen Schlüsse erlauben, denn ob es möglich sein werde für jede Krankheit eine wesentlich ähnliche Arzneikrankheit aufzufinden, oder nicht, darüber läßt sich erst dann aburtheilen, wenn sämmtliche physiologische Wirkungen aller nur denkbaren Arzneien aufgeschlossen worden sind.

Eine andere Frage ist: welche Krankheiten können durch die Reaktionsthätigkeiten des Organismus geheilt werden, und welche nicht? — Durch dieselbe geheilt werden können im Allgemeinen alle diejenigen Krankheiten, welche unter dem Einflusse des Nervensystems stehen und einer Zu- und Abnahme fähig sind; denn selbst dann, wenn deren vollständige Ausgleichung nicht möglich ist, vermag die Nerventhätigkeit doch unter den geeigneten Umständen das Weiterschreiten

des Krankheitsprozesses aufzuhalten und künftigen Zerstörungen vorzubeugen.

Unheilbar durch die organische Reaktion sind dagegen alle vollendeten Gebilde eines erloschenen Krankheitsprozesses, z. B. fehlerhafte Vernarbungen und dadurch entstandene Verwachsungen, Knochenverkrümmungen der Extremitäten oder der Wirbelsäule in Folge früherer Rhachitis, Verknöcherungen der Gelenke, Verwachsung der Iris mit benachbarten Gebilden in Folge von Iritis; ferner angeborene Bildungsfehler, Hasenscharte, verschlossener After, Atresien überhaupt, abnorme Lagenveränderung bestimmter Körpertheile, Ausrenkung eines Gelenkes. Auf alle diese Zustände äußert die Nerventhätigkeit gar keinen Einfluß mehr. Die Nerventhätigkeit vermag auch nicht eingedrungene fremde Körper, Kugeln, Splitter u. dgl. unmittelbar aus dem Organismus zu entfernen, oder die beiden Enden eines gebrochenen Knochens in die normale Lage zu einander zu bringen, damit keine Mißbildung, Verkürzung oder Verkrümmung zurückbleibe.

In Anbetracht alles dessen hat man dem Wesen nach zweierlei **Hülfeleistungen** in Krankheiten unterschieden: die sogenannte **dynamische** für die unter dem Einflusse des Nervensystems stehenden Krankheiten, und die **mechanische** für die letztere Art von abnormen Zuständen. Die erstere Hülfeleistung bildet die innere Medizin, die letztere ist das Feld der Chirurgie, denn Chirurgie bedeutet dem Wortlaute nach „Handarbeit.“

Diese Unterscheidung wird durch die Homöopathie nicht aufgehoben. Die Homöopathie macht die mechanische Hülfeleistung nicht überflüssig, wohl aber ist sie in allen Krankheitsfällen anwendbar, wo dynamische Hülfeleistung angezeigt ist.

Den richtigen Maßstab für die Scheidung zwischen dynamischer und mechanischer Hülfeleistung kann indessen die bisherige Heilkunst nicht liefern; sie greift sehr oft zu mechanischen Hülfsmitteln in Krankheiten, welche offenbar unter dem Einflusse des Nervensystems stehen. So ist z. B. bei Panaritium der Einschnitt mit dem Messer, bei Nagelgeschwür die Abtragung des

Nagels das hauptsächliche Heilverfahren; bei entzündlichen Geschwülsten überhaupt wird sofort zum Messer gegriffen. Bei Entzündung und Anschwellung der Mutterbrust, Mastitis, ist das gerühmteste Mittel der mechanische Druckverband; äußere krebsartige Geschwülste entfernt man durch Exstirpation. Gegen Polypen besitzt die Allopathie keine anderen Mittel, als mechanische Entfernung durch Unterbindung oder Exstirpation. Bei Karbunkeln, Furunkeln wird sofort geschnitten, bei Angina tonsillaris hat man Einschnitte in die Mandeln und bei chronischer Anschwellung derselben sogar theilweise Abtragung empfohlen; bei Glossitis macht man Einschnitte in die geschwollene Zunge, bei häutiger Bräune wird die Tracheotomie vorgenommen, bei hartnäckigem Gesichtsschmerz nimmt man zur Durchschneidung des betreffenden Nervenstranges seine Zuflucht.

Alle die genannten Krankheiten aber, Panaritium, Nagelgeschwür, entzündliche Geschwulst, Absceß, Mastitis, Krebs, Polypen, Karbunkel und Furunkel, Mandelbräune, Glossitis, häutige Bräune, Gesichtsneuralgie stehen offenbar unter dem Einflusse des Nervensystems, und können daher durch die organische Reaktionsthätigkeit entweder geheilt oder wenigstens in ihrem Vordringen aufgehalten, sistirt werden. Oertliche, also unabhängig von dem Einfluße des Zentralnervensystems verlaufende Krankheiten giebt es, wie wir gesehen haben, nicht. In allen den genannten Krankheiten ist daher grundsätzlich nicht die mechanische, sondern die dynamische Hülfeleistung angezeigt. — Daß die Allopathie in der Behandlung derselben mechanisch verfährt, beweist nur, daß sie für diese Fälle nicht im Besitze dynamischer Heilmittel ist, was bei ihrem erbärmlichen Zustande sehr erklärlich. Ein direktes, vollkommenes Heilverfahren muß aber die Fähigkeit besitzen, in allen solchen dem Nerveneinflusse untergebenen Krankheiten die dynamische Heilung einzuführen.

Das vermag die Homöopathie. Es sind schon jetzt verschiedene Arzneien aufgefunden worden, welche Panaritium, entzündliche Geschwülste, Abscesse, Mandelbräune, Mastitis, Blutschwäre und Furunkel, häutige Bräune, Gesichtsschmerz an

Gesunden bewirken und demnach in den geeigneten Fällen diese Krankheiten ohne jeden mechanischen Eingriff rasch und sicher heilen. Die Homöopathie hat schon öfters Polypen durch dynamische Heilmittel dauernd entfernt und zugleich die Neigung zur Wiederkehr derselben getilgt, was durch die blose Exstirpation nie geschieht; zur dynamischen Heilung von Panaritien besitzt sie mehrere ausgezeichnete Arzneimittel.

Ein Krankheitsfall, der ebenfalls meist in das Gebiet der dynamischen Heilkunst gehört, aber bis jetzt von den Allopathen stets der mechanischen Hülfeleistung überwiesen worden ist, ist der eingeklemmte Bruch. Die Taxis unter Chloroformirung des Kranken oder die Bruchoperation sind die einzigen Hülfsmittel der Allopathen gegen die Hernia incarcerata, während doch dieselbe häufig durch Krampf, durch übermäßige Ausdehnung der Därme in Folge von Blähungen, durch Anhäufung von Kothmassen in Folge träger Darmentleerung entsteht, also durch Ursachen, welche durch die geeignete Nerventhätigkeit gehoben werden können. Die Allopathie setzt demnach sehr häufig den Kranken der äußerst lebensgefährlichen Bruchoperation aus, wo dynamische Heilung der Einklemmung physiologisch sehr gut möglich ist. Die Homöopathie dagegen hat bereits am Krankenbette bewiesen, daß sie Brucheinklemmungen durch innerliche dynamische Heilmittel zu heben und die Operation überflüssig zu machen im Stande ist.

Beispiele von homöopathischer Heilung eingeklemmter Brüche finden sich in der homöopathischen Litteratur sehr häufige (Allg. homöop. Ztg. Bd. 9. S. 95, — Bd. 44. S. 49, — Bd. 56. S. 118.); wir wollen nur einen anführen. In der allgemeinen homöop. Zeitung Bd. 55. S. 187. erzählt Dr. Ellinger in Pohrlitz folgenden Fall:

„Theresia Jokl aus Irritz, 25 Jahre alt, hatte schon seit langer Zeit eine rechtseitige Schenkelhernie, von der sie aber nicht weiter belästigt wurde. Plötzlich fühlte sie an einem Samstage nach einer größern Anstrengung Schmerzen in derselben. Der Bruch war herausgetreten, ohne daß sie ihn, wie sonst gewöhnlich, zu reponiren vermochte. Bald stellte sich auch

Erbrechen ein. Der dortige Wundarzt erkannte sogleich, womit er es zu thun habe, und versuchte zu wiederholten Malen durch die Taxis die Vorlagerung zu reponiren, was aber nicht gelang. Große Dosen Kalomel, Klysmata, Oleum Ricini, warme Bäder ließen Alles beim Alten. Erst am Dienstag, am 4. Tage also, wo Stuhlverstopfung und fäculentes Erbrechen fortdauerten, wurde ich hinzugerufen. Auch mir gelang es nicht die faustgroße Schenkelhernie zu reponiren und da keine Zeit mehr zu verlieren war, so beschlossen wir die Herniotomie, zu welcher auch die Kranke ihre Einwilligung gab, vorzunehmen. Wir richteten das Operationslager vor, schickten aber zuvor zur Vornahme der Narkose nach Chloroform in die eine Stunde entfernte Apotheke nach Mißlitz, von wo wir auch den dortigen Wundarzt Singer zur Assistenz herbeibeschieden. Noch ehe der Bote abgefertigt war, nahm ich 10 Streukügelchen Nux vom. aus meiner Handapotheke, löste sie in 1/4 Seidel Wasser auf und ließ hiervon halbstündlich einen Eßlöffel nehmen. Unterdessen begab ich mich in die Wohnung des Irritzer Wundarztes, um daselbst die Ankunft des Chloroforms und des Herrn Assistenten abzuwarten. Nach Verlauf von beiläufig 3 Stunden war derselbe angelangt und wir begaben uns nun in corpore in die Wohnung der Patientin und ließen sie aufs Operationslager steigen. Doch welche allseitige Verwunderung! es war kein Corpus operandi mehr da. Der Bruch war verschwunden, er hatte sich selbst reponirt, das Brechen hatte aufgehört und die Patientin befand sich vollkommen wohl."

Mechanische Eingriffe sind immer mit Beschwerden, Gefahren und Verlusten für den Kranken verbunden; sie müssen deshalb auf einen möglichst kleinen Umfang beschränkt und, wo es irgend geht, durch dynamische Heilung ersetzt werden. Es bedarf keines Beweises, was besser sei, Iritis, Hornhautentzündung durch innere dynamische Mittel vollständig zu heilen, oder die Versperrung der Pupille, die theilweise Verdunkelung der Hornhaut durch die künstliche Pupillenbildung einiger Maßen zu ersetzen; und was ein Kranker lieber sehen werde, wenn ihm der Arzt durch Heilung des Lupus die natürliche Nase erhält,

oder wenn ihm der Operateur die zerstörte Nase durch die Rhinoplastik noch so geschickt ersetzt.

Wie aber hierüber allopathische wissenschaftlich sich spreizende Aerzte denken, beweist die fleischermäßige Aeußerung eines der sogenannten physiologischen Schule angehörigen bramarbasirenden Professors, daß über Zahnschmerzen nur diejenigen klagten, welche nicht den Muth hätten, sich den Zahn ausziehen zu lassen. Gerade umgekehrt äußerte ein wissenschaftlicher und der Homöopathie ergebener Zahnarzt, die Zahnheilkunst müsse noch soweit kommen, daß man keinen Zahn mehr auszuziehen brauche. Letzterer hat also das Streben, überall, wo es denkbar ist, die dynamische Heilung an die Stelle der mechanischen zu setzen. Welche von beiden Aeußerungen beweist wohl mehr Nachdenken, und ist eines wissenschaftlich gebildeten Forschers würdiger? — Die Homöopathie schlägt den letztern Weg ein, und durch sie ist bei Zahnschmerzen erst wahre dynamische Heilung eingeführt worden.

Die dynamische Hülfeleistung erstreckt sich natürlich in gleichem Maße über alle sogenannten örtlichen Krankheiten, wie über die allgemeinen, denn zwischen beiden besteht, wie wir gesehen haben, kein wesentlicher Unterschied, beide stehen gleichmäßig unter dem Einflusse des Zentralnervensystems. Die Homöopathie findet deshalb ihre Anwendung ebenso gut bei den örtlichen Krankheiten. Dem Wesen der Homöopathie würde sogar die örtliche Einverleibung ihrer Heilmittel nicht entgegen sein; auch durch Einreibung in die Haut, durch Einspritzung und Inhalation des wesentlich ähnlichen Arzneimittels ist homöopathische Heilung ausführbar, diese örtliche Applikation widerspricht aber der Idee des einheitlichen Organismus. Eine Krankheit, die überhaupt dynamisch zu heilen ist, kann stets auch durch innerliche Einverleibung des passenden Arzneimittels geheilt werden, ausgenommen wenn die Beschaffenheit der Arznei selbst eine andere Applikation, durch die Haut wie bei der Elektrizität, oder durch die Lungen wie bei Gasen, verlangt.

Die Krätze gilt bekanntlich für eine rein örtliche Krankheit, aber trotzdem findet auch bei dieser die Homöopathie ihre An-

wendung. Wenn auch die Krätzmilbe die Ursache der Krankheit ist, so steht doch soviel fest, daß der Krätzausschlag das Produkt einer durch die Milbe verursachten eigenthümlichen Vergiftung ist, nicht blos die Folge einer allgemeinen Reizung. Die nächste Aufgabe des Arztes ist nun allerdings, die krankmachende Ursache, die Milbe zu entfernen; nach Entfernung derselben weicht dann die Folgekrankheit entweder von selbst allmählig aus dem Organismus, oder der Arzt muß durch dynamische Mittel die Heilung derselben künstlich befördern oder herbeiführen. Das Letztere ist Aufgabe der Homöopathie.

Die Heilung der Krätze hat also zwei wesentlich verschiedene Aufgaben: 1) Tödtung der Milbe, wobei die innere Nerventhätigkeit nicht mitwirkt; und 2) dynamische Heilung der zurückgebliebenen Vergiftung mit Hülfe der organischen Reaktion.

Die Allopathen vereinigen diese beiden Aufgaben in eine Kur; durch die Schwefelsalbe und schwarze Seife soll zunächst blos die Milbe getödtet werden, aber es verschwindet damit zugleich der Ausschlag binnen wenigen Tagen von der Haut, als Beweis, daß der Krätzausschlag bei dieser Kur nicht durch die alleinige organische Reaktion, sondern vielmehr durch die unmittelbare Einwirkung jener Arzneistoffe selbst entfernt wird, denn durch die Naturheilkraft allein würde er erst in längerer Zeit, allmähliger beseitigt werden. Jene Arzneimittel, Schwefelsalbe und schwarze Seife, sind aber, wie früher erwähnt, viel weniger geeignet, eine wahrhafte Heilung des Krätzausschlags, als vielmehr eine blose Verdrängung desselben von der Haut nach anderen Organen, eine gefährliche Metastase nach innen zu bewirken, was auch die Erfahrung an vielen Beispielen bestätigt hat. Wenn nach Tödtung der Milbe noch künstliche Hülfe zur Entfernung des Hautausschlages nöthig ist, so darf hierzu nur die Homöopathie verwandt werden.

In ähnlicher Weise verhält es sich bei den Vergiftungen. Im Anfange einer Vergiftung — d. h. wenn das Gift noch nicht in den Blutkreislauf übergegangen ist, oder sobald man überhaupt vermuthet, daß noch Gift im Darmkanale sich befinde, welches noch nicht resorbirt sei — hat der Arzt durchaus nicht

die Aufgabe zu heilen, sondern zunächst den Uebergang des giftigen Stoffes in den Blutkreislauf und somit das Eintreten der eigentlichen Vergiftung zu verhüten. Es versteht sich von selbst, daß mit dieser Absicht, die Vergiftung zu verhüten, die dynamische Heilkunst, folglich auch die Homöopathie, nichts zu thun hat. Ist aber das Gift einmal resorbirt worden und wirkliche Vergiftung eingetreten, dann können weder Brech- und Abführmittel, noch einhüllende oder neutralisirende Stoffe mehr nützen, sondern die Vergiftung ist wie jede andere Krankheit zu betrachten, und dasjenige dynamische Heilverfahren, welches für alle übrigen das beste ist, gilt auch für diese Erkrankungen. Die wirklichen Vergiftungen können sowenig wie jede andere Krankheit, ohne die natürlichen Heilbestrebungen dem Gesundheitszustande wieder Platz machen, folglich fallen auch sie der Homöopathie anheim.

Die Homöopathie ist also, um es noch einmal zu wiederholen, das einzig mögliche direkte Heilverfahren, welches die Heilung auf dem kürzesten Wege erreicht; sie ist überall da anwendbar, wo der Einfluß des Nervensystems im Stande ist, eine vorhandene krankhafte Störung wieder aus dem Organismus zu verdrängen; sie ist allgemeingültig, weil sie auf einem allgemeingültigen physiologischen Grundsatze beruht. Sie läßt die mechanische Hülfeleistung, Operationskunst, neben sich bestehen, weist derselben aber das ihr rechtmäßig angehörige Gebiet an.

Die Homöopathie macht ferner, außer der mechanischen Hülfeleistung, alle anderen Heilmethoden neben sich überflüssig, weil alle übrigen höchstens auf Umwegen zur Heilung führen, oder dieselbe gar nicht erreichen. Sie macht die Blutentziehungen überflüssig, weil sie einseitigen Blutandrang und plastische Ausschwitzungen durch innere Mittel dauernd hebt; sie ist das geeignete Verfahren, mittelst dessen man wahrhafte künstliche Krisis hervorzurufen vermag, während die ausleerenden Methoden dieselbe nicht bewirken; je mehr sie durch fortgesetzte physiologische Arzneiprüfungen an Heilfähigkeit gewinnt, um so

mehr macht sie die mit vielfachen Nachtheilen verbundenen Palliativmittel, Opium, Morphium, entbehrlich; sie stärkt die Kranken durch Hebung der Krankheit selbst, läßt also das Verlangen nach einer besondern tonischen Heilmethode nicht aufkommen; sie zeigt die Entbehrlichkeit der zahllosen äußeren Behandlungsweisen, Einspritzungen, Inhalationen, Pflaster, Salben u. s. w.

Die Homöopathie bringt also vollständige Einheit in die Heilkunst; alle früheren, zusammenhanglos neben einander bestehenden Methoden und Methödchen hören auf, das gesammte Heilverfahren bildet ein inniges, unzertrennliches Ganze, ein System. —

3.) Jucunde.

Eine vollkommene Heilkunst muß jucunde heilen, angenehm und sanft. Diese Bedingung bezieht sich nicht blos darauf, daß eine Heilkunst ohne Schmerzen, ohne lästige Nebenbeschwerden, ohne widerwärtige Sinneseindrücke durch ekelhaften Geschmack und Geruch heile, sondern namentlich darauf, daß sie in den Fällen, wo sie nicht zu heilen vermag, jeden auch den geringsten Nachtheil in Betreff des Kranken vermeide.

Ein Verfahren, welches nicht die vollständigste Bürgschaft leistet, daß es dem Kranken nie Schaden zufügt, ist eine elende Stümperei und verdient nicht den Namen eines Heilverfahrens. Es heißt das Vertrauen des Kranken fürchterlich mißbrauchen, wenn der Arzt, von dem der Kranke Wiederherstellung seiner Gesundheit hofft, nur dazu behülflich ist, diesen noch kränker zu machen. Jeder nur einiger Maßen gewissenhafte Arzt sollte schon vor der Möglichkeit, positiven Schaden anzurichten, zurückschrecken; er muß sich ja höchst erbärmlich und überflüssig vorkommen bei dem Gedanken, daß die etwaigen durch seine Kunst bewirkten Heilungen durch ebenso viele Fälle, in welchen das Befinden des Kranken durch ihn nur verschlimmert wurde, reichlich aufgewogen werden.

Also die erste Bedingung einer wahrhaften Heilkunst ist: unbedingte Vermeidung jedes noch so geringen positiven Schadens für den Kranken.

Wir haben aber gesehen, daß selbst der vorsichtigste allopathische Arzt es nicht in seiner Macht hat, vermöge der ihm zu Gebote stehenden Heilmethoden jeden erheblichen Nachtheil zu vermeiden, sobald er nicht überhaupt gar keine Arzneien reicht und überall rein exspektativ verfährt. Solange ein Arzt nicht unbedingt auf Blutentziehungen, auf die ableitende, stärkende, antiplastische Methode, auf Brech- und Abführmittel, auf Diaphoretica und Diuretica verzichtet, und die heroischsten Mittel, Opium, Kalomel, Jod, China, Eisen, Quecksilber u. a. fahren läßt, so lange kann er es auch nicht umgehen, gelegentlich bedeutend zu schaden.

Nachtheil, selbst Lebensgefahr für den Kranken durch die arzneilichen Eingriffe ist nicht zu umgehen, solange die Arzneimittel in solchen Gaben gereicht werden, daß sie auf alle Fälle hin, sie mögen zur Heilung beitragen oder nicht, die ihnen eigenthümlichen Wirkungen auf den Organismus entfalten, also in solchen Gaben, welche auch das Befinden des gesunden Organismus mehr oder weniger krankhaft umändern. Das ist aber bei sämmtlichen allo- und antipathischen Heilmethoden der Fall; alle stützen sich auf Arzneiwirkungen, welche auch im gesunden Körper eine krankhafte Störung verursachen müssen.

Wenn die arzneiliche Einwirkung nicht zur Heilung verwandt wird und in dieser aufgeht, was der gewöhnliche Fall ist, so hat der Organismus neben der schon bestehenden Krankheit noch eine stärkere oder schwächere Arzneikrankheit zu überwinden, die ihm gar nichts hilft; er muß seine Reaktionsthätigkeit auch gegen die zweite, die arzneiliche Krankheit richten, wodurch nothwendig die gegen die erstere gerichteten Naturheilbestrebungen in ihrer Energie mehr oder weniger beeinträchtigt und geschwächt werden. Sogut wie Erkältung, Magenverderbniß, Gemüthsaufregung, Aerger, Schreck u. dergl. die Heilung einer bestehenden Krankheit erschweren oder ganz aufhalten, ebenso gut thun dies alle unpassenden arzneilichen Eingriffe. Die Last wird durch die künstliche Arzneikrankheit für den Organismus erhöht, und wenn derselbe auch in vielen Fällen hinlängliche Kraft und Energie besitzt, um beide Störungen wieder auszugleichen, so

dient doch der ärztliche Eingriff nur dazu, ihm dies Geschäft zu erschweren. — Und da die Arzneien schon auf gesunde Personen sehr verschieden stark einwirken, so kann der Arzt um so weniger im Voraus berechnen, wie stark eine bestimmte Arzneigabe den kranken Organismus affiziren werde, denn im letztern Falle sind zwei Faktoren in Anschlag zu bringen, die individuelle physiologische Konstitution und die durch die Krankheit bewirkte größere oder geringere Reizbarkeit und Schwächung des Organismus.

Also noch einmal gesagt: wenn der Arzt den Kranken solche Arzneigaben reicht, welche auch Gesunde krank zu machen vermögen und an jedem Kranken ohne Unterschied die ihnen eigenthümlichen physiologischen Wirkungen hervorrufen, so kann es auch der vorsichtigste nicht vermeiden, seinen Kranken öfters erheblichen Schaden zuzufügen.

Vermeidung jeder nachtheiligen arzneilichen Einwirkung hat der Arzt nur dann in seiner Macht, wenn er entweder alle vorkommenden Krankheitsfälle mit unbedingter Sicherheit heilt, oder die Arzneien in solchen Gaben reicht, daß sie überall da, wo sie nicht heilen, ohne alle Wirkung bleiben, d. h. überhaupt gar nicht auf den Organismus einwirken. — Die erstere Bedingung wird nie erfüllt werden; denn wenn sich auch einst die Heilkunst auf die höchste Stufe der Vollkommenheit emporgeschwungen hat, so wird doch selbst der scharfsinnigste und gelehrteste Arzt kaum je vor Irrthümern bewahrt bleiben, geschweige die große Masse der Aerzte, welche zu keiner Zeit den ganzen Umfang ihrer Wissenschaft beherrschen noch am Krankenbette diejenige Sicherheit der Heilung erreichen, welche ihnen von der jedesmaligen Entwicklungsstufe ihrer Kunst geboten wird. — Es bleibt folglich zur Vermeidung von positivem Schaden nur die zweite Bedingung übrig, daß die Arznei überall, wo sie nicht heilt, ganz ohne Wirkung bleibe. Diese Bedingung ist nur dann ausführbar, wenn es möglich zu machen ist, daß die Arzneien unter bestimmten Verhältnissen zwar noch auf den kranken Organismus einwirken, die gesunden Organe aber stets unberührt lassen.

Ferner ist zu bedenken: Wenn der Arzt angenehm und sanft ohne Beschwerden und Kräfteaufwand für den kranken Organismus heilen will, so darf er zu seinen Heilungen keine Mittel anwenden, welche den gesammten Organismus in Mitleidenschaft versetzen, und einen großen Aufruhr in demselben erregen, ehe sie die Heilung zu Stande bringen; er muß es vielmehr nach Möglichkeit einzurichten suchen, daß sich im Organismus blos diejenigen Arzneiwirkungen entfalten, welche zur Heilung streng erforderlich sind, nicht aber nebenbei noch viele andere, welche eine unnöthige Störung verursachen und die Heilung aufhalten. Die künstliche Arzneikrankheit muß vollständig in der Heilung aufgehen. Die Arznei darf demnach blos die kranke Seite des Körpers treffen, darf aber nicht die völlig normal verlaufenden organischen Thätigkeiten krankhaft umändern. — Jede Arznei wirkt aber, wie aus Vergiftungen und physiologischen Prüfungen ersichtlich, auf sehr verschiedene Körperorgane ein; damit also die Arzneien in Krankheitsfällen nie auf gesunde Organe und Nervenpartieen einwirken, dazu giebt es kein anderes Mittel, als daß sie den gesunden Organismus überhaupt völlig ungestört lassen und nur unter gewissen Bedingungen ihren Einfluß auf kranke Organe äußern. Dieser letztere Umstand ist sonach eine unentbehrliche Bedingung einer wahrhaft rationellen, allen gegründeten Anforderungen entsprechenden Heilkunst.

Es fragt sich nun zunächst, ob diese Bedingung auch erfüllt werden könne. — Mittelst der altherkömmlichen Heilmethoden allerdings nicht: Blutentziehungen, Brech- und Abführmittel, schweiß- und harntreibende, antiplastische Heilmittel, Aetzmittel, Hautreize, sowie die antipathische Heilmethode verlangen sämmtlich eine arzneiliche Einwirkung, die auch im gesunden Körper vor sich geht, denn die Heilfähigkeit dieser Methoden beruht darauf, daß sie unmittelbar an die Stelle der natürlichen Krankheit eine künstliche setzen; sie treffen durchaus nicht die kranke Seite im Organismus, sondern sollen im Gegentheil gesunde Organe krank machen. Diese Heilmethoden darf man bei der Frage über die Ausführbarkeit der obigen Bedingung nicht zu Grunde legen; man muß vollständig von ihnen absehen und

ganz im Allgemeinen fragen, ob es möglich sei, durch Arznei-gaben, welche an Gesunden keine Wirkung mehr äußern, noch Kranke zu heilen.

Um das zu erfahren, muß man ferner fragen: Wirkt denn überhaupt jeder äußere Einfluß, der bei Kranken Störungen veranlaßt, in demselben Grade auch auf Gesunde ein? oder giebt es vielleicht Einflüsse, welche einen Gesunden zwar unberührt lassen, aber doch von Kranken noch stark und unangenehm empfunden werden?

Die Erfahrung giebt hierüber folgende Antwort: Es giebt sehr viele äußere Einflüsse, welche den gesunden Organismus wenig oder gar nicht berühren, dagegen auf kranke Organe noch große Wirkung ausüben. Es ist Thatsache, daß kranke Organe nach der erkrankten Seite hin außerordentlich empfindlich sind und für Reize empfänglich, von denen ein gesundes Organ nicht umgestimmt wird. Wer an Rheumatismus leidet, bekommt seine Schmerzen durch das geringste Zuglüftchen, das der gesunde gar nicht empfindet. Einem Fieberkranken ist oft der leiseste Ton, das geringste Geräusch unerträglich, während ein Gesunder den Kanonendonner verträgt. Wer von Natur sehr zu Zorn geneigt ist oder in krankhaft gereizter Gemüthsstimmung sich befindet, kann durch den leisesten Widerspruch in die heftigste Aufregung versetzt werden, selbst bis zu Krämpfen, während ein Gesunder oder Phlegmatischer in vollkommenster Gemüthsruhe bleibt. Ein entzündetes Auge ist häufig gegen den unbedeutendsten Lichtschein übermäßig empfindlich und muß sich schließen. Bei bereits vorhandener Uebelkeit kann der blose Gedanke an etwas, oder ein unangenehmer Geruch und Geschmack sofort Erbrechen bewirken, während dem Gesunden diese Eindrücke sehr gleichgültig sind. Ein entzündetes Gelenk verträgt nicht die leiseste Berührung ohne die lebhaftesten Schmerzen, das gesunde wird durch einen mäßigen Schlag viel geringer affizirt. Hysterische Frauen verfallen bei den geringsten Erregungen in Krämpfe; reizbare Personen schrecken zusammen, wenn eine Stricknadel auf die Erde fällt.

Es giebt ganz gesunde Menschen, die von bestimmten äuße-

ren Einflüssen ungewöhnlich heftig berührt werden, während die meisten Menschen von diesen Einflüssen gar nichts merken. Dr. Groß erzählt, daß Veilchengeruch bei einem gesunden und kräftigen Manne eine Art von Krampf in den Augenlidern, eine eigene Schlafmüdigkeit, heftige Engbrüstigkeit mit der höchsten Angst, Zittern der Glieder, Schwinden und ein ganz eigenes Verwechseln der Gedanken, eine eigenthümliche nahe an Melancholie gränzende Gemüthsverstimmung mit höchster Abneigung gegen jede Musik veranlaßte, Symptome, welche durch Prüfungen der Viola odorata an Gesunden bestätigt worden sind. Manche Personen bekommen nach geringem Genusse von Erdbeeren oder Krebsen, wie bekannt, Nesselausschlag, während die meisten Menschen diese Speisen sehr gut vertragen. Man erzählt von dem berühmten De Haen, daß er von wenigen Erdbeeren Konvulsionen bekommen habe. — Diese Idiosynkrasien erklären sich dadurch, daß bei manchen Personen bestimmte Nervenpartieen eine krankhaft erhöhte Reizbarkeit besitzen, sodaß Eindrücke, welche sich direkt auf diese Nervenpartieen beziehen, eine ungewöhnlich starke Wirkung äußern.

Das steht also unzweifelhaft fest, daß kranke Nervenpartieen ungleich empfindlicher, reizbarer sind als gesunde, und von äußeren Einflüssen noch getroffen werden, welche an letzteren wirkungslos vorübergehen. Dazu gehört jedoch, daß die äußeren Einflüsse direkt und unmittelbar auf den erkrankten Theil des Organismus einwirken. Ein lichtscheues Auge wird von Schall nicht affizirt, vorhandene Uebelkeit durch Zugluft nicht vermehrt, auf rheumatische Schmerzen hat widerwärtiger Geschmack und Geruch keinen Einfluß, die Schmerzen eines entzündeten Gelenkes werden durch grelles Licht nicht erhöht.

Dasselbe Verhältniß findet natürlich auch bei den Arzneien statt, denn diese sind ebenfalls störende äußere Einflüsse; eine Arznei wirkt auf diejenigen Organe, zu welchen sie in direkter Beziehung steht, ungleich heftiger ein, wenn sie sich im kranken Zustande befinden, als wenn sie gesund sind. Und wenn man die Arzneidosen mehr und mehr verkleinert, so muß die Wir-

kungsfähigkeit der Arzneien für gesunde Organe eher an ihrer äußersten Gränze anlangen als für kranke; da wo die Wirkung der Arzneien auf gesunde Organe eben aufgehört hat, dauert ihre Wirkung auf kranke je nach dem Grade der Empfindlichkeit noch länger oder kürzer fort. Wenn also ein Gesunder behauptet, daß Arzneigaben, welche ihn nicht mehr krank machen, auch auf Kranke nicht mehr heilsam einwirken können, so ist das ebenso thöricht, als wenn er behaupten wollte, das gewöhnliche Tageslicht könne kein krankes Auge beleidigen, weil sein gesundes nicht davon geblendet wird, oder leise Berührung könne für ein entzündetes Gelenk nicht schmerzhaft sein, weil seine gesunden Gelenke dieselbe vertragen.

Die eine Bedingung darf aber selbstverständlich nie fehlen, daß die Arzneien in unmittelbarer Beziehung zu den krankhaft gereizten Nervenpartieen stehen, direkt auf die kranken Organe einwirken, denn ohne das kann auch die verstärkte Wirkungsfähigkeit nicht eintreten. Der kranke Organismus ist zwar gegen jeden störenden äußern Einfluß etwas empfindlicher als der gesunde, jedoch in ungleich stärkerem Maße gegen einen solchen, welcher speziell seine kranke Seite trifft.

Die nach den allopathischen Methoden gereichten Arzneimittel treffen fast durchgehends die kranke Seite des Organismus nicht, sie stehen in keiner unmittelbaren Beziehung zu den krankhaft gereizten Nervenpartieen, und die mit dem Krankheitssitze wechselnde Oertlichkeit ihrer Einverleibung kann diesen Mangel nicht ersetzen, die Arznei muß von Natur eine nähere Verwandtschaft zu den betreffenden Nervensphären besitzen.

Die allopathischen Aerzte wenden z. B. gegen jeden beliebigen Zahnschmerz Opium an. Zahnschmerz kann aber von sehr verschiedenen Nervensphären ausgehen, und jedes Zahnweh ist nur gegen diejenigen Reize ungewöhnlich empfindlich, welche auf den jedesmaligen speziellen Ausgangspunkt direkt einwirken. Zahnschmerz, durch Erkältung veranlaßt, verschlimmert sich weniger leicht durch Gemüthsbewegungen, durch Magenverderbniß verursachter Zahnschmerz dagegen ist weniger gegen Zugluft

empfindlich. Jede krankhaft umgestimmte Nervenpartie ist nur gegen den für sie spezifischen äußeren Reiz ungewöhnlich empfindlich. Die allopathischen Arzneien sind aber für die Krankheiten, gegen welche sie verordnet werden, durchaus keine solchen spezifischen Reize. Die betäubende Wirkung des Opium geht von ganz anderen Nervensphären aus, als welche bei den verschiedenartigen Zahnschmerzen betheiligt sind.

Krankhafte Schlaflosigkeit hat ihren Heerd in sehr mannigfachen Störungen verschiedener Organe; Opium als allgemein schlafmachendes Mittel kann natürlich nicht direkt auf alle diese Störungen und Organe einwirken. Plastische Ausschwitzungen können von vielen Nervensphären ihren Ausgang nehmen; wenn sie nun mit einem allgemein antiplastischen Arzneimittel, z. B. Kalomel oder Glaubersalz, bekämpft werden sollen, so kann man unmöglich einen spezifischen Reiz auf die jedesmalige Grundkrankheit ausüben. Dasselbe ist der Fall bei den ableitenden Mitteln, Senfteig, Fontanell, Glüheisen; sie werden ebenfalls gegen eine Unzahl der verschiedenartigsten Krankheiten in gleichmäßiger Weise in Gebrauch gezogen. Die adstringirenden Mittel wirken blos auf die äußeren Geschwüre oder Hautausschläge, besitzen aber durchaus keine spezifische Verwandtschaft zu den besonderen inneren Grundvorgängen dieser äußeren Symptome.

Das Gleiche wiederholt sich bei allen übrigen der altherkömmlichen generalisirenden Heilmethoden: bei allen fehlt jene unentbehrliche Bedingung der erhöhten Reizbarkeit, die spezifische Beziehung zwischen dem äußern Reiz und der innern krankhaften Störung.

Mit der Homöopathie verhält es sich ganz anders. Die Homöopathie ist kein verallgemeinerndes, sondern ein streng individualisirendes Heilverfahren, und nur ein solches kann in jedem Krankheitsfalle auf den innern materiellen Grundvorgang einwirken, also den jedesmaligen Heerd der Krankheit berühren. Eine Arznei ist eben nur dann das homöopathische Heilmittel für einen bestimmten Krankheitsfall, wenn sie in ihren physiologischen Wirkungen mit der zu heilenden Krankheit innig verwandt ist, sodaß beide, die natürliche Krankheit und die künstliche Arznei-

krankheit dieselben Organe und Nervenpartieen in wesentlich ähnlicher Weise affiziren. Das homöopathische Heilmittel trifft also unmittelbar die krankhaft empfindliche Seite im Organismus; es ist kein Heilverfahren möglich, vermöge dessen man direkter auf die kranken Theile des Organismus einwirken könnte, als vermöge der Homöopathie, denn auf den Grundsatz „Paria Paribus“ läßt sich kein Heilverfahren gründen. — Da nun für kranke Organe die äußerste Gränze der Arzneiwirkungsfähigkeit eine viel weitere ist als für gesunde, so muß das homöopathische Heilmittel auf die krankhaft gereizten Organe nothwendig noch in solchen Gaben einwirken, welche auf den gesunden Körper längst keine Wirkung mehr äußern; es kann daher in so kleiner Gabe gereicht werden, daß es gesunde Organe durchaus nicht mehr krank zu machen vermag, ohne dadurch seine Heilwirkung auf die kranken Nervenpartieen einzubüßen. Wenn folglich bei homöopathischer Behandlung die vom Arzte gewählte Arznei der zu heilenden Krankheit nicht wesentlich ähnlich, d. h. nicht das wirklich homöopathische Heilmittel ist, so trifft sie nicht die krankhaft empfindliche Seite im Organismus und geht, da sie den gesunden Organismus nicht mehr affizirt, wirkungslos vorüber.

Ferner hat es der Arzt bei homöopathischer Behandlung in seiner Gewalt, alle unnützen und störenden Nebenwirkungen der Arznei entfernt zu halten, weil sich diese auf gesunde Organe beziehen, während das homöopathische Heilmittel in der geeigneten Gabe nur auf den erkrankten Theil des Organismus einwirkt.

Die Homöopathie erweist sich demnach auch dadurch als das wahrhaft naturgemäße allen Anforderungen genügende Heilverfahren, daß sie die Fähigkeit besitzt, die Kranken mittelst solcher Arzneigaben zu heilen, welche an Gesunden völlig wirkungslos bleiben, und mittelst dieser Fähigkeit in den Stand gesetzt ist, jeden positiven Schaden unbedingt zu vermeiden. — Man sieht hieraus, welchen Begriff diejenigen Aerzte von einer wahren Heilkunst haben, die darüber spotten, daß man eine ganze

homöopathische Apotheke verschlucken könne, ohne das mindeste Unwohlsein darnach zu verspüren! Sie machen sich unüberlegter Weise über einen Umstand lustig, ohne welchen jedes Heilverfahren in hohem Grade unvollkommen ist, weil es ohne ihn die dritte unentbehrliche Bedingung einer wahren Heilkunst nicht zu erfüllen vermag, nämlich den Kranken durch die Heilwerkzeuge keinen Schaden zuzufügen.

Jeder die Homöopathie ausübende Arzt hat also vor Allem die Verpflichtung, seine Heilinstrumente, die Arzneien, in so kleinen Gaben zu reichen, daß er mittelst derselben die gesunden Organe nicht krank zu machen vermag.

Er hat aber zweitens noch eine andere Rücksicht zu beobachten, nämlich auf die krankhaft gestörten und empfindlicheren Nervenpartieen nicht heftiger einzuwirken, als der beabsichtigte Heilzweck es verlangt, denn: quod potest fieri per pauca, non debet fieri per multa. — Da das homöopathische Heilmittel die kranken Nervenpartieen direkt und zwar in wesentlich ähnlicher Weise trifft, so muß eine zu starke Einwirkung desselben sich als eine Steigerung oder Zunahme der bereits bestehenden Krankheit kund geben, oft allerdings mit Hervortreten einzelner neuer, doch verwandter Krankheitserscheinungen. Es ist dieses die sogenannte homöopathische Verschlimmerung, die von den homöopathischen Aerzten unzählige Male beobachtet worden ist, und sich auch öfters bei zufälligen homöopathischen Heilungen durch allopathische Aerzte gezeigt hat. Zwei Beispiele der Art finden sich in der allgem. homöop. Zeitung Bd. 56. No. 20:

„Ein $1\frac{1}{2}$jähriger Knabe, an einem Fieberzustande mit encephalitischen Symptomen erkrankt, bekam in zweistündigen Zwischenzeiten 4 Dosen zu je $\frac{1}{16}$ Gr. Extr. Bellad. spir. — Der Knabe wurde sehr unruhig, schlug und biß nach der Mutter, die Gesichtsröthe wechselte und an dem Körper zeigte sich die ausgesprochenste Scharlachröthe; die darauffolgende Nacht war bis 2 Uhr unruhig und schlaflos; dann aber folgte ein ruhiger Schlaf und am Morgen war nicht blos der medicamentöse, sondern auch der genuine Krankheitszustand beseitigt und das Kind genesen. Frank, Magazin II. 648."

„Eine Kreisende, die seit 48 Stunden heftige Krampfwehen mit eng um die Frucht zusammengeschnürter Gebärmutter hatte, erhielt ein Klystier aus 6 Gr. Bellad. applizirt. Nach einer halben Stunde: Alle Wehen hörten auf; das Gesicht wurde dunkelroth, die Augen stier, es trat höchste Angst und größte Unruhe ein, die in völlige Raserei überging (kalte Compressen auf den Kopf und Essigklystiere). Die Delirien änderten sich in lustigen Wahnsinn um mit lichten Zwischenräumen, es traten jetzt regelmäßige Wehen ein und die Frau gebar ohne ärztliche Kunsthülfe ein starkes, lebendes Kind. Frank, Magazin I. 389."

Jeder Arzt, welcher die physiologischen Wirkungen der Belladonna nur einigermaßen kennt, wird in diesen beiden Fällen eine homöopathische Heilung mit vorhergehender Arzneiverschlimmerung erkennen.

Solange aber eine derartige Arzneiverschlimmerung noch äußerlich sichtbar ist, muß der wissenschaftliche Arzt die Gabe des homöopathischen Arzneimittels verkleinern; denn 1) bereitet er dem Kranken durch eine solche Verschlimmerung unnöthige Beschwerden, er verletzt das jucunde curare, 2) schiebt er durch die anfängliche arzneiliche Krankheits-Steigerung, die oft viele Stunden dauert, die nachfolgende Besserung unnöthiger Weise hinaus, er verletzt das cito curare, und 3) kann er selbst das tuto curare verscherzen, wenn der Kranke der allzu bedeutenden Verschlimmerung vor eintretender Besserung unterliegt. — Wer durch allzustarke Dosen des homöopathischen Heilmittels noch sichtbare Verschlimmerung hervorruft, der benutzt nicht die Hülfsmittel, welche ihm von seiner Heilkunst zur Erreichung allseitig vollkommener Heilungen geboten werden.

Wie weit darf nun der homöopathische Arzt in der Verkleinerung der Arzneigaben gehen? Wo ist die Gränze für die Wirkungsfähigkeit der homöopathischen Arzneidosen?

Zur Beantwortung dieser Frage sind verschiedene Punkte in Erwägung zu ziehen, welche schließen lassen, daß diese Gränze ziemlich weit gezogen werden müsse. — Erstlich muß man die Empfindlichkeit kranker Nerven gegen spezifische Reize im Verhältniß zu gesunden Nerven sehr hoch anschlagen, und wenn es

auch bis jetzt unmöglich ist, dieses Verhältniß der Reizbarkeit zwischen gesunden und kranken Nerven genauer in Zahlen anzugeben, so kann es doch nur wie Eins zu verschiedenen Tausenden sein.

Abgesehen von dieser erhöhten Reizbarkeit der kranken Organe braucht die Einwirkung des homöopathischen Heilmittels an und für sich eine viel weniger starke zu sein, als die Einwirkung der allo- und antipathischen Mittel, und zwar wegen der Art und Weise, wie es die Heilung erzielt. Bei sämmtlichen allo- und antipathischen Heilmethoden wird die Heilung auf die Erstwirkungen der Arzneien gestützt; die Arzneikrankheit selbst soll sich unmittelbar an die Stelle der zu heilenden Krankheit setzen und sie aus dem Körper verdrängen. Die künstliche Arzneikrankheit muß deshalb eine der Stärke der natürlichen Krankheit entsprechende Energie besitzen, derselben quantitativ gewachsen sein. Bei hartnäckiger Schlaflosigkeit muß die Gabe des Opium eine auch für Gesunde bedeutende sein, wenn sie die beabsichtigte Wirkung, momentane Schlafbetäubung, herbeiführen soll. Gegen langwierige Verstopfung muß das Abführmittel in energischen Gaben angewandt werden, um dem Kranken ein- oder mehrmaligen Stuhlgang zu verschaffen. Die antiplastischen Mittel müssen in hohem Grade störend auf den Organismus einwirken, um ihrem Zwecke zu entsprechen, d. h. den Ernährungszustand des Körpers hinreichend herabzusetzen. Desgleichen müssen die Ableitungsmittel, Fontanell, Haarseil, Glüheisen, den Organismus sehr eindringlich affiziren, damit sie in Ermangelung einer spezifischen Verwandtschaft durch ihre Intensität die bestehende natürliche Krankheit zurückdrängen. Das Quantum der Arzneiwirkung ist also in allen diesen Fällen von der größten Wichtigkeit und muß stets ein bedeutendes sein, wenn die Arznei den beabsichtigten Heilzweck erreichen soll.

Ganz anders verhält es sich bei der homöopathischen Heilwirkung. Die Homöopathie erstrebt die Heilung nicht durch die Arzneikrankheit selbst, durch die Erstwirkungen der Arzneien, sondern vielmehr durch die der Arzneiwirkung folgende Gegenwirkung des Organismus, durch die Nachwirkungen der Arzneien.

Das homöopathische Heilmittel hat nicht die Aufgabe, die natürliche Krankheit dadurch zu unterdrücken, daß es sich selbst unmittelbar an die Stelle derselben setzt, und braucht deshalb keine Arzneikrankheit hervorzurufen, welche der bestehenden Krankheit an Energie und Intensität das Gleichgewicht hielte oder sogar überlegen wäre; es soll einfach die organischen Naturheilbestrebungen unterstützen, und zwar weniger an Intensität erhöhen als vielmehr extensiv erweitern, indem es bestimmte neue regulatorische Vorrichtungen ins Leben ruft. Es kommt demnach viel weniger auf das quantitative Verhältniß der durch das homöopathische Heilmittel hervorgerufenen Reaktionsthätigkeiten an, als auf die qualitative Beschaffenheit derselben.

Gesetzt also auch, die kranken Nerven besäßen gegenüber den gesunden keine erhöhte Empfindlichkeit, so brauchten doch die Arzneien für die homöopathische Heilung durchaus nicht in solchen massenhaften Gaben angewandt zu werden, wie sie die allo- und antipathischen Heilmethoden verlangen. — Schon die allopathischen Aerzte haben unbewußter Weise diese Erfahrung gemacht. Da wo sie, ohne es zu wissen, homöopathisch verfahren, geben sie sehr häufig kleinere Arzneigaben. Rhabarber wird zuweilen refracta dosi gegen Durchfälle, Brechweinstein refr. dos. gegen Lungenentzündung, Ipecacuanha refr. dos. gegen Magenschmerzen, Uebelkeit und Erbrechen angewandt.

Die äußerste Gränze der Heilfähigkeit homöopathischer Arzneigaben wird indessen durch einen 3. sehr wichtigen Punkt noch weiter hinausgerückt. Die Wirksamkeit der Arzneistoffe wird nämlich durch fortgesetzte feine Zertheilung bedeutend gesteigert, sodaß $^1/_{100}$ Gran einer fein verriebenen oder aufgelösten Arznei nicht 100mal schwächer wirkt, als 1 Gran derselben Arznei in weniger fein zertheiltem Zustande. Diese Thatsache ist schon theilweise eingesehen worden, denn man findet auf Rezepten oft angegeben: misce bene terendo, longa trituratione, accuratissime, exactissime.

Der Grund dieser gesteigerten Wirksamkeit beruht auf einem einfachen physikalischen Gesetze, welches der Professor der Physik und Mathematik Dopler in Prag zuerst nachgewiesen hat

(Ueber das Große und Kleine in der Natur, enthalten in der Zeitschrift für Physik von Prof. Baumgartner und von Holger). Prof. Dopler stellt die Frage auf: „Mit welchem Rechte bestimmt man die Wirkungen der Arzneikörper nach ihrem Gewichte und nicht vielmehr nach der Größe ihrer wirksamen Oberfläche? Oder mit anderen Worten: Ist es das Innere eines Arzneikörpers, oder sind es seine äußeren mit der übrigen Sinneswelt in Berührung stehenden Theile, welche die arzneiliche Kraft desselben bedingen?"

Offenbar wirken nur die äußeren Theile jedes Arzneikörpers. Soweit derselbe inner- oder außerhalb des Organismus zertheilt oder aufgelöst wird, soweit also seine vorher inneren Theile zu äußeren werden, soweit wirken auch seine Atome auf den Organismus ein; soweit diese aber noch allseits von Atomen desselben Stoffes umgeben sind und mit dem Organismus nicht in unmittelbare Berührung treten, bleiben sie wirkungslos. Wäre es anders, so müßte eine Arznei auch dann auf den Organismus einwirken, wenn sie vollständig mit einem unlöslichen Ueberzuge von Gutta Percha umgeben ist; dieses thut sie aber nicht. Von einem Tropfen Wasser macht blos diejenige Fläche naß, die mit einem andern Körper in Berührung tritt.

Sobald es aber feststeht, daß nur die Oberfläche wirkt, so folgt zugleich nothwendig, daß ein und derselbe Arzneikörper unter sonst gleichen Umständen um so größere Wirkungen entfalten muß, eine je größere Oberfläche er darbietet.

Prof. Dopler sagt hierüber: „Unter der physischen Oberfläche eines Körpers, im Gegensatze zur mathematischen, versteht man den Inbegriff aller jener Körperatome (Theilchen), welche wenigstens nach einer Richtung zu von Atomen (Theilchen) anderer Art umgeben sind. Hieraus folgt sofort unmittelbar, daß Körper, welche zerbrochen oder auf irgend eine andere Weise verkleinert werden, an Oberfläche beträchtlich gewinnen müssen, indem nunmehr Atome (Theilchen), welche früher dem Innern des Körpers angehörten, mit dem umgebenden Mittel in Berührung treten und sofort einen Theil der neuen Oberfläche ausmachen. Ebenso einleuchtend ist es aber auch im

Gegentheile, daß zwei oder mehrere Körper derselben Art, welche früher ein Ganzes bildeten, oder die sonst genau zusammenpassen, wenn sie aneinandergefügt werden, wenigstens an den eigentlichen Berührungsstellen, wo jeder zwischen hinweg gedacht werden muß, ihre beiderseitigen Oberflächen einbüßen. Eine etwas genauere Betrachtung dieses Gegenstandes führt ferner zu dem Ergebniß, daß die Gesammtoberfläche wenigstens in eben demselben, und meistens sogar in einem größeren Verhältnisse zunimmt, als sich die Durchmesser der einzelnen Theilchen verkleinern. Wird daher z. B. ein Kubikzoll irgend eines Körpers bis zur Kleinheit eines gröblichen Streusandes zerstoßen, wobei er in mehr als eine Million einzelner Theile zerfällt, so hat sich seine Oberfläche, wie eine leichte Rechnung lehrt, schon auf sechs bis sieben Quadratfuß vergrößert. Mikroskopische Untersuchungen zeigen ferner, daß die noch wahrnehmbaren Theile des in der Luft zerfallenen Kalkes, des Mehles sowie des Mulms nebst noch vielen andern pulverigen Körnern, wie sie die Natur und Kunst darbieten, von einem Sandkorne obenerwähnter Art um mehrere hundert Mal an Größe übertroffen werden. Zerreibt man demnach obigen Körper zu einem Pulver von genannter Feinheit, so bietet die Gesammtoberfläche schon eine Area von mehr als tausend Quadratfuß dar.

Damit nun aber die genannte Oberfläche in Wahrheit als eine physische oder wirksame hervortrete, muß man schon gleich von vorn herein zu verhindern suchen, daß die einzelnen Theilchen unter einander in irgend eine Berührung treten, welches meines Erachtens wohl kaum auf eine andere Weise bewerkstelligt werden kann, als indem man den fraglichen Stoff schon gleich anfänglich mit einem andern fremdartigen Körper z. B. mit Milchzucker als Mittel vermengt, und gleichzeitig mit ersterem sodann verreibt. Der Mittelkörper oder das erwähnte Vehikel muß in hinreichender Menge beigemengt sein. Das Letztere gilt natürlich in noch viel höherem Grade von den tropfbar flüssigen Körpern, da ihre kleinsten Theile nicht wie bei

den starren Körpern von polyedrischer, sondern, wie es die große Verschiebbarkeit ihrer Theilchen vermuthen läßt, von kugelartiger Form sein dürften. Der Verfasser erlaubt sich bei dieser Gelegenheit die vielleicht nicht ganz grundlose Vermuthung aufzustellen, daß die Verreibung oder Verkleinerung eines Körpers für sich allein ohne weiteres Verreibungsmittel vielleicht blos bis zu einem gewissen Grade getrieben werden kann, indem sehr fein zerriebene Körper schon einigermaßen und allmälig die Eigenschaft der leichten Verschiebbarkeit, welche sonst nur den Flüssigkeiten eigen ist, anzunehmen scheinen."

Die Thatsache steht somit fest: ein Arzneistoff, der gerade so fein zertheilt ist, daß er resorptionsfähig wird, ist in einer bestimmten Quantität durchaus nicht wirksamer, als derselbe Stoff in viel geringerer Quantität, aber in viel feinerer Zertheilung. Die Größe oder Kleinheit einer Arzneigabe läßt sich mit Sicherheit nicht schätzen, wenn man nicht zugleich ihre größere oder geringere Zertheilung in Betracht zieht.

Zur Feststellung der homöopathischen Arzneidosen hat also der Arzt, um es noch einmal zu wiederholen, 3 Hauptpunkte zu berücksichtigen: 1) die erhöhte Empfindlichkeit kranker Nerven gegen spezifische Reize, 2) den völlig verschiedenen Heilzweck der Homöopathie, und 3) die Aufschließung der wirksamen Oberfläche mittelst feiner Arzneizertheilung.

Bis zu welcher äußersten Gränze man in der Verkleinerung der homöopathischen Arzneigaben gehen könne, ohne die Wirkungsfähigkeit derselben einzubüßen, das hat die Wissenschaft noch nicht mit Sicherheit festgestellt; das freilich hat die Erfahrung längst unzweifelhaft bestätigt, daß die in der Allopathie gebräuchlichen Arzneidosen für den homöopathischen Heilzweck viel zu grob und massiv sind.

Hahnemann hat bei der Einführung der kleinen Arzneigaben lediglich die Erfahrung sprechen lassen; er verwendete anfangs zu seinen Heilungen die ihm als früherem allopathischem Arzte geläufigen großen Arzneidosen, allein die Nachtheile solcher

Gaben, das Auftreten von lästigen Nebenbeschwerden, die arzneiliche Verschlimmerung und dadurch bewirkte Verzögerung der heilsamen Reaktion, veranlaßten ihn bald, die Gaben zu verkleinern, und so gelangte er an der Hand der Erfahrung allmälig zu den in der Homöopathie jetzt üblichen Verreibungen und Verdünnungen. Hahnemann nahm nämlich von den Metallen, Erden, Salzen 1 Gran, mischte ihn mit 99 Gran gepulverten Milchzuckers zusammen und ließ diese 100 Gran eine Stunde lang verreiben. Daraus entstand die 1. Verreibung. Von dieser nahm er wieder 1 Gr., mischte ihn mit 99 Gr. Milchzucker, ließ dies wieder 1 Stunde lang verreiben, und bildete so die 2. Verreibung, von welcher abermals 1 Gr. genommen und auf dieselbe Weise zur 3. Verreibung verwendet wurde u. s. f. Von den flüssigen Arzneien, Tinkturen, goß er 1 Tropfen in 99 Tropfen Weingeist, schüttelte diese Mischung mehrmals und bereitete auf diese Weise die 1. Verdünnung; von dieser 1. Verdünnung wurde wieder 1 Tropfen mit 99 Tropfen Weingeist oder destillirtem Wasser gemischt und umgeschüttelt, das gab die 2. Verdünnung, und auf diese Weise fort die 3., 4., 5. u. s. w.

Die Wirksamkeit dieser Verreibungen und Verdünnungen darf man nicht etwa gewohnter Maßen blos nach der in ihnen enthaltenen Stoffmenge berechnen, sondern man muß zugleich den Grad der Zertheilung, also die Vermehrung der wirksamen Oberfläche in Anschlag bringen. — Hahnemann hat mittelst dieser Verfahrungsart die Arzneien bis zur 30. Verdünnung potenzirt; und sowohl er selbst, als unzählige andere homöopathische Aerzte haben mit diesen Potenzirungen wiederholt die untrüglichsten Heilerfolge beobachtet. Die Erfahrung hat unzweifelhaft nachgewiesen, daß diese außerordentlich geringen Arzneidosen, durch welche der gesunde Organismus längst nicht mehr afficirt wird, noch im Stande sind, als spezifische Reize auf krankhaft empfindliche Organe einzuwirken.

Wenn allopathische, an ihre massenhaften Arzneidosen gewöhnte, Aerzte an der Wirksamkeit solcher Arzneiverdünnungen zweifeln, bevor sie dieselben nicht selbst am Krankenbette geprüft haben,

so ist das sehr natürlich und sogar rühmlich; wenn diese Aerzte aber blindlings über solche Arzneiverdünnungen spotten, ohne nur die geringste Aufforderung in sich zu spüren, Prüfungen mit ihnen anzustellen, dann erweisen sie sich als beschränkte Köpfe, die alles Ungewöhnliche gedankenlos anstieren, ohne klüger zu werden. Eine Behauptung, die von mehr als tausend Aerzten wiederholt aufgestellt und Jahre lang festgehalten wird, darf von keinem denkenden Arzte, er mag eine Ueberzeugung haben welche er wolle, ignorirt oder ohne jede Prüfung leichtfertig bespöttelt werden. — Ueber die Frage, bis zu welcher Kleinheit die homöopathischen Arzneigaben noch wirksam seien, darf nur die Erfahrung entscheiden; wer Vorurtheile oder althergebrachte Anschauungen entscheiden läßt, der kann wenigstens auf den Namen eines Naturforschers keinen Anspruch machen; er gehört zu der weitverbreiteten Gattung von Menschen, die aus Bequemlichkeit, dünkelhafter Anmaßung oder Dummheit ihre persönlichen beschränkten Begriffe an die Stelle der gründlichen Prüfung und Forschung setzen, und deshalb der Hemmschuh für die Weiterbildung der wahren Wissenschaft sind.

Was ist eigentlich an der 30. Arzneiverdünnung Unsinniges? Daß ein Decilliontheil einer Arznei als spezifischer Reiz noch eine leise Wirkung auf kranke Nervenpartieen von höchst gesteigerter Empfindlichkeit ausüben könne, das ist an und für sich nichts Widersinniges und Unmögliches, zumal da man die letzten Endigungen der Nerven in den Geweben unseres Körpers zum größten Theile noch nicht kennt und folglich nicht im Entferntesten die Gränze angeben kann, wo die Empfindlichkeit und Reaktionsfähigkeit der Nerven aufhöre. Die Annahme von der Wirksamkeit der 30. Verdünnung verstößt gegen keins der bekannten Naturgesetze, weder gegen ein physikalisches, noch chemisches, noch physiologisches. Es fragt sich nur: ist ein Gran einer Arznei decillionmal theilbar? und sind folglich in den Arzneiverdünnungen stets noch wirkliche Stofftheilchen der Arznei vorhanden, und zwar in gleichmäßiger Vertheilung? denn Stoff muß natürlich in den Verreibungen und Verdünnungen sein, wenn sie wirken sollen; wo der Arzneistoff aufhört, ist auch keine Wirksamkeit denkbar.

Theoretisch muß man darauf erwiedern, daß die Theilbarkeit des Stoffes eine unendliche ist; sowenig ein Bruch ins Unendliche fortgesetzt = 0 wird, ebenso wenig kann durch fortwährende Theilung einer bestimmten Stoffmenge endlich Nichts entstehen. Aus Nichts wird Nichts, das ist eine anerkannte Wahrheit; ebenso wahr ist aber, daß ein Etwas durch beständige Theilung nie zu Nichts werden kann. Es kommt also blos darauf an, Mittel und Wege ausfindig zu machen, um diese unendliche Theilbarkeit des Stoffes praktisch auszuführen.

Einen Gran Arznei ohne irgend ein Zwischen- oder Bindemittel unmittelbar in 1000, 10000 oder gar in eine Million gleichmäßiger Theilchen zu zerspalten, das ist unausführbar; weder eine Wage noch ein anderes Instrument reicht hierzu hin. Man muß sich also zu feiner Arzneivertheilung nothwendig eines Zwischenmittels bedienen, des Zuckers, Milchzuckers, destillirten Wassers, Weingeistes. Wollte man nun z. B. mittelst destillirten Wassers sich unmittelbar $^1/_{1000000}$ Gran der Arznei verschaffen, so müßte man 1000000 — 1 Gran, also 999999 Gran Wasser nehmen, darunter 1 Gran der Arznei gießen und gleichmäßig umrühren; alsdann würde jeder einzelne Gran dieser Mischung $^1/_{1000000}$ Gran der Arznei enthalten. Zu einem Billiontheil Gran der Arznei brauchte man Billionen Gran Wasser, das sind etwa 1,736,000 Zentner Wassers, oder ebensoviel Milchzucker, Weingeist. Die billionfache Verkleinerung eines Grans Arznei, also die 6. Potenzirung, wäre demnach durch unmittelbare Mischung völlig unausführbar wegen der kolossalen Masse des hierzu erforderlichen Materials. Ebenso unmöglich wäre es, in 1,736,000 Zentner Wasser, Weingeist oder gar Milchzucker 1 Gran der Arznei so gleichmäßig zu vermischen, daß in jedem Grane dieser Wasser- oder Weingeist- oder Milchzuckermasse wirklich ein Theil des arzneilichen Stoffes vorhanden wäre.

Die Potenzirmethode Hahnemann's umgeht diese Hindernisse und macht auf mittelbarem Wege die höchsten Arzneiverdünnungen möglich. Erstlich erfordert sie ein sehr geringes Material; zu der 30. Verdünnung oder Verreibung braucht man

3000 Gran oder 6 Unzen 2 Drachmen Wasser, Weingeist oder Milchzucker, und um ein Billiontheil Gran einer Arznei herzustellen, sind 10 Drachmen oder 1 Unze 2 Drachmen Wasser ꝛc. erforderlich. Zweitens wird durch diese Potenzirmethode die gleichmäßige Vertheilung in dem Zwischenmittel wesentlich erleichtert; 1 Gran eines Arzneistoffes läßt sich sehr leicht mit 100 Gran Wasser, Weingeist oder Milchzucker völlig gleichmäßig vermischen, durch mehrmaliges Umschütteln oder durch einstündiges Verreiben; und dasselbe Verhältniß, 1 : 100, wiederholt sich bei allen folgenden Verdünnungen und Verreibungen, man hat es nie mit einem größeren Material zu thun.

Die Aufgabe der Verdünnungen und Verreibungen ist aber nicht blos eine gleichmäßige Vertheilung der Arznei in dem Bindemittel, sondern hauptsächlich auch eine fortgesetzte Zerspaltung der Arznei in immer kleinere Theilchen. In Betreff dieser feinen Zertheilung gilt als ein Hauptgesetz: ein Arzneistoff kann nicht feiner zertheilt werden, als die durchschnittliche Kleinheit der einzelnen Theilchen des Bindemittels beträgt.

In Betreff des Wassers oder Weingeistes stößt man hierbei auf keine Schwierigkeit, wohl aber in Betreff der Milchzuckerverreibungen. Milchzucker ist ein Stoff, der sich nicht sehr leicht verreiben läßt und aus Körnchen von außerordentlich verschiedener Größe besteht, wie das Mikroskop deutlich zeigt. Zu jeder Verreibung wird nun neuer noch unverriebener Milchzucker verwandt, sodaß der Milchzucker der 12. Verreibung durchaus nicht feiner ist als der der ersten Verreibung. Dagegen wird zur 2. Verreibung der schon eine Stunde lang verriebene Arzneistoff der 1. Verreibung, zur 3. Verreibung der bereits zweimal verriebene genommen. Der Arzneistoff soll also von Verreibung zu Verreibung in immer feinere Partikelchen zerfallen, während das Bindemittel, der Milchzucker sich nicht verändert, stets gleich grob bleibt. Das ist aber ein bedeutendes Mißverhältniß, welches der gleichmäßigen Vertheilung und immer feineren Zertheilung des Arzneistoffs im Milchzucker sehr hinderlich sein muß. Die Arzneiverkleinerung mittelst Milchzuckers hat deshalb ihre

sehr beschränkte Gränze; sie läßt sich aber doch jedenfalls bis zu dem Grade fortführen, daß der Arzt die Hauptaufgabe, Vermeidung jedes positiven Schadens und erheblicher Arzneiverschlimmerung, vollständig erreichen kann.

Man hat die höheren Verreibungen dadurch ersetzen wollen, daß man 1 Gran der 3. Milchzuckerverreibung in 99 Tropfen Weingeist auflöste, diese Mischung mehrmals durcheinanderschüttelte und auf diese Weise die 4. Potenzirung bildete, welche dann ganz nach Art der Tinkturen mittelst destillirten Wassers oder Weingeistes fortpotenzirt wurde. Dieses Verfahren ist aber ziemlich zwecklos. Wenn ein Arzneistoff in destillirtem Wasser oder in Weingeist löslich ist, dann kann man ihn gleich von Anfang an mittelst dieser Flüssigkeiten potenziren; ist er jedoch in Wasser oder Weingeist unlöslich, dann muß man ihn auch fort und fort verreiben bis zu der Verkleinerung, welche man beabsichtigt. Man hat zwar gesagt, durch die vorhergehende 3malige Verreibung werde die Arznei in jenen Flüssigkeiten löslich gemacht, das ist aber eine physikalische Unmöglichkeit. Eine Arznei ist in jeder Größe oder Kleinheit qualitativ derselbe Körper, hat dieselben physikalischen und chemischen Eigenschaften; wenn sich ein Zentner Eisen in Wasser nicht auflöst, so löst sich auch ein Milliontheil Gran nicht in Wasser auf. Wer das Gegentheil behauptet, der täuscht sich in der einen oder andern Beziehung; entweder er nimmt fälschlich an, daß die Arznei in größerer Menge in Wasser oder Weingeist völlig unlöslich sei, oder er trügt sich in der Annahme, daß sich dieselbe in höchst kleinen Theilen in diesen Flüssigkeiten auflöse.

Es ist vielfach die Behauptung aufgestellt worden, durch die feinen Verreibungen und Verdünnungen würden die Arzneien dynamisirt. Mit dem Ausdruck „dynamisiren" hat man jedenfalls bezeichnen wollen, daß in den höheren Verdünnungen von dem eigentlichen Arzneistoffe nichts mehr übrig sei, sondern sich vielmehr blos noch die Arzneikraft fortpflanze. Diese Ansicht muß indessen als grundfalsch und phantastisch zurückgewiesen werden, denn eben auf der besonderen Beschaffenheit des Stoffs beruht stets die eigenthümliche Wirkung einer Arznei.

Man muß sich bei den Arzneipotenzirungen sehr sorgfältig vor jeder Uebertretung klarer physikalischer und chemischer Gesetze in Acht nehmen.

Nach alledem sei es noch einmal gesagt: Obwohl die Ansichten über die quantitativ geeignetsten Arzneigaben sehr verschieden und durch die Erfahrung noch zu keinem endgültigen Resultate geführt worden sind, so müssen doch — so viel steht unbedingt fest — die homöopathischen Heilmittel stets in so kleinen Gaben gereicht werden, daß durch sie keine Störung im gesunden Körper mehr erzeugt und keine sichtbare Arzneiverschlimmerung der bestehenden Krankheit hervorgerufen werden kann, sodaß der Arzt in Wahrheit cito und jucunde zu heilen vermag.

Die Gränze für die Vermeidung jedes arzneilichen Nachtheils und jeder Arzneiverschlimmerung ist natürlich je nach den besonderen Umständen eine andere; sie wird bestimmt: 1) durch die Beschaffenheit der Krankheit, ob diese akut oder chronisch, örtlich oder allgemein, fieberhaft oder fieberlos ist; 2) durch die Individualität des Kranken, je nachdem der Arzt ein hysterisch-sensibles Frauenzimmer oder einen Kranken von phlegmatischer, torpider Konstitution, Kinder oder Erwachsene, vor sich hat; 3) durch die größere oder geringere Wirkungskraft der Arznei, je nachdem Chamille oder Krähenaugen, Kali carbonicum oder Arsenik angewandt wird. — Soviel hat sich indessen durch die Erfahrung herausgestellt, daß die Größe der Arzneidosen, mittelst deren man wahrhaft jucunde, ohne jegliche Gefahr und Beschwerde für den Kranken zu heilen vermag, einen weiten Spielraum zuläßt, weil es, wie schon erwähnt, bei der homöopathischen Heilwirkung bei weitem mehr auf das Qualitative als auf das Quantitative ankommt. —

Von wenigstens ebenso großer Wichtigkeit, wie die Größe der Arzneidosen, ist die Wiederholung derselben. Es besteht hierin ein wesentlicher Unterschied zwischen Allopathie und Homöopathie.

Alle allopathischen Methoden stützen, wie wir gesehen haben,

ihren Heilzweck auf die Erstwirkungen der Arzneien; sie suchen die bestehende Krankheit durch eine künstliche Arzneikrankheit zu verdrängen und die letztere unmittelbar an die Stelle der ersteren zu setzen. Der Organismus strebt aber stets, sich des arzneilichen Eingriffs als eines den physiologischen Entwicklungsgang störenden äußern Einflußes zu entledigen, indem er gegen denselben die geeigneten reaktiven Thätigkeiten entfaltet. Wenn demnach die Einwirkung der Arznei eine längere, anhaltendere sein soll, so muß der Arzt die gereichte Arzneigabe jedesmal wiederholen, sobald der Organismus Anstalt macht, die künstliche Arzneikrankheit durch seine Reaktionsbestrebungen wieder zu verdrängen, und zwar solange wiederholen, als keine Wiederkehr der ursprünglichen Krankheit mehr zu fürchten ist. Blutentziehungen müssen sofort wiederholt werden, wenn die organische Thätigkeit den Blutverlust wieder zu ersetzen anfängt. Opium muß wiederholt werden, sobald die arzneiliche Nervenbetäubung nachläßt und Schmerz oder Schlaflosigkeit wieder zum Vorschein kommt. Die Ableitungsmittel, Senfteig, Blasenpflaster u. a., müssen erneuert werden, sobald die wunden Stellen anfangen zuzuheilen und die vorübergehend zurückgetretene Krankheit sich hierauf wieder zeigt. Bei allen diesen Methoden ist die Intensität der Arzneiwirkung von wesentlichem Einflusse; sobald sie an Stärke nachläßt, erreicht sie auch den beabsichtigten Heilzweck nicht, sie muß deshalb durch beständige Wiederholung der Arzneigaben immer in gleicher Intensität erhalten werden. — Für diese Methoden ist also eine öftere Wiederholung der Arzneigaben, 2-, 3-, 6stündlich, 3mal des Tags je nach Umständen, eine unbedingte Nothwendigkeit und von denselben unzertrennlich.

In der Homöopathie ist es ganz anders: Diese gründet ihren Heilzweck auf die der arzneilichen Einwirkung folgenden organischen Gegenwirkungen, auf die Nachwirkungen der Arzneien; sie will nicht trotz des physiologischen Antagonismus, wie die allopathischen Methoden, sondern mittelst desselben heilen. Sobald also die organische Gegenwirkung gegen die wesentlich ähnliche Arzneikrankheit beginnt und sich mit den na-

türlichen Heilbestrebungen, welche die zu heilende Krankheit bekämpfen, verbindet, so ist der beabsichtigte Heilzweck erreicht. Die Aufgabe des homöopathischen Heilmittels besteht blos in einer qualitativen Erweiterung der Naturheilbestrebungen, indem durch die wesentlich ähnliche Arznei bestimmte neue Reaktionsthätigkeiten ins Leben gerufen werden, welche die Naturheilbestrebungen qualitativ ergänzen; das Quantum der Arzneiwirkung ist also nur eine untergeordnete Rücksicht. Die Homöopathie hat demnach die beständige Wiederholung der Arzneigaben nicht nöthig; sie will nichts niederhalten, nur etwas entfalten, sie will nichts erzwingen, vielmehr den Organismus nur in seinen natürlichen Heilbestrebungen unterstützen. Die beständige Wiederholung der Arzneigaben ist für den homöopathischen Heilzweck nur hinderlich, sie durchkreuzt die bereits qualitativ erweiterten Reaktionsthätigkeiten und beeinträchtigt zum Wenigsten die sanfte, angenehme und schnelle Heilung, kann aber die schon beginnende Heilung unter Umständen auch ganz unterbrechen und verhindern.

Die Erfahrung bestätigt dies. Wenn der Arzt das wahre homöopathische Heilmittel getroffen und in einer Gabe gereicht hat, welche keine sichtbare Verschlimmerung der Krankheit mehr bewirkt, so zeigt sich der Heilerfolg sehr rasch nach der Einnahme der 1. Gabe; und wenn die 1. Gabe nicht den geringsten Heilerfolg hat, so kann man meist darauf rechnen, daß eine fortgesetzte Darreichung derselben Arznei nichts helfen werde. Es kommt zwar nicht selten vor, daß die nach der 1. Arzneigabe eingetretene Besserung in ihrem Fortschritte stille steht oder selbst wieder rückgängig wird, und daß der Arzt alsdann genöthigt ist, durch eine 2. Gabe eine abermalige Anregung der Naturheilbestrebungen herbeizuführen, aber die Wiederholung der Arzneigabe darf unbedingt erst dann geschehen, wenn durchaus kein Fortschritt der anfänglichen Besserung mehr sichtbar ist.

Verfasser behandelte einen 4jährigen Knaben, der noch nicht stehen und laufen konnte, sondern wie ein halbjähriges Kind in der Stube umherrutschte. Seine Beine waren im Verhältniß zum Oberkörper, namentlich zum Kopf, sehr wenig entwickelt,

mager, der Leib sehr stark aufgetrieben, die große Fontanelle noch nicht völlig geschlossen. Dabei litt er an fortwährender Diarrhö; von normaler Konsistenz war sein Stuhlgang nie. Er hatte bereits früher verschiedene homöopathische Mittel erhalten, z. B. Schwefel, Quecksilber, Arsenik, aber ohne Erfolg. Er erhielt nun eine Gabe Calcarea carbonica 30.; gleich am nächsten Tage war der Stuhlgang fester, oft ganz normal. Diese Besserung währte aber nur etwa eine Woche, alsdann trat der frühere Durchfall wieder ein. Eine 2. Gabe Calcar. carb. hatte dieselbe günstige Wirkung, aber ebenfalls nicht auf die Dauer; so erhielt er in Zwischenräumen von etwa 8 Tagen noch 2 Gaben Calcar. stets mit demselben vorübergehenden Erfolge. Der Durchfall kehrte immer wieder. Nach der 4. Gabe bekam der Kranke alsdann eine Gabe Arsenik 5., und obwohl er vorher schon mehrmals Arsenik ohne Erfolg genommen hatte, trat doch nach dieser Gabe sofortige Besserung ein, der Durchfall machte einem normalen Stuhlgange Platz und kehrte nicht wieder. Ohne noch Arznei einzunehmen fing der Knabe allmählig an zu laufen, die Fontanelle schloß sich, seine frühere krittliche und unleidliche Stimmung verschwand, er wurde heiter und lustig, und jetzt nach mehreren Jahren ist der Knabe schon ein Stück gewachsen und macht weite Wege zu Fuß. — Dieses Beispiel beweist, daß man durch eine 2., 3. und öftere Gabe einer bestimmten Arznei meist nicht mehr erreicht, als durch die 1. Gabe schon erreicht war, und daß man in solchen Fällen zu einem andern Heilmittel greifen muß.

Die systematische, fortgesetzte Wiederholung der Arzneigabe, nach dem Vorbilde der allopathischen Methoden, ist demnach dem Wesen der Homöopathie durchaus widersprechend. Daß sie jetzt so allgemein unter den homöopathischen Aerzten ist, beweist leider, daß trotz der stets wachsenden Zahl der homöopathischen Aerzte das wahre Verständniß der Homöopathie eher ab- als zugenommen hat. Wer 3stündlich oder 3mal täglich einen Kaffeelöffel oder ein Pulver der homöopathischen Arznei verordnet, ohne sich erst von der Heilwirkung der 1. Gabe zu überzeugen, oder wer gar 2 ho-

möopathische Arzneien in 3stündigem Wechsel nehmen läßt, der hat keinen Begriff von dem wahren Wesen der Homöopathie.

Hahnemann eiferte bekanntlich sehr gegen die öftere Wiederholung der Arzneien. Doch es giebt freilich unter den jetzigen homöopathischen Aerzten viele, bei welchen es fast zum Grundsatz geworden ist, Alles anders zu machen, als es Hahnemann gemacht hat, und mit einem gewissen Hochmuthe auf die Hahnemann'schen Lehren herabzublicken. Aber wahrlich mit dem größten Unrechte. Je tiefer ein Arzt in die Homöopathie eindringt, um so mehr muß er den Scharfsinn Hahnemann's bewundern, mit welchem derselbe überall das Richtige getroffen hat: Hahnemann erkannte zuerst die Wahrheit der einmaligen Darreichung der Arznei; seine arzneiliche Potenzirmethode ist höchst scharfsinnig ausgedacht und erfüllt alle Bedingungen; er war der erste, der die Nothwendigkeit des genauesten Individualisirens erkannte; seine Psoratheorie ist zwar sehr übertrieben, enthält aber trotzdem die ewige Wahrheit, das man chronische Hautkrankheiten nicht durch äußere Mittel zurücktreiben und in gefährliche Metastasen nach innen verwandeln dürfe. Hahnemann bestritt zuerst die Annahme von der Oertlichkeit der Krankheiten und wies nach, daß alle sogenannte örtliche Krankheiten durch innerlich gereichte Arzneien geheilt werden könnten u. dgl. mehr. Jeder Arzt möge sich also die Lehren Hahnemann's ja recht genau betrachten, ob nicht ihr Kern ein ächter sei, ehe er daran geht, sie umstoßen zu wollen. —

Die Homöopathie besitzt, wie aus dem Angeführten ersichtlich, auch die 3. Eigenschaft eines vollkommenen Heilverfahrens, sie heilt im wahren Sinne jucunde; sie ist weder der Gefahr ausgesetzt, den Kranken durch ihre Arzneien Schaden zuzufügen, wie die Allopathie fortwährend, noch bewirkt sie die Heilung unter Qualen und Schmerzen für die Kranken, da sie keine Fontanelle, Haarseile, Glüheisen, keine Brech- und Abführmittel gebraucht und dem Kranken nicht den Appetit durch den widrigen Geschmack der Arzneien verdirbt. Sie wirkt blos auf den kranken Theil des Organismus ein, die gesunden Organe läßt sie unberührt. — Wenn sie

diese Bedingungen aber alle erfüllen soll, so muß das homöopathische Heilmittel stets in kleinen Gaben gereicht werden, welche den gesunden Organismus nicht mehr krank zu machen vermögen, und zwar in einer einzigen Gabe; jede Arznei, welche man für den Heilzweck in großen und oft wiederholten Gaben reichen muß, bewirkt höchstens eine Metastase, aber keine wahrhaft homöopathische Heilung.

Die Heilfähigkeit einer einzigen kleinen Gabe wird zwar bis jetzt noch von den Wenigsten begriffen — gleichwie ein Lehrer, der seinen ihm anvertrauten Zögling durch wiederholte Strafen, Prügel, Einsperren nicht zum Gehorsam hat bringen können, es unbegreiflich finden wird, wenn ein Anderer diesen Zögling durch ein Paar passende, ernste aber freundliche Worte zu dem folgsamsten Menschen macht —, es wird aber doch die Zeit nicht ausbleiben, wo unsere Nachkommen sich einst mit Staunen von ihren Großeltern erzählen lassen, was diese für Arzneimassen geschluckt haben, und wo man über diese massiven Gaben ebenso spotten wird, wie jetzt noch über die Kleinheit der homöopathischen Arzneidosen. — —

Die Entwicklung der Homöopathie als des einzig richtigen, rationellen Heilverfahrens hat hiermit ihr Ende erreicht. Wenn man die Homöopathie und die allo-antipathischen Heilmethoden einander gegenüberstellt und in ihrem Wesen vergleicht, so tritt die Wahrheit der erstern auf das Klarste hervor. Der wesentliche Unterschied zwischen beiden besteht, kurz zusammengefaßt, in folgenden Punkten:

1.) Die Homöopathie ist eine wirklich organische Heilkunst, weil sie sich auf das Reaktionsvermögen der organischen Wesen stützt, denn in diesem Reaktionsvermögen besteht gerade der charakteristische Unterschied zwischen der unorganischen und organischen Welt. Die Allopathie nimmt bei weitem in den meisten Fällen auf die organische Reaktion keine Rücksicht. — Die Homöopathie gründet ihren Heil-

zweck auf die Nachwirkungen der Arzneien, die Allopathie dagegen auf die Erstwirkungen. Die erstere ahmt die Naturheilung nach, sie unterstützt nur die natürlichen Heilbestrebungen und ist in dieser Hinsicht thatsächlich eine künstliche Krisenbildung zur Genesung; letztere setzt ihre arzneiliche Einwirkung geradezu an die Stelle der Naturheilbestrebungen, sie will die Heilung nicht mittelst der Naturheilkraft einleiten, sondern trotz derselben. Die Allopathie handelt sehr oft ganz unorganisch, setzt zu wo etwas fehlt, nimmt weg wo etwas zu viel scheint, benutzt die unorganischen Verwandtschaftsgesetze als Grundlage für ihre Heilungen, z. B. den unorganischen Gegensatz zwischen Alkalien und Säuren; sie behandelt den Organismus meist als ein geduldiges, blos leidend sich verhaltendes Werkzeug und flickt demgemäß an ihm herum.

2.) Die Heilwirkungen der Arzneien beruhen durchgängig auf ihren physiologischen Wirkungen. Die Homöopathie schöpft daher die Kenntniß von den Heilwirkungen der Arzneien aus der einzig richtigen Quelle, nämlich aus der Beobachtung der Arzneiwirkungen an gesunden Menschen. Sie hat es vermöge dieser Quelle in der Gewalt, alle Arzneimittel, welche sie zum Zwecke des Heilens braucht, vollständig und untrüglich zu erforschen; sie besitzt einen sicheren Maßstab, ob sämmtliche Wirkungen eines Arzneimittels erforscht seien oder nicht, je nachdem nämlich bei fortgesetzten Prüfungen noch neue Krankheitserscheinungen zum Vorschein kommen oder nicht. — Die Allopathie dagegen schöpft die Kenntniß der Heilwirkungen schon Jahrhunderte lang aus sehr verschiedenen, meist untauglichen Quellen, und nur in einzelnen Fällen aus den physiologischen Wirkungen der Arzneien. Sie vermag nicht die Heilwirkungen jeder Arznei planmäßig und wissenschaftlich, in vollständiger und untrüglicher Weise aufzudecken, sie ist in Betreff der Arzneiforschung in hohem Grade vom Zufall abhängig; sie hat keinen Maßstab, ob sie im Besitze sämmtlicher Heilwirkungen einer Arznei sei oder nicht. — Die Homöopathie tritt, mit der nothwendigen Kenntniß der arzneilichen Heilwirkungen ausgerüstet, an das Kranken-

bett; die Allopathie dagegen muß die Heilwirkungen der Arzneien zum größten Theile erst durch blindes Experimentiren am Krankenbette — was man den usus in morbis nennt — erforschen.

3.) Das homöopathische Heilverfahren stützt sich auf einen gemeinsamen obersten Grundsatz, auf ein allgemeingültiges Naturgesetz, welches in dem Wesen des thierischen Organismus fest begründet ist; es ist deshalb ein einiges Ganze, ein System; durch die ganze therapeutische Behandlung geht Einheit, es reiht sich Alles um einen Mittelpunkt. Dieses Grundgesetz ist zugleich der oberste Richter in allen streitigen Fällen, es giebt Auskunft in neu auftretenden, bisher unbekannten Krankheiten. Der Arzt besitzt nicht nur Mittel und Mittelchen gegen verschiedene Krankheiten, er hat ein Heilprinzip und braucht nicht bei jeder neu auftretenden Krankheit von vorn anzufangen. Das homöopathische Heilprinzip „Simillima Simillimis“ umfaßt sämmtliche Krankheitszustände, die überhaupt unter dem Einflusse der Nerventhätigkeit stehen. — In der Allopathie ist es ganz anders. In dieser fehlt jedes allgemeingültige Heilgesetz, es giebt nur eine Reihe von Heilmethoden und eine Unzahl von einzelnen Heilmitteln, die durch kein gemeinschaftliches Band unter einander verknüpft sind und blos der zufälligen Erfahrung ihren Ruf als heilbringend verdanken. Es fehlt deshalb der oberste Richter, Wahres und Falsches macht sich beliebig unter einander geltend; für neue, noch unbekannte Krankheiten fehlt jeder Anhaltepunkt, jeder sichere Wegweiser, es muß für jeden solchen Fall blindlings probirt werden. Die allopathischen Methoden und Heilmittel reihen sich nicht um einen Mittelpunkt, sie bilden alle zusammengenommen kein einheitliches System.

4.) Die Homöopathie stützt sich in allen ihren Theilen auf Erfahrung und wohlgeprüfte Thatsachen, denn sie faßt sowohl die physiologischen Wirkungen der Arzneien, als die Krankheitszustände nach ihren gesammten subjektiven und objektiven Erscheinungen auf und bringt die Erscheinungen beider in eine

naturgemäße Verbindung. Sie verwirft alle Hypothesen in Bezug auf Arzneiwirkungen oder Krankheitslehre, ist aber umgekehrt im Stande, jede Erfahrung und jede Thatsache auf dem Gebiete der Pathologie und Diagnose zum Zwecke des Heilens zu verwerthen. -- Die Homöopathie vermag die physiologischen Arzneiwirkungen im vollsten Maße auszubeuten und für die Heilung zu verwerthen; die Allopathie vermag dies selbst beim besten Willen nur mittelst einiger von ihren vielen Heilmethoden, und auch mittelst dieser nur sehr nothdürftig und oberflächlich.

5.) Die Homöopathie — und zwar nur sie — macht es dem Arzte möglich, in der therapeutischen Behandlung streng individuell zu verfahren, d. h. jeden Krankheitszustand genau nach der eigenthümlichen Beschaffenheit, die er allen verwandten Krankheiten gegenüber besitzt, aufzufassen und dieser entsprechend das einzig direkte Heilmittel zu wählen. Sie hat es in der Gewalt, durch solche Individualisirung jede Willkür aus der Wahl des Heilmittels zu verbannen und vollständige Sicherheit in die Kunstheilung einzuführen, wahrhaft tuto zu heilen; sie braucht sich blos in naturgemäßer Weise fortzuentwickeln, so ist ihr das erste und nothwendigste Erforderniß einer wahren Heilkunst, vollkommene Sicherheit der Heilung, gewiß. Und sie vermag es, sich systematisch von Jahr zu Jahr mehr zu bereichern und zu vervollständigen, da ihre Fortentwicklung völlig unabhängig vom Zufall ist. — Auch diese Eigenschaft besitzt die Allopathie nicht; sie ist so weit entfernt von individueller Behandlung, daß ein möglichst verallgemeinerndes Verfahren förmlich zum Grundsatz bei ihr geworden ist. Sie ist aber nicht einmal im Stande, selbst bei dem besten Willen nicht, individuelle Behandlung in ihre Heilmethoden einzuführen; ohne die genauste Individualisirung ist jedoch Sicherheit der Heilung unmöglich. Die fernere Ausbildung der allopathischen Therapie ist größtentheils ein Werk des Zufalls; sie kann nicht planmäßig von Stufe zu Stufe fortgebildet werden,

weil sie keine sichere Quelle der Arzneiforschung und keine Grundlage besitzt, auf welcher man fortbauen könnte. Sie hat keine Mittel, um die in ihr herrschende Willkür, Planlosigkeit und Zerfahrenheit mit Bewußtsein auszurotten; überhaupt bietet sie wenig Gelegenheit zu bewußtem Handeln. Sie ist unbedingt nicht im Stande, der differentiellen Diagnostik eine differentielle Therapeutik anzufügen, wohl aber vermag das die Homöopathie. Die Homöopathie stellt das nöthige Gleichgewicht zwischen Pathologie und Therapie her, während in der Allopathie die letztere unverhältnißmäßig weit hinter der ersteren zurückgeblieben ist.

6.) Die Homöopathie erreicht den Heilzweck auf dem kürzesten Wege, durch die eigene Thätigkeit des Organismus, indem sie die Naturheilbestrebungen unmittelbar kräftigt und erweitert. Die allopathischen Methoden dagegen unterdrücken entweder die vorhandene Krankheit durch Hervorrufung einer gefährlichen Metastase nach inneren Organen, oder sie gelangen nur durch große Umschweife, mühsam, zur Heilung. — Die Homöopathie ist das einzig mögliche direkte Heilverfahren, alle Methoden außer ihr können höchstens indirekte Heilung bewirken; sie ist deshalb allgemeingültig. Sie faßt den gesammten Krankheitszustand zu einem einzigen Bilde zusammen, und paßt diesem das einzig direkte Heilmittel an; sie zieht nicht gegen einzelne herausgerissene Symptome zu Felde, vielmehr stets gegen den gesammten Krankheitszustand. Sie ist also nichts weniger als eine symptomatische Kur, und hebt folglich den Grund, welcher die Arzneigemische hervorgebracht hat, vollständig auf.

7.) Die Homöopathie ist nie in Gefahr, den Kranken durch ihre Arzneien positiven Schaden zuzufügen. Die homöopathischen Arzneien wirken als spezifische Reize direkt auf die kranken und somit gesteigert empfindlichen Nerven ein, und können deshalb in so kleinen Gaben angewandt werden, daß sie gesunde Organe nicht mehr krank zu machen vermögen, ohne dadurch ihre Heilwirkung in Betreff der kranken

Organe einzubüßen; sie wirken blos auf die kranken Theile des Organismus, nicht auf die gesunden ein. Die Homöopathie heilt also wahrhaft jucunde. — Die Allopathie dagegen kann es nicht umgehen, den Kranken oft bedeutenden, selbst lebensgefährlichen Schaden zuzufügen, weil sie zu ihrem Heilzwecke solcher Arzneidosen bedarf, von welchen auch der gesunde Organismus meist sehr stark beeinträchtigt wird; sie zieht bei ihren Heilversuchen sehr oft den ganzen Organismus in Mitleidenschaft, und quält die Kranken mit zahlreichen Marterinstrumenten, Glüheisen, Aetzmitteln, Brechmitteln, Schmierkuren, Aderlaß u. dgl. Sie heilt also nichts weniger als angenehm, sanft und ungefährlich. — Die Allopathie macht vielen in die Augen fallenden Spektakel durch Schwitzkuren, Pflaster, Blutigel, Brech- und Abführmittel u. dgl., und besticht durch äußerlichen Pomp und große Prozeduren. Die Wirkung des homöopathischen Heilmittels geht unvermerkt im Innern des Organismus vor sich; die Homöopathie heilt entweder, oder hinterläßt keine Spur ihrer Einwirkung. —

Nach Alledem erweist sich die **Homöopathie** als das alleinige, wahrhaft **physiologische Heilverfahren:**

1.) Gründet sie sich auf die **physiologischen Arzneiprüfungen.**
2.) Stützt sie die Heilung auf das Hauptgesetz der organischen Welt, auf den **physiologischen Antagonismus**, ohne dessen Mitwirkung keine organische Heilkunst denkbar ist.
3.) Hält sie an der **physiologischen Einheit** des Organismus fest und verwirft deshalb die örtlichen Behandlungsweisen. Sie faßt jedes Krankheitsbild als ein zusammenhängendes Ganze auf und bekämpft dieses Ganze mit **einem** Heilmittel.
4.) Vermag sie auf das Genauste zu **individualisiren**, eine Eigenschaft, welche eine organische, also physiologische Heilkunst nothwendig besitzen

muß, da in der organischen Welt eine unerschöpfliche Mannigfaltigkeit herrscht.

Die Homöopathie als ein organisches, individualisirendes Heilverfahren repräsentirt zugleich die humane Entwicklung der Menschheit, die freie Entwicklung von innen nach außen; sie ist der Gegensatz alles Zwanges, Oktroyrens, jeder blosen Unterdrückung, die ein Hautübel auf edlere innere Theile zurücktreibt, wie es im Völkerleben oft geschieht. Sie beruht auf dem physiologischen Oppositionsgeiste, dem die Menschheit ihre ganze Entwicklung verdankt. Das Grundgesetz der Homöopathie ist daher ein allgemeines, Geist und Körper in gleicher Weise umfassendes.

Diät und Schluß.

Nach dieser Auseinandersetzung ist es klar, welche Art von Diät für die Homöopathie die passende sei: Da die Homöopathie das einzig denkbare **physiologische** Heilverfahren ist, so kann nur eine wahrhaft **physiologische** Diät sich für sie eignen, also eine Diät, welche sich in jeder Beziehung auf die Thatsachen der Physiologie gründet. — Wir reden hier natürlich nur von einer Diät für Kranke, das diätetische Verhalten für Gesunde hat selbstverständlich weder mit der Allopathie noch Homöopathie etwas zu thun.

Eine physiologische Krankendiät muß im Allgemeinen alle Bedingungen herbeiführen, welche die physiologische Entwicklung des Organismus befördern, und umgekehrt Alles fern halten, was den physiologischen Entwicklungsgang in irgend einer Weise beeinträchtigt.

Eine solche Diät verlangt zunächst nahrhafte und leichtverdauliche Kost. — Ueber den Nahrungsgehalt der einzelnen Speisen hat uns die Chemie näheren Aufschluß gegeben, sie hat die Zusammensetzung der Nahrungsstoffe und das quantitative

Verhältniß ihrer Bestandtheile nachgewiesen. Die Chemie läßt auch auf die leichtere oder schwerere Verdaulichkeit der Speisen schließen, je nachdem nämlich die Bestandtheile der Nahrungsstoffe den Bildungsstoffen unseres Körpers, dem menschlichen Eiweiß und Fett, in ihrer Zusammensetzung mehr oder weniger nahe kommen, und leichter oder schwieriger löslich sind. Thierische Kost ist deshalb im Allgemeinen leichter verdaulich als vegetabilische, und auch nahrhafter.

Ferner darf der Kranke nur wirkliche Nahrungsmittel zu sich nehmen, d. h. solche Stoffe, deren auflösliche Bestandtheile vollständig den organischen Geweben gleich gemacht, assimilirt werden, aber keine Stoffe, welche vorzugsweise oder nur Reizmittel sind, deren auflösliche Bestandtheile also nicht vollständig oder gar nicht assimilirt werden, wie Bier, Wein, Branntwein, Thee, Kaffee, Gewürze, Zwiebel, Pfeffer, Senf, Vanille u. s. w. Alle diese Stoffe besitzen selbst mehr oder weniger arzneiliche Kraft; wenn sie also nicht als wirkliche Heilmittel gereicht werden, so sind sie theils in Bezug auf die Krankheit von störendem Einflusse, theils beeinträchtigen sie die Heilwirkung der vom Arzte gereichten Arznei.

Fernere allgemeine diätetische Vorschriften sind: Der Arzt muß alle schädlichen Einflüsse der umgebenden Atmosphäre möglichst vom Kranken abhalten. Zugluft, Kälte, Feuchtigkeit verhütet er, indem er dem Kranken das Zimmer oder Bett hüten und warme trockene Kleidung anziehen läßt. Die Temperatur muß eine gleichmäßige sein, weder zu warm noch zu kalt. Die Luft darf nicht mit fremdartigen oder verbrauchten Stoffen angefüllt sein, mit Kohlensäure, Gasarten, Staub, Gerüchen. Auf körperliche Reinlichkeit muß der Arzt unter allen Umständen dringen, durch kalte oder warme Waschungen, Bäder, durch öfteres Wechseln der Wäsche unter den nöthigen Vorsichtsmaßregeln. Bei allen Kranken, die dazu tauglich sind, muß der Arzt für gleichmäßige Ausbildung des Körpers, für lebhaften Stoffwechsel und harmonische Thätigkeit aller Körperfunktionen sorgen durch gymnastische Uebungen, Turnen, Reiten, regelmäßige Bewegung im Freien. Gemüthsstörungen als äußerst nachtheilig für die Kranken müs-

sen sorgfältig vermieden, dagegen möglichste Heiterkeit und behagliche Stimmung herbeigeführt werden.

Eine physiologische Diät muß indessen außer den allgemeinen Vorschriften noch besondere enthalten, welche sich nach der besonderen Beschaffenheit der Krankheit und der eigenthümlichen Konstitution des Kranken richten; sie muß individuell sein. Der Arzt darf in der Diät sowenig wie in der wirklichen Kunstheilung über einen Leisten verfahren.

Es müssen in Bezug auf die Nahrung allerdings allgemeine Regeln aufgestellt werden, jedoch muß sich der Arzt neben diesen auch an die Erfahrungen halten, die der Kranke an sich selbst gemacht hat. Er darf ferner den Instinkt der Kranken nicht übersehen, der besonders in akuten Krankheiten, Fiebern, äußerst wichtig ist. Wenn der Appetit in fieberhaften Krankheiten fehlt, so ist es ein Beweis, daß der Organismus wenig Nahrungsstoffe braucht, es wäre also thöricht, dem Kranken überflüssige Nahrung aufzuzwingen; in der Genesungszeit dagegen muß der Arzt den Kranken sorgfältig überwachen, denn der Appetit übersteigt hier oft die geschwächte Verdauungskraft. Auch in chronischen Krankheiten ist der natürliche Trieb weniger vorherrschend als in akuten, in ersteren muß deshalb der Arzt die Lebensweise der Kranken ebenfalls beaufsichtigen; sein Grundsatz muß jedoch auch hier sein, die Kranken soviel es geht bei ihrer gewohnten Lebensweise zu lassen und nur das, was er für wesentlich hält, zu verbieten oder anzuordnen. Von der allgemeinen Regel, den Kranken keine Reizmittel genießen zu lassen, muß unter besonderen Umständen ebenfalls eine Ausnahme gemacht werden, wenn nämlich jene Genüsse durch lange Jahre zur unentbehrlichen Gewohnheit geworden sind, wie Rauchen, Schnupfen, Branntwein-, Wein-, Kaffeetrinken, weil plötzliche Entziehung eines langjährigen Genusses oft sehr nachtheilig wirkt, zuweilen wenigstens die Heilung verhindert. — So zweckmäßig und gesund in den einen Fällen vorherrschende Fleischnahrung ist, so nachtheilig ist sie in anderen, wo sich mehr vegetabilische Nahrung eignet. — So wichtig im Allgemeinen Bewegung im Freien ist, so nothwendig ist unter Umständen unbedingte Ruhe des leidenden Theils, Ruhe

des Geistes und Gemüths, Ruhe der Augen bei Krankheiten derselben, der Gelenke bei Gelenkübeln, Ruhe des Herzens und der Athmungsorgane in den geeigneten Fällen.

Eine Hauptregel für die physiologische Diät ist ferner, dieselbe blos auf wirkliche Thatsachen, welche aus physiologischen Forschungen sich ergeben haben, zu gründen, nicht aber auf fragliche Hypothesen und gekünstelte Vermuthungen, wie es bisher sehr oft geschehen ist und tagtäglich von Seiten der sogenannten physiologischen Schule noch geschieht.

Man hat meistens angenommen, die homöopathische Diät habe auf die Kleinheit der homöopathischen Arzneigaben eine wesentliche Rücksicht zu nehmen und müsse lediglich in Betreff dieser kleinen Gaben manche für sie allein gültigen Anordnungen treffen, sie müsse deshalb in mancher Beziehung eine spezifisch homöopathische sein. Diese Annahme ist aber unbegründet. Es genügt auch in der Homöopathie vollständig, wenn alle diejenigen äußeren Einflüsse vermieden werden, welche den kranken Organismus an und für sich wesentlich affiziren, sodaß eine Störung der Naturheilbestrebungen und Unterbrechung der beginnenden Heilung oder sogar eine Verschlimmerung der bestehenden Krankheit zu fürchten wäre. Wenn diese Rücksicht sorgfältig beobachtet wird, alsdann paßt die Diät auch für die kleinen homöopathischen Arzneigaben. Die Heilwirkung dieser Arzneigaben wird durchaus nicht durch jeden unbedeutenden und vorübergehenden Geruch, oder durch die im gewöhnlichen Trinkwasser enthaltenen erdigen Bestandtheile, durch mäßigen Tabacksrauch, durch eine Tasse Kaffee oder Thee, ein Glas Bier u. s. w. aufgehoben, und zwar aus dem Grunde, weil alle diese äußeren Einflüsse keine spezifischen Reize für die vorhandene Krankheit sind, folglich nicht direkt auf die erkrankten in erhöhter Reizbarkeit sich befindenden Organe einwirken. Wenn daher auch die homöopathische Arzneigabe von viel schwächerer quantitativer Wirkung ist als jene äußeren Einflüsse, so wird dieses Verhältniß doch auf der andern Seite durch die spezifische Verwandtschaft der homöopathischen Arznei zu den erkrankten Nervenpartieen bedeutend überwogen. Die Wirkung der homöopa-

thischen Arznei wird daher von äußeren Einflüssen durchaus nicht aufgehoben, wenn diese nicht in bedeutendem Grade auf den Körper einwirken und eine erhebliche Störung in demselben verursachen. Die Chemie offenbart uns ja überall die Thatsache, daß die spezifische Verwandtschaft viel wichtiger ist, als die quantitative Menge eines Stoffes.

Die Homöopathie bedarf also für sich keiner spezifischen Diät, sondern verlangt als physiologisches Heilverfahren nur eine wahrhaft physiologische Diät als die für sie allein geeignete. —

Wer sich die Mühe gegeben hat, diese ganze Entwicklung von Anfang bis zu Ende zu verfolgen, dem muß es wohl klar geworden sein, daß die Homöopathie nicht eine Ergänzung der Allopathie sei und bestimmt, deren Lücken mit der Zeit noch auszufüllen, wie einige gutherzige Leute meinen, die der Homöopathie gern ein Plätzchen in der Medizin gönnen möchten, oder daß sie etwa wieder eine von den halt- und gehaltlosen Heilmethoden sei, welche schon oft in der Geschichte der Heilkunst aufgetaucht, aber wieder verschwunden sind, — er wird vielmehr klar erkennen, daß die Homöopathie ein selbstständiges abgeschlossenes Ganze ist und bestimmt, einst die alleinherrschende Heilkunst zu werden, weil sie die einzig rationelle und physiologische ist.

Eine Vermischung der Homöopathie mit der Allopathie, eine Vermittlung zwischen beiden, ist ein Unding, eine Unmöglichkeit. Die Homöopathie beruht auf einem allgemeinen Grundgesetze, welches in dem Wesen des Organismus fest wurzelt und erst mit dem Tode erlischt, auf dem organischen Reaktionsvermögen und dem genau damit verbundenen Aehnlichkeitsgesetze. Entweder dieses Grundgesetz ist wahr, dann ist die Homöopathie als einzig direktes, unmittelbares und allgemeingültiges Heilverfahren überall da anwendbar, wo durch die Thätigkeit der Nerven Heilung zu Stande kommen kann, oder dieses Grundgesetz besteht in der Wirklichkeit nicht, dann fällt auch die ganze Homöopathie in allen ihren Theilen zu nichts

zusammen. Wer das Bestehen des homöopathischen Heilvorganges überhaupt zugiebt, der muß auch die Homöopathie als allgemeingültiges Verfahren anerkennen; wer eine einzige homöopathische Heilung einräumt, der muß die Möglichkeit der homöopathischen Heilung folgerichtig für alle denkbaren Krankheitsfälle zugeben.

Trotz alledem trifft man eine wirkliche Vermischung der Homöopathie und Allopathie heut zu Tage vielfach an. Einestheils findet man diese Vermischung bei Aerzten, welche nicht lange erst angefangen haben sich mit der Homöopathie zu beschäftigen, deren Vertrauen zur Homöopathie noch nicht durch vielfältige Erfahrungen festgewurzelt ist. Es ist erklärlich und verzeihlich, wenn solche Aerzte in gefährlichen oder hartnäckigen Krankheitsfällen häufig noch zu den früher gewohnten Verfahrungsweisen hinübergreifen; wenn es aber denkende und gewissenhafte Aerzte sind, so wird unbedingt ihr Vertrauen zur Homöopathie mit der wachsenden Kenntniß der Arzneimittellehre und mit zunehmender Erfahrung am Krankenbette immer stärker werden, und es kann nicht fehlen, daß sie in kürzerer oder längerer Zeit die Allgemeingültigkeit der Homöopathie einsehen und ihre Wirksamkeit dieser vollständig zuwenden.

Anderntheils giebt es aber Aerzte, welche Jahr aus Jahr ein in unveränderter Weise Homöopathie und Allopathie zusammen ausüben, bald mehr zu dieser bald mehr zu jener sich hinneigend, ohne mit der Zeit sichtbar im Vertrauen zur Homöopathie fortzuschreiten, bei welchen also dieses Schwanken zwischen Homöopathie und Allopathie keine blose Uebergangsperiode bildet, sondern zu einem bleibenden grundsätzlichen Verfahren geworden ist. Welche triftigen Gründe können wohl diese Aerzte für ihre Behandlungsweise geltend machen?

Manche führen als Grund an, die Homöopathie passe nicht für jede Individualität, nur für bestimmte Arten von Körperkonstitutionen könne sie von Wirksamkeit sein, und sie natürlich erklären sich im Besitze des Geheimnisses, welche besonderen Konstitutionen für die Homöopathie passen und welche nicht. Dieser Grund ist freilich nur für Schwachköpfe eingerichtet. Die

Heilfähigkeit der Homöopathie stützt sich auf das organische Reaktionsvermögen; dieses ist aber keine Eigenschaft einzelner bevorzugter Konstitutionen, sondern ist vielmehr allen lebenden organischen Wesen ohne Unterschied eigen. Jede Konstitution trägt also die Bedingungen zu homöopathischer Heilfähigkeit in sich, die eine sogut wie die andere.

Soll der Grund etwa in der besonderen Beschaffenheit mancher Krankheit liegen? Es giebt aber, wie wir gesehen haben, keine Krankheiten, die ihrer Beschaffenheit nach ungeeignet für die homöopathische Heilung wären, weil das homöopathische Heilgesetz ein allgemeingültiges ist und keine Krankheit ohne die innere organische Reaktionsthätigkeit wieder vergeht. Die organische Reaktionsthätigkeit kann wohl bei sehr lange dauernden eingewurzelten oder bei sehr heftigen akuten Krankheiten in hohem Grade geschwächt werden, ganz und gar verschwindet sie jedoch erst mit dem Tode. Hieraus folgt allerdings, daß die homöopathische Heilung immer schwieriger wird, je mehr durch die Heftigkeit oder lange Dauer der Krankheit die inneren Naturheilbestrebungen zurückgedrängt werden; wo aber hier die Gränze sei zwischen Heilbarkeit und Unheilbarkeit, das läßt sich im Allgemeinen der Theorie nach nicht bestimmen, zumal da sich aus der Erfahrung herausstellt, daß häufig die verzweifeltesten Krankheiten, die jede Heilung unmöglich zu machen scheinen, durch das passende homöopathische Heilmittel noch zur Gesundheit zurückgeführt werden. In Krankheiten nun, wo wirklich die innere Reaktionskraft für die homöopathische Heilung zu schwach ist, welches allopathische Verfahren soll dann noch die Heilung erzwingen? Etwa die Ableitungsmittel, Glüheisen, Vesikator? oder große Dosen von China als Stärkungsmittel? oder die Antiplastica, oder Opium? oder gar Moschus?

Wenn das organische Reaktionsvermögen dem Erlöschen nahe ist, dann kann man wohl sagen, eine Krankheit passe nicht für die Homöopathie; allein dann paßt sie auch ebenso wenig für irgend ein anderes Heilverfahren. — Nur in dem einen Falle würde eine Krankheit für die Homöopathie ungeeignet sein, wenn es unmöglich wäre, ihr eine wesentlich ähnliche künstliche Arznei-

krankheit anzupassen. Diese Unmöglichkeit ist aber noch für keine Krankheit bewiesen worden und es ist auch bis jetzt nicht der mindeste Grund zu dieser Annahme vorhanden, zumal da man bereits für die verschiedenartigsten Erkrankungen ähnliche Arzneikrankheiten kennen gelernt hat. — Man kann demnach bis jetzt nur sagen: die Homöopathie ist überall da anwendbar, wo das Reaktionsvermögen noch einige Energie besitzt.

Andere Aerzte streiten zwar der Homöopathie nicht ab, daß sie ihrem Wesen nach, als System, in allen vorkommenden Krankheitsfällen anwendbar sei, allein sie sagen, der gegenwärtige Entwicklungsstand der Homöopathie sei noch so weit zurück, daß deren praktische Anwendung bis jetzt nur in wenigen vereinzelten Fällen ausführbar sei, während man in den übrigen und meisten Fällen noch bei den allo- und antipathischen Verfahrungsarten verbleiben müsse.

Diese Aerzte haben allerdings insoweit Recht, als bis jetzt bei weitem die wenigsten Arzneikräfte in ihren physiologischen Wirkungen erforscht und nur sehr wenige vollständig erforscht sind, sodaß für sehr viele Krankheitszustände die wesentlich ähnliche Arznei noch im Dunkeln liegt und die Heilung trotz aller angewendeten homöopathischen Arzneien nicht zu Stande kommt. Die Behauptung aber, die Homöopathie vermöge auf ihrem gegenwärtigen Standpunkte nur einzelne wenige Krankheitszustände zu heilen, diese widerlegt sich von selbst, wenn man nur einen Blick auf die jetzige Ausbildung der physiologischen Arzneimittellehre wirft und sieht, daß unter den bereits geprüften Arzneien gerade viele äußerst wichtige und wirksame sich befinden, wie Aconitum Napellus, Belladonna, Bryonia, Pulsatilla, Quecksilber, Arsenik, Phosphor, Veratrum album, Nux vomica, die Metalle, alle narkotischen Mittel, China, die unorganischen Säuren, Jod u. s. w. Die Homöopathie bietet schon jetzt die Hülfsmittel, um sehr viele Krankheiten rasch und dauernd zu heilen.

Um aber mit Sicherheit darüber entscheiden zu können, ob das homöopathische Heilmittel eines bestimmten Krankheitszustandes sich unter den bereits geprüften Arzneien befinde oder

noch unbekannt sei, dazu gehört nothwendig, daß der Arzt die physiologische Arzneimittellehre dem Geiste nach vollständig in sich aufgenommen und den Charakter jedes einzelnen Arzneimittels, den es den anderen Arzneien gegenüber besitzt, erkannt habe, damit ihm keine wesentliche Beziehung zwischen den geprüften Arzneien und dem besonderen Krankheitsfalle entgehe. Dahin kann aber nur ein vieljähriges eifriges Studium der Arzneimittellehre und ein durch lange Praxis erworbener reicher Schatz von Erfahrungen führen, und selbst dann ist unbedingte Sicherheit in der Vorausbestimmung bis jetzt sehr oft unmöglich; dem erfahrensten Praktiker wird es nicht selten begegnen, daß entweder die erwartete Heilung ausbleibt oder die schon aufgegebene durch ein versuchsweise gereichtes Mittel wider Erwarten noch eintritt.

Wie können aber Aerzte, welche nur hin und wieder in einzelnen Fällen die Homöopathie ausüben, zu irgend welchen erheblichen Erfahrungen gelangen? Von praktischer Ausbildung, von Uebung ist bei diesen Aerzten nicht die Rede; sie bleiben ewige Stümper in der Homöopathie und ihr Urtheil, daß für einen bestimmten Krankheitszustand das homöopathische Heilmittel noch nicht existire, hat nicht den geringsten maßgebenden Werth. Die Anmaßung ist oft wahrhaft lächerlich, mit welcher solche Abcschützen der Homöopathie, die ihr Handbuch der physiologischen Arzneimittellehre kaum 14 Tage aus der Buchhandlung erhalten haben, sofort der gegenwärtigen Heilfähigkeit der Homöopathie ihre bestimmte Gränze anweisen und mit Kennermiene beurtheilen, wo man homöopathisch und wo allopathisch behandeln müsse. Wer einen tieferen Blick in das Treiben dieser Aerzte gethan hat, dem kann es nicht mehr in den Sinn kommen, bei ihnen überhaupt ein Streben sich in der Kenntniß der Homöopathie zu vervollkommnen, ein eifriges theoretisches Studium der homöopathischen Arzneimittellehre vorauszusetzen. Ein solches eifriges Studium setzt ein vollständiges Verständniß der Homöopathie und ein hohes Interesse für dieselbe voraus; diese Aerzte haben aber Beides nicht.

Wie läßt es sich mit einem wahren Verständniß der Homöo-

pathie vereinigen, daß solche Aerzte neben dieser noch alle möglichen allopathischen Methoden ausüben? daß sie bei entzündlichen Krankheiten noch zu dem antiphlogistischen Apparat der alten Schule, zu Aderlaß, Blutigeln, Schröpfköpfen, Salpeter u. dgl. greifen? daß sie sich nicht scheuen, zwei und mehrere Mittel zusammenzumischen, von denen jedes einzelne noch fast gänzlich unbekannt ist? daß sie nicht davor zurückschrecken, durch große Gaben von Opium, Brechweinstein, Chinin u. s. w. ihren Kranken zu schaden statt zu nützen? daß sie Heilmethoden ausüben, die entschieden falsch sind und mit dem homöopathischen Heilprinzipe in völligem Widerspruche stehen, wie die ableitende, stärkende, diuretische, antiplastische Methode, die Frühlingskräuterkur u. dgl.? Solchen Aerzten kann man doch in der That kein wahres Verständniß der Homöopathie zutrauen! Hätten sie dieses, so würden sie in Fällen, wo sie durch die Homöopathie nichts auszurichten meinen, lieber gar nichts geben als solchem Schlendrian noch ankleben. Es ist nicht denkbar, daß solche Aerzte die Nothwendigkeit der physiologischen Arzneiprüfungen als der Grundlage für die Heilwirkungen eingesehen haben, da sie mit Arzneimitteln umspringen, deren Wirkungen ihnen völlig unbekannt sind; oder daß sie begriffen haben, daß Alles auf das strengste Individualisiren ankomme, da sie selbst das Generalisiren der alten Schule tagtäglich ausüben.

Der homöopathische Arzt kommt wohl noch zuweilen in die Lage, neben der Homöopathie andere Heilwerkzeuge in Gebrauch zu ziehen, namentlich zur augenblicklichen Beseitigung gefährlicher oder zur vorübergehenden Linderung lästiger Symptome; er wird aber sehr streng in der Auswahl dieser außerhomöopathischen Palliativ- oder Linderungsmittel sein, um nicht Mittel anzuwenden, welche nach seiner Ueberzeugung mehr schaden als nützen. Bei Blasenkrampf alter Leute bleiben die homöopathischen Mittel oft wirkungslos; wenn nun ein heftiger Anfall kommt, der Urin nicht abgeht und die Schmerzen unerträglich sind, so ist es von großem Werthe, dem Kranken durch warme Bäder wenigstens für den Augenblick Linderung zu verschaffen. Jeder homöopathische Arzt wird in die Lage kommen, einfache Klystiere anwen-

den zu müssen, um Stuhlgang herbeizuführen, wenn auch nur vorübergehend. Bei Magen- oder Darmblutungen kann es wohl vorkommen, daß der Arzt nicht im Stande ist, sogleich das passende homöopathische Heilmittel zu treffen, und deshalb zu anderweitigen Mitteln greifen muß, zu Essigklystieren, Trinken von kaltem Wasser oder Verschlucken von Eisstückchen, zu großen Gaben von Kochsalz, zu irgend welchen adstringirenden Stoffen. Aber nimmermehr wird der wahre homöopathische Arzt seine Zuflucht zu Heilmethoden nehmen, deren Verkehrtheit und Gefährlichkeit er kennen muß, z. B. zu Blutentziehungen, zu Vesikatoren, Fontanellen, zu drastischen Mitteln. Er wird die übliche Krätzkur, das Einschmieren mit schwarzer Seife und Schwefel, nicht vornehmen, wenn auch die Krätze nicht sogleich weichen will, weil er weiß, daß er den Kranken einer gefährlichen Metastase aussetzt; er wird bei Schlaflosigkeit oder Schmerzen nicht zu dem beliebten Linderungsmittel, Opium, greifen, weil dessen Schaden stets bedeutender ist als der Nutzen, den es bringt. Er wird überhaupt zum Zwecke der Linderung nicht gleich von der homöopathischen Behandlung abspringen, denn er muß wissen, daß die Homöopathie schon jetzt einen reichen Schatz von Linderungsmitteln enthält; Akonit, Kaffee, Ipecacuanha, Glycerin, Opium, Kampher, Veratrum album, überhaupt alle kurz und flüchtig wirkenden Arzneien sind an den geeigneten Stellen vortreffliche Linderungsmittel. In einem Falle von Lungentuberkulose, wo durch keins der gereichten homöopathischen Arzneimittel Stillstand des tuberkulösen Prozesses bewirkt werden konnte, trat doch jedesmal nach einer Gabe Aconit. 12. wesentliche Linderung ein, die Hitze der Haut mäßigte sich, die Brustschmerzen verschwanden, der Nachtschweiß hörte auf. Schwefeläther zu mehreren Tropfen auf Zucker genommen ist als hülfreich gegen Ohnmacht gerühmt worden, gewiß ein homöopathisches Mittel, da es selbst rasch Bewußtlosigkeit hervorruft.

Alle die Aerzte also, welche wenigstens ebenso oft von allopathischen Methoden, wenn auch von entschieden falschen, Gebrauch machen, wie von der Homöopathie, oder die letztere gar

nur ausnahmsweise ausüben, haben nicht das entfernteste Verständniß von dem Wesen der Homöopathie, sie sind nur Laien in derselben. Und wenn sie den gegenwärtigen mangelhaften Entwicklungsstand der Homöopathie als Grund ihrer Handlungsweise vorschützen, so ist das eben nur ein Vorwand; sie müßten in diesem Falle doch nothwendiger Weise mitzuwirken suchen, daß die Homöopathie durch fortgesetzte physiologische Arzneiprüfungen von Jahr zu Jahr mehr an Heilfähigkeit zunähme. Ein solches Streben findet man aber bei diesen Aerzten nie; es fällt ihnen nicht ein, der Homöopathie zu Liebe Arzneiprüfungen an sich anzustellen oder irgendwie die Homöopathie überhaupt zu befördern und zu bereichern.

Ein Arzt, welcher fortdauernd, Jahr aus Jahr ein, die Homöopathie und Allopathie willkürlich vermischt und beide als gleichberechtigte Verfahrungsarten neben einander ausübt, oder gar nur ausnahmsweise zur Homöopathie greift, ist entweder nicht denkend genug, um das, was er einmal ergriffen hat, bis auf den Grund zu verfolgen, er begnügt sich mit einem oberflächlichen halben Wissen, oder er ist gewissenlos genug, die Homöopathie gegen seine innere Ueberzeugung lediglich um des materiellen Vortheils willen auszuüben. Ein sowohl denkender als redlicher Arzt kann nie Homöopath und Allopath zu gleicher Zeit sein und bleiben; das ist eine vollständige Unmöglichkeit. — Unredliche Aerzte dagegen, denen die Heilkunst nur als melkende Kuh dient, haben große Veranlassung, dieses Halbirungssystem zu befolgen. Es giebt eine große Anzahl von Leuten, die auf der einen Seite zu viele Erfolge von der Homöopathie gesehen haben, um deren Wirksamkeit gänzlich abzuleugnen, die aber auf der andern Seite noch so fest am Hergebrachten hängen, daß sie nicht den Muth haben, sich der Homöopathie vollständig anzuvertrauen. Spekulative Aerzte mußten bald einsehen, daß es kein übles Geschäft sei, durch Verbindung beider Methoden, der Homöopathie und Allopathie, diese zahlreiche Klasse schwankender Naturen zu befriedigen und für sich zu gewinnen.

Es giebt aber sogar Aerzte, welche den spekulativen Kauf-

mannsgeist so weit treiben, daß sie die Wahl zwischen homöopathischer und allopathischer Behandlung völlig den Kranken anheimstellen und je nach dem Geschmacke ihrer Kunden sehr gern zu dem einen oder andern Verfahren erbötig sind, gerade wie eine Putzhändlerin ihre Kunden fragt, ob sie ächte oder unächte Straußenfedern, ächten oder unächten Sammt befehlen. Zu verwundern ist nur, daß diese ärztlichen Krämerseelen ihre Kranken nicht weiter fragen: „Wünschen Sie, daß ich Ihre Lungenentzündung mit Blutentziehung oder Kalomel oder Brechweinstein heile? Befehlen Sie, daß ich Ihnen mit Ricinusöl oder Sennesblätter oder Glaubersalz oder Bitterwasser den Darmkanal ausfege, oder daß ich Ihre Krankheit mittelst eines Brechmittels koupire? Belieben Sie gegen Ihre Magenschmerzen äußerliche Opiumeinreibung oder Magnesia, oder soll ich diese mit Nux vomica oder Pulsatilla beseitigen? Es ist kein wesentlicher Unterschied zwischen obigem und diesem Verfahren; wenn der Arzt einmal seine Ueberzeugung und Behandlungsweise von der Laune des Kranken abhängig macht, dann ist es gleichgültig, wie weit er hierin geht. Wenn aber ein Postbeamter fragt: „Wünschen Sie, daß der Brief über Wien und Triest, oder über Frankfurt und die Schweiz nach Rom abgehe?", so wird ihm Jeder antworten: „Lassen Sie den Brief denjenigen Weg gehen, auf dem er am sichersten und rascheſten zum Ziele gelangt!"

Es ist wirklich sehr wunderbar und durchaus nicht erfreulich, daß es Kranke genug giebt, die solchen mit ihrer Heilkunst förmlich handeltreibenden Aerzten ihr Vertrauen zuwenden, obwohl gewiß nicht viel Scharfsinn dazu gehört einzusehen, daß nur kleinliche Gewinnsucht oder völlige Unkenntniß der medizinischen Wissenschaft und in Folge dessen gänzliche Ueberzeugungslosigkeit solch ein Verfahren ins Leben rufen kann. Dem Geiste der Homöopathie stehen gerade diese Aerzte am allerfernsten, und eher kann der eifrigste und blindeste Allopath noch zu einem wahren Homöopathen umgewandelt werden, als einer, der nicht seiner Ueberzeugung, sondern seinem Vortheil nachgeht. So ist ja auch Jeder, er mag eine politische Ueberzeugung haben welche

er wolle, wenn er ihr nur aufrichtig zugethan ist, der Wahrheit zugänglicher als die gemeinen Seelen, deren politisches Glaubensbekenntniß mit der Wetterfahne der Zeit sich dreht.

Es war nothwendig, über die charakterlose Vermischung der Homöopathie und Allopathie etwas ausführlicher zu sprechen, denn dieses Unwesen nimmt alljährlich mehr und mehr überhand und die Klasse der Sonntags-Homöopathen macht sich in immer zahlreicheren Exemplaren breit. Dies ist aber für die Homöopathie keineswegs gleichgültig. Die falschen Freunde sind gerade die gefährlichsten Feinde; so sind auch diese falschen Freunde der Homöopathie gerade deren gefährlichste Gegner, denen man am energischsten entgegen treten muß. Wie im Allgemeinen jede Halbheit, zumal wenn sie aus Unredlichkeit hervorgeht, ein Hemmschuh der fortschreitenden Wahrheit ist, so wird auch die Homöopathie durch diese verstümmelnde Halbheit in ihrer reinen Ausbildung gefährdet. Die Homöopathie beruht auf der strengsten Individualisirung, sie verlangt eine äußerst gründliche Kenntniß der Arzneimittellehre und die sorgfältigste Anwendung dieser Kenntnisse am Krankenbett; ohne dieses Hauptgesetz wird sie zu einem völlig unbrauchbaren krüppelhaften Machwerk und muß verdorren, wie ein Baum, dem man die Wurzeln abgeschnitten hat. Aber gerade durch dieses Schachervolk unter den Aerzten, durch diese Zwitterärzte wird die Oberflächlichkeit in der Krankenbehandlung zum Grundsatz erhoben, und jede gründliche tiefe Kenntniß verbannt; fabrikmäßige Ausübung der Homöopathie, Anklammern an die gröbsten Umrisse der Arzneimittellehre tritt an die Stelle des strengen Individualisirens, und die schlechten Erfolge einer solchen Behandlung kommen dann auf Rechnung der Homöopathie selbst. Die Homöopathie wird in den Händen dieser halbschürigen Aerzte eine klägliche Mißgeburt ohne jede Lebensfähigkeit. Deshalb ist es Pflicht jedes entschiedenen homöopathischen Arztes, gegen solche Verstümmelung der Homöopathie rücksichtslos aufzutreten, wo er sie findet; es ist seine Pflicht, die Unwissenschaftlichkeit und gänzliche Untauglichkeit einer solchen Behandlungsweise und die schmutzigen Triebfedern zu derselben überall aufzudecken, und nicht ruhig zu-

zusehen, wie seine Wissenschaft in den Händen von Pfuschern und Stümpern zum Werkzeug gemeiner Gewinnsucht zugestutzt wird. —

Wie hat also, kurz zusammengefaßt, ein wahrhaft rationeller physiologischer Arzt zu verfahren?

Die erste Aufgabe des Arztes ist, die Entstehung krankhafter Störungen möglichst zu verhüten, durch Ueberwachung der Lebensweise derer, die sich ihm anvertraut haben. Auch im gesunden Zustande ist folglich der menschliche Organismus ein Gegenstand der ärztlichen Fürsorge; er muß auf jede Weise in seiner ungestörten physiologischen Entwicklung gefördert werden durch diätetische und sanitätspolizeiliche Maßregeln. — Sobald trotzdem eine krankhafte Störung eingetreten ist, muß der Arzt zunächst den Krankheitsfall vollständig zu erforschen suchen, d. h. eine sichere und erschöpfende, subjektive und objektive Diagnose anstellen. — Die nächste Sorge des Arztes ist hierauf, die veranlassende Ursache der Krankheit zu entdecken und, wo es geht, zu entfernen, der krankhaften Störung jede Nahrung zu entziehen. — Wenn aber die äußere Krankheitsursache nicht nachweisbar oder nicht entfernbar ist, oder wenn die Krankheit trotz der Beseitigung der äußern Ursache nur sehr langsam und mühsam unter großem Kräfteaufwand für den Organismus oder gar nicht weicht, alsdann muß der Arzt unter Beobachtung der geeigneten Krankendiät zur dynamischen oder mechanischen Kunstheilung schreiten. Ist der Krankheitszustand der Art, daß er durch die Thätigkeit des Nervensystems wieder ausgeglichen werden kann, so folgt als Hauptaufgabe des rationellen Arztes die radikale Heilung des Uebels durch das passend gewählte homöopathische Heilmittel. Selbst in den Fällen, wo möglicher oder wahrscheinlicher Weise der Gesundheitszustand auch ohne Arzneimittel wieder eingetreten sein würde, ist die Anwendung des homöopathischen Heilmittels doch angezeigt; denn dadurch daß der Arzt das Naturheilbestreben unterstützt, erleichtert er dem Organismus die Heilung und nützt durch Abkürzung der Krankheit, durch rasche Beseitigung vor-

handener Schmerzen oder anderer lästiger Symptome. Ueberall wo der Erfolg zweifelhaft ist, versteht sich die Anwendung der Homöopathie von selbst. — Wenn wirkliche Heilung der Krankheit eine Unmöglichkeit ist und es nur noch auf Linderung einzelner Beschwerden ankommt, dann verdient die homöopathische Behandlung ebenfalls die erste Beachtung; und wenn auch jetzt noch öfters Fälle vorkommen, in welchen anderweitige Linderungsmittel angewendet werden müssen, so wird doch mit der fortschreitenden Ausbildung der Homöopathie auch das Gebiet der homöopathischen Linderungsmittel unzweifelhaft so bereichert und vervollständigt werden, daß die Aerzte einst in allen Fällen mit diesen ausreichen werden. — Ist der krankhafte Zustand der Art, daß er durch die Thätigkeit des Nervensystems nicht beseitigt werden kann, alsdann tritt die mechanische Hülfe an die Stelle der dynamischen; das Feld der Chirurgie beginnt. — Möglichste Verhütung der Wiederkehr der Krankheit bildet den Schluß der ärztlichen Behandlung.

Nachwort.

Im Jahre 1790, als Hahnemann mit der Uebersetzung der Arzneimittellehre des schottischen Arztes, Dr. Cullen, beschäftigt war, wurde er durch die eigenthümlichen, scheinbar sich widersprechenden Wirkungen, welche der China beigelegt wurden, veranlaßt, die Wirkungen der China an sich selbst zu prüfen; und er bemerkte zu seiner Verwunderung, daß sich in Folge der genommenen Arznei fieberhafte Erscheinungen bei ihm entwickelten, welche große Aehnlichkeit mit einer Art von Wechselfieber zeigten. Bei dem rastlos thätigen, denkenden Geiste Hahnemann's konnte eine solche Beobachtung nicht unbeachtet verloren gehen. Er, dem die Ohnmacht und Heilunfähigkeit der damals noch ungetheilt herrschenden Heilkunst so fühlbar und zum Ueberdrusse geworden war, daß er, obwohl bekannt als tüchtiger und glücklicher Arzt, dem Heilgeschäfte völlig entsagt hatte, — ein solcher Mann mußte natürlich ganz besonders geeignet sein, jede Spur zu verfolgen, die ihn möglicher Weise zur Wahrheit leiten konnte. Dieses that er denn auch, allein nicht nach Art der gewöhnlichen Neuerer, welche gleich ein großes Geschrei erheben, sobald sie ein Ei gelegt haben, wenn dieses auch nur ein faules ist. Hahnemann veröffentlichte zwar in den Jahren 1796—1805 verschiedene kleine Abhandlungen, welche meist auf die Mängel der alten Schule hinzielten, sowie 1806 einen Aufsatz „Heilkunde der Erfahrung", welcher die Umrisse und Grundzüge der neuen Lehre enthielt, aber erst im Jahre 1810, also nach 20jähriger reiflicher Durchbildung, trat er mit der Schrift hervor „Organon der Heilkunst", in welcher er die Ergebnisse seiner bisherigen Forschungen im Zusammenhange darlegte und begründete.

Seit der ersten Herausgabe des Organon datirt sich also das öffentliche Auftreten der Homöopathie, und von dieser Zeit an begannen auch die zahlreichen Anfeindungen und gehässigen Schmähschriften der aus ihrer behaglichen Sicherheit aufgestörten Aerzte, welche für die im Organon entwickelten unerhörten An-

sichten gänzlich unvorbereitet waren. Seit dem berühmten Arzte Galen, der im 2. Jahrhundert nach Christus lebte, stand das Gebäude der Medizin in seinen Hauptgrundzügen unangetastet da, wenn auch einzelne wieder verhallende Stimmen dagegen laut wurden, und nun plötzlich, d. h. nach 20jähriger reiflicher Erwägung, trat ein Mann auf, nicht einmal ein gelehrter Professor an irgend einer berühmten Universität, dessen Ruhm bereits die Welt durchlief, nein ein gewöhnlicher praktischer Arzt, und lehrte, daß die bisherige Medizin als Heilkunst eine Irrlehre sei und gerade das Gegentheil von dem angenommen werden müsse, was bis dahin für wahr und untrüglich gehalten wurde! War es ein Wunder, daß eine solche Lehre als unzweifelhafter Unsinn ausgeschrieen wurde, noch bevor sich Jemand die Mühe gegeben hatte, sie zu prüfen? Es wäre gerade im Gegentheil ein unbegreifliches Wunder gewesen, wenn sie gleich volle Anerkennung gefunden hätte; die menschliche Natur hätte sich gänzlich verleugnen müssen, um sich zu solcher Unbefangenheit zu erheben und einen Riesensprung von einem Gegensatze zum andern zu machen. Deshalb geschah es auch nicht; die Aerzte besaßen viel zu viel Ehrfurcht vor dem ergrauten Alter, um dieses treulos zu verlassen und in dem neugeborenen Kinde schon den Messias zu erkennen. Sie waren ja überdies so an das Auftauchen und Verschwinden medizinischer Systeme gewöhnt, daß sie gewohnter Maßen die Lehre Hahnemann's für nichts Besseres hielten und demgemäß beurtheilten.

Alle Schmähungen und Verleumdungen waren jedoch nicht im Stande, Hahnemann nur im Geringsten von dem einmal betretenen Wege abzulenken, sie spornten ihn nur um so mehr zur Ausbildung und Befestigung seiner Lehre an, während er gelegentlich die Angriffe seiner Gegner mit dem Feuereifer eines Reformators zurückschlug. Er handelte ganz gemäß seines eigenen Ausspruchs: „Nur dem Schwachherzigen sind schädlicher Wahn und Vorurtheile deshalb heilig und unverletzlich, weil sie nun einmal in die Welt eingeführt sind — weil sie mit dem Moos der Verjährung überzogen sind; der echte Weise hingegen zermalmt Wahn und Vorurtheile freudig unter seinem kraftvollen Tritte, um Raum für den Altar der ewigen Wahrheit zu gewin-

nen, die keines antiken Rostes zur Beglaubigung ihrer Echtheit, keines Reizes der Neuheit und der Mode, keines vielbändigen, wortreichen Systems zur ängstlichen Verdeutlichung, keiner Sanktion von imponirenden Autoritäten bedarf, sondern selbst mündig, mit der Stimme der Gottheit stark und tief in das Herz des Vorurtheilsfreien spricht mit unauslöschlichem Eindrucke."

Anfangs sammelte sich um Hahnemann nur ein kleiner Kreis von Schülern, denen die Nachwelt stets große Anerkennung zu bewahren schuldig ist, denn es gehörte damals große Ueberzeugungstreue und Charakterfestigkeit dazu, ein Schüler Hahnemann's zu werden und zu bleiben. Ein Schüler Hahnemann's zu sein, galt ja in der ersten Zeit ziemlich allgemein für halbe Verrücktheit; ein homöopathischer Arzt war ein Wunderthier, von dem die meisten Menschen nicht recht wußten, ob er von der Luft lebe oder Speisen zu sich nehme, wie andere Leute. Anfeindungen und Verachtung hatten die Anhänger Hahnemann's unaufhörlich zu ertragen, und dabei mußten sie sich durch physiologische Arzneiprüfungen ihre Arzneimittellehre erst schaffen, während sie sich zugleich, im beständigen Kampfe mit dem medizinischen Zunftwesen und den Apothekern, durch langjährige, unermüdliche Opposition die Freiheit des Selbstdispensirens erkämpften. — Bald jedoch vergrößerte sich die Zahl der homöopathischen Aerzte; und jetzt, nachdem 49 Jahre seit der ersten Herausgabe des Organon verflossen sind, hat sich die Homöopathie bereits über alle Welttheile verbreitet, mehrere tausend Aerzte zählen sich zu ihren Anhängern, in verschiedenen Krankenhäusern zu Wien, London, Paris u. s. w. ist die homöopathische Behandlung eingeführt, die homöopathische Litteratur ist schon jetzt so reichhaltig, daß sie eine kleine Bibliothek bilden würde, und eine Anzahl von Zeitschriften berichtet fortwährend, was auf ihrem Gebiete Neues und Wissenswerthes zu Tage gefördert wird.

Die Homöopathie ist demnach für immer gesichert, an ein Vergessenwerden derselben ist nicht mehr zu denken. Aber trotzdem ist sie noch bei weitem nicht als alleinherrschende Heilkunst anerkannt, sondern befindet sich im Gegentheile immer noch in der Minderzahl, sie wird nur geduldet, und die Allopathie ist

die herrschende, vom Staate sanktionirte Richtung. Noch immer wird die Homöopathie von den Meisten als blose Sekte, nicht als alleingültige Wahrheit angesehen, und die Regierungen bekümmern sich wenig oder nicht um sie; noch immer glaubt jeder Laffe über sie spotten zu dürfen, wenn er auch kaum ihren Namen richtig auszusprechen versteht. Noch immer gilt der homöopathische Arzt als etwas Absonderliches; noch sind die abentheuerlichsten Ansichten über die Homöopathie im Schwunge, nicht etwa blos bei Laien, nein unter den allopathischen Aerzten und Universitätsprofessoren, die auf der Höhe ihrer Wissenschaft stehen sollten. Noch immer wollen die kleinen Gaben den Meisten nicht in den Kopf; ja es giebt Leute, die wohl glauben, daß Bileams Esel geschrieen hat, die sich vertrauensvoll jeder Sympathie und jedem Wunderdoktor zuwenden, aber über die kleinen Gaben der Homöopathie spotten. Dieselben Anekdoten und Witze, die vor 30 Jahren über die kleinen homöopathischen Arzneidosen in Umlauf waren, kann man noch heut zu Tage von Witzreißern zu hören bekommen. Noch giebt es viele Staaten, in welchen zwar jeder Handel mit Geheimmitteln erlaubt, dagegen aber das Selbstdispensiren den homöopathischen Aerzten streng verboten ist, und zu diesen Staaten gehört auch die Wiege der Homöopathie, das Königreich Sachsen, welches leider das Sprüchwort bestätigt, daß der Prophet nichts im Vaterlande gilt.

Und an den Universitäten, wie sieht es da aus? Noch keine einzige von allen medizinischen Fakultäten der deutschen und ausländischen Universitäten hat die Wahrheit der Homöopathie öffentlich ausgesprochen und sich derselben zugewendet. Die Homöopathie wird sehr selten auf den Kliniken erwähnt, sie existirt für die gelehrten Herren gar nicht; jede veraltete Methode, jedes Heilmittelchen, was irgend ein beliebiger Professor empfohlen hat, wird gelegentlich abgehandelt, aber von der Homöopathie selten ein Wort. Und fällt ja ein Wort, so beurkundet es eine solche Unwissenheit in Betreff der Homöopathie, daß es jedem, der einiges Verständniß von derselben hat, nur eine Miene der Verachtung ablocken kann. Junge Kliniker, welche die praktische Medizin kaum erst gekostet haben, machen sich im Vollgefühl der Unfehlbarkeit ihrer

Kunst dreist über Hahnemann lustig, dem sie mit ihrem Geiste gleichen wie Wagner dem Faust. Daß die Homöopathie Unsinn sei, ist bei ihnen förmlich zur Sage geworden, nach deren Ursprung keiner mehr fragt. Ein Arzt, der einen gespaltenen Herzton oder irgend ein Reibungsgeräusch überhört, oder der bei Typhus nicht jedesmal regelrecht die Milz perkutirt, der wird sofort mit dem Banne der Unwissenschaftlichkeit belegt; hingegen eine schon so mächtig gewordene Erscheinung auf dem Gebiete der Medizin, wie die Homöopathie, völlig unbeachtet zu lassen und nicht das Abc derselben zu kennen, das verträgt sich vollkommen mit der Fakultätswissenschaftlichkeit.

Aber dazu gehört doch wahrlich jetzt nicht viel Scharfsinn, einzusehen, daß die Homöopathie eine ungewöhnliche Erscheinung auf dem Gebiete der Medizin sei. Seit die jetzige Heilkunst besteht, ist in der Geschichte der Medizin keine geistige Umwälzung zu finden, welche sich gleich der Homöopathie in allen Welttheilen angesiedelt hätte und so tief ins Volk eingedrungen wäre. Schon unzählige Male ist der Homöopathie ihr seliges Ende prophezeit worden, aber immer vergebens; es geht ihr wie der Mutter Erde, sie besteht trotz aller Weissagungen ungestört fort, blüht und trägt Früchte für die Menschheit.

Trotz alledem sind die sogenannten Träger der Wissenschaft noch nicht einmal so weit gelangt, die Homöopathie einer gründlichen vorurtheilsfreien Prüfung für werth zu achten. Kann sich denn die klägliche Befangenheit der Menschen glänzender bewähren, als in dieser fortgesetzten Nichtachtung und Bespöttelung der Homöopathie? Statt daß die Aerzte bei dem anerkannt miserablen Zustande ihrer Heilkunst zum Wenigsten sehr geneigt sein sollten, eine neue Methode, wie die Homöopathie, zu prüfen, ob in derselben nicht etwas Brauchbares enthalten sei, womit sie ihre Heilmittellehre bereichern könnten, — statt dessen ignoriren sie dieselbe und spotten im Angesichte ihrer kläglichen Heilmethoden, durch die nur ein Schwachkopf zufriedengestellt sein kann, über ein Verfahren, welches sie nicht kennen. Sie müssen doch selbst sehen, daß ihre Therapie unter aller ärztlichen und menschlichen Würde ist, und die Gelegenheit ist ihnen geboten, sie können die Homöo-

pathie gründlich kennen lernen und sich von ihrer Wahrheit oder Unwahrheit theoretisch und praktisch überzeugen, — sie thun es nicht, sie fahren fort auf der breitgetretenen Heerstraße halbfaule Früchte aufzusuchen, die von den nahen Bäumen gefallen sind, statt die Früchte frisch vom Baum der Erkenntniß selbst zu pflücken. Es gränzt in der That ans Unbegreifliche, daß soviele begabte, geist- und kenntnißreiche Aerzte nie zur wahren Prüfung der Homöopathie gelangen, sondern in dem Vorurtheile gegen dieselbe mit dem allgemeinen Strome schwimmen; es ist etwas Betrübtes, wenn man sieht, wie die trefflichsten allopathischen Aerzte, die man gern in jeder Beziehung achten möchte, in Betreff der Homöopathie wie mit geistiger Blindheit geschlagen sind.

Daß noch jetzt selbst die jüngeren Generationen der Aerzte mit wenigen Ausnahmen die Erscheinung der Homöopathie ohne alle Beachtung an sich vorübergehen lassen, nicht einmal den Trieb haben sich aus homöopathischen Büchern theoretisch zu überzeugen, geschweige am Krankenbett homöopathische Arzneien zu reichen, das muß man freilich als Thatsache hinnehmen, die Erklärung dafür ist aber wirklich schwer. Es kommen doch den allopathischen Aerzten zahlreiche Fälle in ihrer Praxis vor, wo sie nichts Rechtes zu geben wissen; warum versuchen sie hier nicht die Homöopathie? Es ist ja ohnehin Pflicht jedes Forschers, auch die Schriften seiner geistigen Gegner zu lesen und sorgfältig zu prüfen. Aber das hilft Alles nichts; diese jungen Aerzte haben an andere Dinge zu denken. Wenn ich sie aber sehe, wie sie mit schönen neuen Instrumenten, Augenspiegel, Plessimeter und Hörrohr, mit allen möglichen Sonden und Spritzen, Guttaperchainstrumenten rc. renommiren, dann kommen sie mir vor wie die Kinder, die ihre Freude an neuen glänzenden Spielsachen haben.

Von älteren, in dem allopathischen Schlamme festgefahrenen Aerzten hat die Homöopathie noch weniger zu erwarten; meist gehen sie ihren Schlendrian bis an ihr kühles Grab. Man sollte zwar denken, jeder Arzt müsse durch jahrelange Praxis immer fester von der Unzuverlässigkeit und Unfähigkeit der herrschenden Heilkunst überzeugt werden und begierig zugreifen, wenn ihm die Möglichkeit eines bessern Heilverfahrens geboten wird; allein leider gerathen die meisten Aerzte mit der Zeit in einen handwerksmäßigen Gewohn-

heitsschlendrian, und ihre Kunst sinkt ihnen mehr und mehr zur blossen Erwerbsquelle herab. Ihr Hauptbestreben wird eine frequente einträgliche Praxis; und da die Menschheit viel leichter durch eine hochtrabende Außenseite bestochen wird, als sie ein redliches Streben begreift, so huldigen sie viel mehr der ersteren Forderung als der letzteren. Es braucht sich ja ein Arzt nur ein bischen Charlatanerie anzugewöhnen, mit recht gelehrten unverständlichen Brocken um sich zu werfen, Alles aufs Haar vorauszubestimmen, aber zugleich tausend Ausflüchte, Diätfehler, Erkältung, Aerger, bereit zu halten, um seine Unfehlbarkeit stets aus der Schlinge zu ziehen, er braucht blos im Augenblick mit gutem Rathe bei der Hand zu sein und ohne viel Besinnen ein beliebiges Rezept niederschreiben zu können, und Niemand wird daran zweifeln, daß dieser wirklich ein recht vorzüglicher Arzt sei, den man unbedenklich Jedermann rekommandiren könne. Nun, wenn das Publikum so kurzsichtig ist, so ist es kein Wunder, daß die meisten Aerzte nur Routiniers ohne wissenschaftliches Streben sind.

Aber die Träger der medizinischen Wissenschaft, die akademischen Lehrer und Professoren, warum werden diese keine Homöopathen? Das sind die ärztlichen Pharisäer und Schriftgelehrten, welche sich von jeher das Recht angemaßt haben, den gesetzgebenden Körper im medizinischen Staate zu bilden, und deshalb sehr geneigt sind, alles Neue auf dem Gebiete der Heilkunst mit Geringschätzung und zopfigem Gelehrtendünkel zu übersehen, was nicht aus ihrer hohen Weisheit geflossen ist. Auch haben sich diese gelehrten Physiologen, Professoren der pathologischen Anatomie, Pathologen so in die mikroskopische Betrachtung des Einzelnen vertieft, daß sie das große Ganze völlig aus dem Auge verlieren. Und sind denn etwa die gelehrtesten Männer auch zugleich die aufgeklärtesten und zur vorurtheilsfreien Prüfung geeignetsten? Im Gegentheile; das Wissen der meisten Gelehrten gleicht einer Buchdruckerei, in welcher zwar alle Lettern zum Setzen des schönsten Buches vorräthig liegen, aber es fehlt leider der setzende Geist. — Schließlich giebt es Aerzte, welche viel zu vornehm sind, um die Wahrheit der Homöopathie einzusehen; denn ein Arzt, der es einmal zum geheimen Medizinal- oder Hofrath gebracht hat, der ist gefeit gegen alle Neuerungen in der Medizin, gute

und schlechte, sofern sie nicht von ihm oder einem noch vornehmeren ausgehen.

Die jetzige Handlungsweise der allopathischen Aerzte ist aber in jedem Falle verwerflich. Wenn sie die Homöopathie für Unsinn halten, ist es dann nicht unverzeihlich, daß die meisten einen so ausgebreiteten Unsinn thatlos ignoriren? Ist es dann nicht ihre Pflicht, Alles aufzubieten, um die Homöopathie mit Stumpf und Stiel auszurotten? Um diese Aufgabe zu erfüllen, dazu gehört freilich, daß sie sich eine gründliche theoretische Kenntniß von dem Wesen der Homöopathie verschaffen, damit sie sich keine Blöße vor den homöopathischen Aerzten geben. Sie hätten alsdann eine Zeitschrift ins Leben rufen sollen, in welcher die Homöopathie solange von beiden Seiten herüber und hinüber besprochen worden wäre, bis die eine Partei von der andern mit wissenschaftlichen Gründen widerlegt und überzeugt worden wäre. Oder sie hätten nur einmal ein Jahr lang einem homöopathischen Arzte eine klinische Abtheilung einräumen sollen, um seine Heilerfolge zu beobachten; es wird ja so viel probirt auf den Kliniken. Es ist doch gewiß ein richtiger Grundsatz, lieber zehnmal etwas Unsinniges zu prüfen, als ein einziges Mal durch Nichtprüfung etwas Werthvolles zu übersehen.

Allerdings haben die allopathischen Aerzte in zahlreichen Schriften die Homöopathie angegriffen und zu widerlegen gesucht. Aber wie machen sie es? Sie nehmen ein homöopathisches Buch vor, nicht in der Absicht es zu prüfen, sondern mit dem festen Willen darüber zu spotten und zu räsonniren; sie halten sich an Nebendinge, stoßen sich an Einzelheiten, an Mängeln, die durch den gegenwärtigen Standpunkt der Homöopathie bedingt werden, an besonderen Persönlichkeiten, die ihnen Anlaß zum Mißtrauen geben, aber sie fassen nicht die Homöopathie im großen Ganzen, in ihrem Wesen auf. Eine solche Auffassung ist aber das Zeichen eines kleinen Geistes; denn wer selbst klein ist, der hält sich an Kleinlichkeiten. Sie verlangen wohl gar, die Homöopathie hätte gleich in vollkommenster Gestalt, fix und fertig, aus dem Kopfe Hahnemann's entspringen sollen wie Minerva aus dem Haupte Jupiters? Ein denkender Kopf erkennt die Wahrheit schon im Keime und freut sich, an ihrer Fortentwicklung mit arbeiten zu können. — Die Streitschriften der Allopathen sind

ein schlagendes Zeugniß von der Unwissenheit und den kindischen Begriffen derselben über Alles, was die Homöopathie betrifft. Sie beschränken sich mehr auf Räsonniren als auf Beweise, suchen ihre Stärke mehr in Spöttereien, Grobheiten, vagen Witzen als in wissenschaftlicher Widerlegung. Erst neuerdings haben wieder viele kleine Kläffer die Homöopathie angebellt. Nun nur immerzu! Sie können ebenso gut den Mond anbellen, im Erfolg bleibt sichs gleich. Durch Angriffe auf die Homöopathie hat sich noch Niemand berühmt gemacht; verkannte Genies also, die gern berühmt werden möchten, müssen ihr Heil auf andere Weise versuchen. —

So steht es um die äußere Anerkennung der Homöopathie. Gut Ding will Weile haben; das ist einmal so und wird auch nicht anders werden. Gerade die bedeutendsten geistigen Umwälzungen haben von jeher den heftigsten Widerstand erfahren und am längsten Zeit gebraucht, um zur allgemeinen Geltung zu gelangen, weil sie den hergebrachten Begriffen und Meinungen der Menschen am ärgsten widersprachen. Der Mensch unterliegt, wie bekannt, dem Gesetze der Trägheit, er liebt die geistige und körperliche Behaglichkeit, jeder Skrupel und Zweifel ist ihm zuwider; sein Körper trennt sich ungern von den einmal lieb gewordenen Gewohnheiten, und sein Geist läßt ebenso ungern die alten lieben Ansichten fahren, die ihm kein Kopfzerbrechen mehr machen. Der Mensch findet deshalb mit der Zeit ebenso sehr das Unvollkommenste, Erbärmlichste gut und schön, wie er durch die Gewohnheit für das Erhabenste abgestumpft wird. Die Homöopathie ist nicht die erste Wahrheit, die sich nur langsam den Sieg über geistige Beschränktheit erkämpft, und wird auch nicht die letzte sein.

Soviel steht indessen fest: durch die Homöopathie ist das zunftmäßige Ansehen, der Schulzwang der medizinischen Fakultäten auf lange, vielleicht auf immer gebrochen worden. Diese haben allzudeutlich bewiesen, daß sie unfähig sind zur vorurtheilsfreien, gründlichen Prüfung einer neu auftauchenden Wahrheit, und daß die Stabilität nirgends mehr zu Hause ist, als bei ihnen. Es wird in der Geschichte der Medizin ein ewiges Armuthszeugniß für die medizinischen Fakultäten bleiben, daß sie gegen 50 Jahre hindurch die Homöopathie nur verfolgt, ver-

spottet oder ignorirt, aber nie gründlich geprüft haben. Dagegen wird die Geschichte der Medizin melden, was die praktischen Aerzte allein ohne die Universitäten vermögen: Ein praktischer Arzt hat die Homöopathie gegründet und ins Leben eingeführt, er hat den Grund zu einer physiologischen Arzneimittellehre gelegt; praktische Aerzte waren seine nächsten Schüler, und nur durch praktische Aerzte hat sich die Homöopathie bis jetzt über alle Welttheile ausgebreitet. Die medizinischen Fakultäten stehen bis heute völlig außerhalb dieser großen medizinischen Erscheinung, und dies wird auch solange dauern, bis endlich die unerbittliche Nothwendigkeit sie zwingen wird, willenlos den praktischen Aerzten nachzuhinken. Es müßte denn vorher irgend ein medizinischer Professor aus London oder Paris die Hahnemann'sche Entdeckung mit einigen unwesentlichen Veränderungen, aber recht hübsch mit gelehrten Floskeln überzuckert, in die medizinische Welt hinausposaunen, ihr einen andern Namen beilegen und für seine Erfindung ausschreien, dann werden die gelehrten Fakultätsherren diesem Leithammel eiligst nachspringen und ausrufen: Jetzt haben wir das Richtige! da seht Ihr, daß die Homöopathie Unsinn ist!

Ich schmeichle mir nicht, daß es dieser Schrift anders ergehen werde, als allen vorherigen homöopathischen Schriften. Die allopathischen Aerzte werden mit wenigen Ausnahmen dieselbe nicht lesen; und wenn sie der eine oder andere liest, so wird er herkömmlicher Maßen sich wieder an Nebendinge, an Einzelheiten halten, er wird die persönlichen Mängel der Schrift sorgsam herauswittern, aber die Wahrheit des großen Ganzen in derselben übersehen. Einzelne zugängliche Köpfe vielleicht wird die Schrift bekehren, aber die große Masse der Aerzte wird ruhig fortleiern. Man mag gegen die eingewurzelten Begriffe und Vorurtheile der Menschen Sturm laufen wie man will, diese sitzen hinter sicherem Wall und Graben, und nur die Zeit kann Bresche schießen.

Druck von A. Th. Engelhardt in Leipzig.

From